

# Das Argument

Zeitschrift für Philosophie  
und Sozialwissenschaften

161



Das neue Argument  
**Auschwitz ins Museum?**

W.F. Haug, G. Fülberth, A. Klönne, F.O. Wolf  
zum »Historikerstreit«

Feministische Kunstgeschichte & Marxismus

Aus dem China-Tagebuch von Oskar Negt

Diskussionen: Europa (Dirks), Männer (Herrgott)

# Das Argument

Zeitschrift für Philosophie und Sozialwissenschaften

Herausgegeben von Frigga Haug und Wolfgang Fritz Haug

Ständige Mitarbeiter: Wolfgang Abendroth † (Frankfurt/M.), Heinz-Harald Abholz (West-Berlin), Detlev Albers (Bremen), Günther Anders (Wien), Ursula Beer (Bielefeld), Theodor Bergmann (Stuttgart), Jutta Brückner (West-Berlin), Hans-Ulrich Deppe (Frankfurt/M.), Bruno Frei (Wien), Kuno Füs (Münster), Helmut Gollwitzer (West-Berlin), Heiko Haumann (Freiburg), Josef Held (Tübingen), Ju Held (Osnabrück), Dieter Herms (Bremen), Klaus Holzkamp (West-Berlin), Urs Jaeggi (West-Berlin), Baber Johansen (West-Berlin), Heiner Keupp (München), Arno Klönne (Paderborn), Michael Krä (Amsterdam), Annette Kuhn (Bonn), Thomas Metscher (Bremen), Oskar Negt (Hannover), Brita Ra (Amsterdam), Helmut Ridder (Gießen), Dorothee Sölle (Hamburg), Karl Hermann Tjaden (Kasse), Erich Wulff (Hannover)

Redaktion: Dr. Dieter Borgers, Dr. Karl-Heinz Götze, Sibylle Haberditzl, Dr. Frigga Haug, Prof. I. W.F. Haug, Birgit Jansen, Peter Jehle, Helga Karl, Thomas Laugstien, Nora Räthzel, Jo Rodejohar, Prof. Dr. Werner van Treeck, Thomas Weber, Dr. Frieder O. Wolf, Prof. Dr. Erich Wulff

Autonome Frauenredaktion: Sünne Andresen, Dr. Dagmar Burgdorf, Claudia Gdaniec, Dr. Frigga Haug, Kornelia Hauser, Birgit Jansen, Nora Räthzel, Eva Stäbler

Redaktionssekretariat: Thomas Laugstien, Gerwin Klingner

Redaktion und Verlag: Argument-Verlag Tegeler Str. 6 1000 Berlin 65 Tel.: (030) 461 80 49

Verlagsleitung: Georg Stenzaly

Werbung: Peter Südhoff

Umschlaggestaltung: Johannes Nawrath Umschlagfoto: © STERN / Dieter Bauer

Anschrift: Argumente-Laden Rentzelstr. 1 2000 Hamburg 13

Auslieferung für Buchhandel: Rotation Mehringdamm 51c 1000 Berlin 61 Tel.: (030) 692 79

ISSN 0004-1157

Das Argument erscheint 1987 in 6 Hefen (alle 2 Monate). Jahresumfang 924 Seiten. — Einzelheft 14,- DM; Stud., Schüler, Erwerbshilfen, 11,- DM. Jahresabo 72,- DM zzgl. Versand; Stud. etc. 57,- DM zzgl. Versand. — Kündigung des Abos nur zum Jahresende bei Einhaltung einer Dreimonatsfrist. — Die Redaktion bittet um Mitarbeit, haftet aber nicht für unverlangt eingesandte Texte und Rezensionsexemplare. Aufsätze sollen höchstens 20, Rezensionen 2 MS-Seiten (1 1/2zeilig, 60 Anschläge) haben. Zitierweise wie in den Naturwissenschaften. Das Argument wird regelmäßig von den folgenden sozialwissenschaftlichen Dokumentationsdiensten und Informationsbanken ausgewertet: Bulletin Signalétique 521, Literaturdokumentation zur Arbeitsmarkt- und Berufsforschung, Politische Dokumentation, Social Science Citation Index, Sozialwissenschaftliches Literaturinformationssystem. — Copyright © Argument-Verlag GmbH. Alle Rechte — auch das der Übersetzung — vorbehalten. — Konten: Postscheck Berlin West 5745-108, BfG II 14 40 13, BfZ 100 101 11. Satz: Barbara Steinhardt, Druck: Erdmann-Verlagsgesellschaft, Jänner/Februar 1987. Frankfurt am Main, 1987.

## **Inhalt**

Das neue <i>Argument</i>	1
Dorothee Sölle: Deutsch-amerikanische Beziehungen	7
Günther Anders: Die Redensart	8
<b>Auschwitz ins Museum?</b>	
Wolfgang Fritz Haug	
Vergangenheit, die Zukunft werden soll. Über den Historiker-Streit	9
Georg Fülberth	
»Mitte« und »Westen«	
Über die Grenzen einer Kritik, die auf Imperialismustheorie verzichtet	24
Arno Klönne	
»Die deutsche Geschichte geht weiter«	
Warum die Rechte aus dem »Schatten Hitlers heraustreten« will	33
Frieder O. Wolf	
»Weiter so, Deutschland«. Die Zukunft einer Amnesie	41
Waltraud Wende-Hohenberger	
Die verschmähte »Gnade der späten Geburt«	
Jurek Becker, Gert Heidenreich und Peter Schneider	44
* * *	
Oskar Negt: Aus dem China-Tagebuch	50
José Carlos Mariátegui: Yankee-Imperialismus in Nicaragua	64
Griselda Pollock: Feministische Kunstgeschichte und Marxismus	66
Europa-Diskussion:	
Walter Dirks: Solidarische Großregion oder technokratische Supermacht?	77
Interventionen:	
Männer (Rüdiger Röver), Reinheitsphantasien (Gerhard Herrgott)	85
Kongreßberichte:	
Feministische Naturwissenschaft; Frauen im Mittelalter;	
DDR-Literatur; Soziologentag; Neue Technik und Arbeit;	
Soziale Netzwerke; Soziokulturelle Zentren	95
Besprechungen:	
Evolutionstheorie; Sprache im Faschismus; Medienwirkungen;	
Brüche in Produktion und Gesellschaft;	
Mädchen in Erziehungsinstitutionen; Identität; Russische Geschichte	104
Verfasser/innen; Zeitschriftenschau; Summaries	151

## Besprechungen

### Philosophie

<i>Markl, Hubert: Evolution, Genetik und menschliches Verhalten (M. Weingarten)</i> .....	104
<i>Russell, Peter: Die erwachende Erde. Unser nächster Evolutionssprung (C. Decker)</i> .....	105
<i>Völlmer, Gerhard: Was können wir wissen? Bd.1: Die Natur der Erkenntnis. Bd.2: Die Erkenntnis der Natur (W. Kunstmann)</i> .....	106
<i>Buck, August: Machiavelli (M. Hinz)</i> .....	108

### Sprach- und Literaturwissenschaft

<i>Maas, Utz: »Als der Geist der Gemeinschaft eine Sprache fand«. Sprache im Nationalsozialismus (M. Jäger)</i> .....	109
<i>Schmitt, Peter F.: Widerstand zwischen den Zeilen? Faschistische Okkupation und Presselenkung in Norwegen (C. Sauer)</i> .....	112
<i>Giese, Heinz W., u.a. (Hrsg.): Sprachersatz. Linguistische Konstrukte und ihre Rationalität (U. Schmitz)</i> .....	114

### Kunst- und Kulturwissenschaft

<i>Medienwirkungsforschung in der Bundesrepublik: Enquete der Senatskommission für Medienwirkungsforschung/DFG (H.-D. Kübler)</i> .....	115
<i>Mast, Claudia: Medien und Alltag im Wandel (H. Gerd Würzburg)</i> .....	118
<i>Prott, Jürgen: Die zerstörte Öffentlichkeit. Die Bundesrepublik auf dem Weg zum Kommerzfunk (J. Robes)</i> .....	118
<i>Kübler, Hans-Dieter (Hrsg.): Jenseits von Orwell. Analysen zur Instrumentierung der Kultur (K. Hickethier)</i> .....	120
<i>Thomsen, Christian W., und Irmela Schneider (Hrsg.): Grundzüge der Geschichte des europäischen Hörspiels (K. Hickethier)</i> .....	121

### Soziologie

<i>Bögenhold, Dieter: Die Selbständigen. Zur Soziologie dezentraler Produktion (M. Meyer-Renschhausen)</i> .....	123
<i>Barcikowski, Rainer, u.a.: Jeder kocht seinen eigenen Stahl. Zehn Jahre Stahlpolitik in der Krise (A. Edel)</i> .....	124
<i>Franz, H.-W., u.a.: Neue Alte Ungleichheiten. Berichte zur sozialen Lage der Bundesrepublik (W. Böttcher)</i> .....	125
<i>Behrmann, Meike, und Carmine Abate: Die Germanesi. Geschichte und Leben einer süditalienischen Dorfgemeinschaft und ihrer Emigranten (H.-D. Grünfeld)</i> .....	127
<i>Mathias, Erich, und Klaus Schönhoven (Hrsg.): Solidarität und Menschenwürde. Etappen der deutschen Gewerkschaftsgeschichte (W. Müller-Jentsch)</i> .....	128

(Fortsetzung auf Seite VIII)

## Das neue *Argument*

Die neue Umschlaggestaltung drückt es aus: das alte *Argument* ist tot, es lebe das *Argument*. Phönix aus der Asche: Dieses Heft erscheint in einem umstrukturierten Verlag mit erneuerter Redaktion und aktualisiertem Programm.

Seit geraumer Zeit befand sich das *Argument* in einer Krise. Die Abonnenten und Mitarbeiter/innen wußten es, denn sie erhielten schon vor einem Vierteljahr einen Hilferuf. Das Echo war ermutigend: Abonnements trafen ein, Hilfsangebote aller Art, Geldspenden. Die Zeitschrift und ihre Sonderbände werden von vielen an ungezählten Orten, oft mehr in der 'Provinz' als in den 'Zentren', als politisch-kulturelles Projekt verstanden, für das sie bereit sind etwas zu tun.

Zum davor letztenmal hatte sich 1978 dem *Argument*-Verlag ökonomisch die Existenzfrage gestellt. Es gelang damals, den Verlag mitsamt Lager und Vertrieb aus Karlsruhe nach Westberlin zu verlegen und zu sanieren. Einige Jahre lang hatten wir Ruhe an der ökonomischen Front. Dann tat sich die Schere zwischen schrumpfenden Umsätzen und steigenden Kosten wieder auf. Der Eigenvertrieb, der die Hefte und Bücher aus einem Vierteljahrhundert am Lager und am Markt hielt, ließ sich nicht mehr aufrechterhalten. Dazu kamen Formen der Ineffizienz und des Mißmanagements, auch Mißerfolg bei der geplanten Einführung der EDV. In vieler Hinsicht fehlte es an Koordination und Kontrolle, wie oft in selbstverwalteten Betrieben, vor allem wenn die meisten Verantwortlichen ständig überlastet sind, weil sie lehren, forschen, schreiben, redigieren, organisieren, was alles nur solange auf einen Nenner zu bringen ist, als es keine Krisen gibt.

Aber diesmal war die Krise nicht nur eine der Rentabilität. In Wirklichkeit waren es mehrere unterschiedliche Krisen, die sich überdeterminierten. Vor allem gab es eine Krise der Redaktion. Wir sind noch zu nahe daran, um die Ursachen genau zu begreifen. Die Hauptdeterminanten dürften folgende gewesen sein: Teils war es die durch den Aufstieg der Grünen bewirkte Veränderung des politischen Umfelds, teils die durch den Bruch mit der DKP bewirkte Umpositionierung der Zeitschrift im Spiel der politischen Kräfte, teils waren es Spannungen, die von dem unvermeidlich widersprüchlichen Projekt einer autonomen Frauenredaktion ausgingen, was zur Entfremdung zwischen Redakteuren führte. Unsicherheit und Zweifel stellten sich ein, wie wir uns die Adressaten, für die wir arbeiteten, genau vorstellen sollten. Schwebten uns nicht oft genug als die idealen *Argument*-Leser/innen allseits interessierte sozialistische Persönlichkeiten vor, die vielleicht zu dünn gesät waren ... Andere Tendenzen drangen fast unterschwellig in die Redaktion. Gegen die Tendenz, den politischen Gegensatz von rechts und links zu 'überwinden', weil sich durch ihn hindurch das herrschende System reproduziere und man durch die Selbstzuordnung zur Linken unwillkürlich die SPD stärke, bekräftigte die Redaktion die Zugehörigkeit der Zeitschrift zur Linken. Angesichts der Tendenz, im Wahlkampf die Zeitschrift einseitig auf eine der Parteien der Linken zu beziehen, bekräftigte die Mehrheit die Absicht, sich weder für noch gegen bestimmte Parteien, sondern für das gesamte politische Kräftefeld der Linken zu engagieren. Die Redaktion lehnte es ab, ein Heft gegen die SPD zur Wahl zu machen, wollte vielmehr ein Heft, in dem die Bedingungen linker Politik insgesamt untersucht würden. Viel zu lange

aber wandten sich so die viel zu knappen Energien der Redaktion nach innen. Das Persönliche war vom Politischen, vielleicht gerade weil sich die Gegensätze so unklar artikulierten, nicht zu trennen. Der Konsens zerfiel. Wenig fehlte und die Redaktion war tot. Die ökonomische und die redaktionelle Krise verstärkten einander. Der Erfolg hat viele Väter, der Mißerfolg ist Waise. Leere Versprechungen waren umsonst zu haben, guter Rat war teuer.

War das *Argument-Konzept* noch lebensfähig? Hatten wir uns zuviel oder Falsches zugemutet? Spukten nicht auch Elemente eines überholten 'zentralistischen' Konzepts durch unsere Programmformulierungen, als wäre das *Argument* eine Art theoretisches Zentralkomitee für alle Fragen? Mußten wir nicht erheblich bescheidener werden? War der Akzent nicht noch mehr als bisher auf das *work in progress* zu legen, den offenen, fragmentarischen und notwendig partiellen Charakter?

Den Beteiligten wurde klar, daß eine völlige Rekonstruktion des *Argument*-Projekts angesagt war. Es gab Anflüge von Resignation. Aber dann machten wir uns an die Arbeit. Eine Reorganisation des Verlags wurde beschlossen. Der Eigenvertrieb wurde aufgelöst, professionelle Auslieferungen übernahmen den Vertrieb: *Rotation* (Westberlin) beliefert seit Jahresbeginn den Buchhandel, *Hundertmorgen* (Reinheim) die Abonnenten und Einzelbesteller. Verlagsleitung, Herstellung und Werbung wurden nach Hamburg verlegt. Der dortige *Argumente-Laden* mit seinem Netzwerk einer politischen 'Mikrokultur', nahm sich der allgemeinen Verlagsfunktionen an. Seit 1. Februar amtiert dort der neue Verlagsgeschäftsführer Georg Stenzaly. Peter Südhoff und Kormelia Hauser bauen ein neues Werbungsressort auf. Auch das Setzen wird am Personalcomputer nun selbst organisiert. Es gibt einen inneren 'Sozialvertrag', der an ein Fondssystem geknüpft ist, das die proportionale Verteilung der Erlöse zwischen den Sektoren regelt und eine Reserve von 50.000 DM gemessen an den Umsätzen von 1986 enthält. Es wurde ein 'Rat' gebildet, der die Einhaltung des Ausgabenlimits kontrolliert. Zudem wird das Ganze in Hamburg von einem größeren Kollektiv getragen, das ein kleines Kulturzentrum und eine Art Kritischer Universität aufbaut. Aus diesem Kreis erhält das alte neue *Argument* unbezahlte Hilfe und die unentbehrliche Unterstützung durch ein solidarisches Milieu.

Hundertfünfzig Titel wurden aus dem Programm genommen und zu einem Spottpreis in einer Sonderverkaufsaktion angeboten. Ein Prospekt lag dem letzten Heft bei. Seitdem wurde die Aktion verlängert und das Angebot um über 100 Zeitschriften-Nummern, 40 Studienhefte, Bücher und eine Schallplatte erweitert. Vor allem brauchen wir neue Abonnenten. Wer jetzt abonniert, erhält kostenlos einen ganzen früheren Jahrgang nach Wahl (soweit noch vorhanden). Wir bitten darum, die neuen Sonderverkaufs-Prospekte anzufordern und mit Empfehlungen weiterzuverteilen. Die Aktion wird bis ins Sommersemester weitergeführt.

Als nächstes stand an eine Überprüfung der Konzeption und Arbeitsweise der *Argument*-Redaktion. Bevor die Diskussion darüber zum Abschluß kam, erklärten zwei langjährige Redakteure, Rolf Nemitz und Wieland Elfferding, deren

Mitarbeit die Zeitschrift in den vergangenen Jahren viel zu danken gehabt hat, in Briefen, die sie an 100 Adressaten im Umkreis von *Argument*, Grünen und SPD verschickten, ihren Austritt. Beide sahen das *Argument* zu einer SPD-Zeitschrift werden, Elfferding sah es zu wenig am Markt orientiert. Aus der Frauenredaktion gingen Hannelore May und Barbara Nemitz im politischen Dissens.

Es gab sechs Eintritte in die Redaktion: Peter Jehle, der seit Mitte 1986 die KWM-Übersetzung koordiniert, Helga Karl, die bisherige Geschäftsführerin, Nora Rätzel, die sich im Ausländerbereich und bei der GAL Hamburg engagiert hat, Thomas Weber, der bereits das *Rezensions-Beiheft* zum KWM von 1985 redigiert hatte und derzeit das *Beiheft* 1987 vorbereitet, Frieder Otto Wolf, grüner Europa-Parlamentarier, Herausgeber des *Grünen Jahrbuchs* und früher der *MOZ (Moderne Zeiten)*, seit geraumer Zeit Mitherausgeber der Werke Althusser und Mitarbeiter des Projekts *Marxistisches Wörterbuch* bei *Argument*, schließlich Erich Wulff, der bei den Bundestagswahlen für die Friedensliste und die Grünen kandidiert hat. Kurz, die Redaktion hat sich kräftig erneuert; und zum erstenmal gibt es direkte Vertreter grün-alternativer Politik in der Redaktion.

Alle fünfzehn Mitglieder der Redaktion sind sich darin einig, daß die Zeitschrift der theoretischen Kultur der Linken dienen soll; daß sie linkspluralistisch bleibt (wie die Zusammensetzung der Autoren im Schwerpunkt des vorliegenden Hefts zeigt: ein unorganisierter Marxist und je ein Vertreter aus dem Umkreis der SPD, der Grünen und der DKP); daß die konkrete Orientierung heute in rot-grüner Perspektive erforderlich ist mit betonter Solidarität zu den Befreiungsbewegungen der Dritten Welt; daß die Zeitschrift für ein Feld mit unterschiedlichen Kräften und Tendenzen arbeitet, keinesfalls aber sich an eine Partei oder Tendenz bindet; daß es um theoretische Zuarbeit zur gewerkschaftlichen Arbeiterbewegung und zu den neuen sozialen Bewegungen, nicht zuletzt zum Feminismus geht; daß die Mitarbeit an einer Erneuerung des Marxismus einen wesentlichen Strang der Aktivitäten bestimmt. Die Frauenredaktion wiederum wird sich stärker internationalisieren: sie wird ihr Konzept in ihrem nächsten Schwerpunktheft (*Arg.* 163) vorstellen.

Zu oft und zu lange schmorte die Westberliner Redaktion im eigenen Saft. Manche dezentrale Aktivität wurde der Betriebsamkeit des jeweils Nächsten aufgeopfert. Ein Element unserer Stärke: die Projekte absorbierten zuviel Aufmerksamkeit und führten zu Effekten unbeabsichtigter Abschließung nach draußen. Wir werden wieder verstärkt auch redaktionelle Funktionen auszulagern suchen. Der Projektverbund im *Argument* soll gestärkt und erneuert werden: das Netzwerk kultureller und theoretischer Aktivitäten vor allem in den Universitätsstädten soll ausgebaut werden.

Die Beziehung zu manchem, dessen Name unter den *Ständigen Mitarbeitern* im Impressum stand, war eingeschlafen. Werner Goldschmidt kehrte uns zornig den Rücken im Zusammenhang mit der Auseinandersetzung um das KWM (vgl. *Arg.* 157); seine letzte Stellungnahme dazu mochten wir nicht mehr veröffentlichen, weil wir nicht überzeugt waren, daß sie genügend viele Leser interessieren würde.

So manche Beziehung, die wir neu anknüpften, war längst überfällig. Betriebs-

blindheit, wenn nicht gar Scheuklappen hatten uns daran gehindert, wenn es nicht einfache Überlastung war. Daß wir Oskar Negt (Hannover) gewinnen konnten, machte ein altes Versäumnis endlich wett. Michael Krätke (Amsterdam) arbeitete schon längere Zeit konzeptiv am *Marxistischen Wörterbuch* und an der Zeitschrift mit; er wird künftig den Ökonomie-Rezensionsteil betreuen. Von der Politologin Ursula Beer (Bielefeld) und der Historikerin Annette Kuhn (Bonn) erwarten wir eine weitere Stärkung der sozialistisch-feministischen Linie im *Argument*. Der Psychologe Josef Held (Tübingen) wird weitere Impulse arbeitsorientierter Forschung in die Zeitschrift tragen und einen neuen regionalen Mitarbeiterkreis aufbauen. Heiner Keupp (München) wird sich des Psychologie-Rezensionsteils annehmen. Sie alle sind dem Kreis der Ständigen Mitarbeiter beigetreten. Eine Reihe anderer werden ihren Beitritt nach einer Mitarbeiterkonferenz öffentlich machen; wieder andere werden noch gefragt.

Wir gehen über längere Zeit doppelt gegen den Strom, indem wir uns weiterhin in der Linie von Karl Marx bewegen *und* indem wir uns in dieser Linie *weiterbewegen*, also die unerhörten Herausforderungen an die Erneuerungsfähigkeit des Marxismus anzunehmen versuchen. Dabei haben wir mehr als fast alle andern in unserem Land es riskiert, Anregungen aus den neuen geistigen Strömungen aufzugreifen und in konkreter Forschung und Materialanalyse umzusetzen, ohne deshalb das marxistische Projekt aufzugeben.

Das *Image* der Zeitschrift schlingerte immer mehr als die Zeitschrift selbst. Das deutet auf Versäumnisse und Ungeschicklichkeiten. Die notwendige Selbstkritik betrifft auch selbstverschuldete Unklarheiten in der Außendarstellung politischer Allianzen (»DKP-Zeitschrift« »SPD-Zeitschrift«), abgesehen vom zeitweilig illusionären Charakter unserer Beziehungen zur DKP. Gewiß werden wir weiterhin Ungeschicklichkeiten begehen; ebenso gewiß wird unser Bild weiterhin »von der Parteien Gunst und Haß verzerrt« in der Geschichte schwanken. Wie oft hören wir, früher sei das *Argument* interessant gewesen, aber heute ... Seit es die Zeitschrift gibt, hörten wir diesen Satz. Oft wird damit auf die notwendigen Wandlungsprozesse reagiert. Außerdem haben heute viele, die so reden, vor zehn Jahren zum letztenmal ein Heft in der Hand gehabt. Vermögen wir gegen diese Mauer aus Vorurteilen überhaupt noch anzukommen?

Wir bitten jedenfalls um die einfache Fairness, das *Argument* nach seinen konkreten Veröffentlichungen zu beurteilen.

Hier eine Übersicht über die in Vorbereitung befindlichen Hefte:

162: *Untergang der Gemeinwirtschaft?* Ein Versuch, die verschiedenen Aspekte des Konkurses der *Neuen Heimat* und der dadurch ausgelösten Krise der gewerkschaftlichen Gemeinwirtschaft zu analysieren. (Das Heft wird im Konsens mit der Frauenredaktion aus Aktualitätsgründen dem fälligen Frauenschwerpunkt-heft vorgezogen.)

163: *Sexismus und Rassismus* (autonome Frauenredaktion).

164: *Zukunft der Arbeit*

Weitere Themen in Vorbereitung: Analysen zur SPD; Natur und Geschlecht (Frauenredaktion); Diskussion über Marxismus und Leninismus (zum Buch von Georges Labica, *Der Marxismus-Leninismus. Elemente einer Kritik*).

Natürlich werden wir außerhalb der Themenschwerpunkte eine Vielzahl von

Diskussionen und Themensträngen und auch den Rezensionsteil fortführen und aktualisieren. An den Umfangsgrenzen und der Service-Struktur der Zeitschrift halten wir fest.

Kurz, das Schiff ist wieder flott. Nun muß eine Rekapitalisierung stattfinden. Jedenfalls können wir wieder guten Gewissens unsere Freunde um Unterstützung angehen. Unentbehrlich waren und bleiben die vielen ehrenamtlichen Helfer bei der Auflösung des alten Vertriebs, bei Umzug und Neueinrichtung, bei der Auslieferung der Bestellungen im Rahmen des Sonderverkaufs zur Lageräumung. Hier danken wir vor allem Melanie Langenberger, die schon früher einmal 10 Jahre lang die Berliner Auslieferung und die Buchhaltung gemacht hatte und nun wieder zur Hilfe kam. Die Herausgeber

## Verlagsmitteilungen

Im Januar 1987 erschienen zwei Bücher bei *Argument*: Der zweite Band des *Pluralen Marxismus* von W.F. Haug mit Aufsätzen zu Ideologie und Subjekttheorie und einer Auseinandersetzung mit dem Eurozentrismus im Marxismus, mit dem westlichen und schließlich dem Marxismus in sozialistischen Ländern. Wer das Weiterdenken im Marxismus noch nicht aufgegeben hat, wird in diesem Band Wichtiges finden.

Das Handbuch *Widersprüche der Automationsarbeit*. In diesem Band sind Forschungsergebnisse der Projektgruppe Automation und Qualifikation (PAQ) aus ihrer fünfzehnjährigen Forschungsarbeit zusammengefaßt. Wir begreifen das Feld der Arbeit als ein Politikfeld: Bei der Analyse der Automationsarbeit erforschen wir, welche Widersprüche entstehen, wenn neue Qualifikationsanforderungen mit bisherigen Ausbeutungs- und Herrschaftsstrukturen unverträglich werden. Wir verfolgen das Ziel, neue Handlungsmöglichkeiten für die Arbeitenden zu entdecken, und suchen nach Stützpunkten für veränderndes Eingreifen. Solche Forschung kann von allen sozialen Bewegungen genutzt werden, die Alternativen zu den herrschenden Automationspolitiken realisieren möchten. In den Gewerkschaften setzt sich mittlerweile eine Politik der Arbeitsgestaltung durch, welche die alte Defensivhaltung gegenüber der Automation ablöst. Zunehmend wird konkretes Gestaltungswissen benötigt.

Im Trubel des Jahreswechsels veröffentlichten wir folgende drei Bücher, auf die wir unsere Leser noch einmal hinweisen möchten:

José Carlos Mariátegui: *Sieben Versuche, die peruanische Wirklichkeit zu verstehen*.

Band 5 des *Kritischen Wörterbuchs des Marxismus* und schließlich

*Technologie und Medizin* (AS 141). Der Band greift ein in die Diskussion um die Bedeutung der Technik für die Organisations- und Kostenstruktur und die Handlungsmöglichkeiten der Beschäftigten, insbesondere des Pflegepersonals bei EDV-Einsatz.

## Aufruf zur Unterstützung einer nikaraguensischen Universität

Das Internationalismusreferat im ASTA der Freien Universität Berlin ruft auf zur Unterstützung einer Universität in Managua. Das *Argument* schließt sich diesem Aufruf an. Es geht um den *Recinto Universitario »Pedro Arauz Palacios« (RUPAP)*, der als Teil der Ingenieurhochschule (UNI) für die Grundausbildung von ca. 1500 Studenten in Fächern wie Physik, Chemie und technischem Zeichnen zuständig ist.

Es fehlt dort an der nötigen Grundausrüstung. Z.B. gibt es nur acht schlecht bestückte Laborplätze für 1200 Studenten. Die einzige Vervielfältigungsmöglichkeit der gesamten Uni ist ein (!) altersschwaches Abzugsgerät. Utensilien für technisches Zeichnen sind eine Rarität in Managua und werden bevorzugt an die Industrie abgegeben. Die Bibliothek verfügt über einen Bestand wie die Regale eines gut ausgestatteten Studenten in Westberlin.

Bei einem Besuch einer FU-Delegation bei Studentenvertretern des RUPAP kristallisierten sich drei Projekte als vordringlich heraus:

### 1. *Offset-Drucker*

Mangels Büchern sind Dozenten und Studenten der RUPAP auf selbsthergestelltes und selbstvervielfältigtes Material angewiesen. Drucker oder Fotokopierer gibt es in der Universität nicht. Die Offset-Druckerei soll außerdem der Studentenorganisation zur Verfügung stehen.

### 2. *Zeichengeräte*

Zeichengeräte sind in Nicaragua höchstens auf dem Schwarzmarkt erhältlich — zu für Studenten unerschwinglichen Preisen. Die Studentenvertretung plant deshalb eine Ausleihstelle, in der für etwa 200 Studenten Geräte zur Ausleihe bereitstehen.

### 3. *Tonaufnahme- und -wiedergabeanlage*

Mit einer Grundausrüstung an Cassettenrecorder, Mikrofon, Plattenspieler, Verstärker u.ä. sollen studentische Aktivitäten im Unterricht und in der Freizeit gefördert werden: z.B. kulturelle Interessengruppen. Die Anlage wird der Studentenvertretung ebenso zur Verfügung gestellt wie dem Lehrkörper.

Die Reihenfolge der drei Projekte drückt auch die Prioritätenfolge aus.

Das Projekt verdient jede mögliche Unterstützung. Zugang zu gut erhaltenem, gebrauchtem Material wäre eine große Hilfe. Jede Form der Mitarbeit wird begrüßt. Am praktischsten sind natürlich Geldspenden.

Kontaktadresse: ASTA-Internationalismusreferat, Brigitte Müller, Kiebitzweg 23, I Berlin 33, Tel.: (030) 838 22 24.

Spendenkonto: Postgiro Berlin West, Konto-Nr. 478 174—100, Brigitte Müller, Stichwort: Nicaragua libre.

Dorothee Sölle

## Deutsch-amerikanische Beziehungen

Als in mutlangen  
eine menschenkette die armeebasis umschloß  
lehnten soldaten aus den fenstern der kaserne  
und warfen da sie nicht kommen durften  
kleine zettel herunter

Ich been mit Sie  
Do not yield  
Stay free  
Most of us are with you  
Ein amerikanischer Soldat

Weil ich möchte daß viele  
die in unserm land belogen werden  
verstehen übersetze ich yield mit kleinbegeben oder gehorchen  
»free« heißt hier unabhängig von der besatzungsarmee  
souverän und wie oft in der neuen sprache atomwaffenfrei  
»most of us« ist gute nachricht  
und kann angezweifelt werden  
aber als ich den brief las  
fiel mir das evangelium ein  
von der schnell wachsenden saat  
auch unter amerikanischen soldaten  
glauben einige noch immer  
an das leben

Günther Anders

## Die Redensart

### *Tripoli*

»Sag mal«, fragte die Mutter den Vater. »warum hast du den Buben eigentlich so gepeitscht?«

»Jede Strafe beweist eine Untat.«

»Was hat er denn ausgefressen?«

»Wird schon wissen, was er ausgefressen hat!«

»Er sagt: nein.«

»Dann weiß er jetzt eben, was ihm blühen wird, *wenn* er etwas ausfressen wird. Und dem Jungen nebenan, der ihn wahrscheinlich gehört hat ...«

»— die ganze Straße hat ihn brüllen gehört —«

»... dem kann es auch nichts schaden zu wissen, was ihm blühen würde, wenn er ...«

»... würde? Oder wird?«

»Ja, sag mal, willst Du vielleicht einen Unmoralischen zum Mann haben?«

»Warum unmoralisch?«

»Naja, *etwas haben* ...«

»— z.B. eine Peitsche —«

»... gleich was; *etwas haben und es nicht verwenden* — wie nennst *Du* denn das?«

»Solltest Du etwa ... *Vergeudung* meinen?«

»You said it, sweety.«

### *Die Redensart*

»Wird schon nicht so schlimm werden«, meinte im Jahre 1942 der Berliner Arzt Dr. Cohen zu seinem Kollegen Dr. Levy, als sie nach ihrer Abholung zum Schlesi-schen Bahnhof spediert wurden. »*Nichts wird so heiß gegessen, wie es gekocht wird.*« 24 Stunden später war zwar weder etwas gekocht noch etwas gegessen worden. Aber zwei weiße, flockige Rauchwölkchen standen lieblich im Himmel-blau über dem Schlot 17 des Lagers Auschwitz.

Wolfgang Fritz Haug

## Vergangenheit, die Zukunft werden soll

### Über den Historiker-Streit\*

#### 1. Deutungskämpfe um Anti/Faschismus in der Form eines Historikerstreits

Es war wie ein Erdbeben, das langsame tektonische Verschiebungen mit einem Ruck realisiert. Die von Habermas mit seinem *Zeit*-Artikel vom Juli 1986, wie der Bonner Historiker Klaus Hildebrand (1986 b) klagte: »ohne zureichenden Grund vom Zaun gebrochene Debatte«, die als »Historiker-Streit« kanalisiert wurde, hat latente Verschiebungen der Jahre davor jäh manifest gemacht. Eine Lawine war losgetreten worden. Vorausgegangen war eine längerfristig betriebene »Verschiebung im politischen Gelände der Bundesrepublik, deren Ausmaß — etwa im Sinne der Wiedererstehung deutschnationaler Formationen — noch nicht abzuschätzen ist.« (Funke 1986, 41) Einiges davon wurde in dieser »neuerlichen Großdiskussion« (Bracher) nun plötzlich zum Thema. Vor allem wurden so gut wie alle bekannteren Geschichtswissenschaftler dazu gebracht, öffentlich Stellung zu beziehen. Mit ihrem Versuch, den Vorgang zur »Fehde gegen die deutschen Historiker« zu stempeln, machte die *Welt* (6.10.86) sich nur lächerlich. Broszat, Jäckel, Kocka, Mommsen, Schieder, Winkler u.a. stellten sich gegen Fest, Hildebrand, Hillgruber, Nolte, Schulze, Stürmer u.a. Habermas blieb nicht allein.<sup>1</sup> Gegen Stürmer und Nolte stimmte ihm auch der Vorsitzende des Historikerverbandes, Christian Meier, zu, der ansonsten eine Mittelposition zu halten suchte. Dessen Vermittlungsangebote wurden von rechts schroff zurückgewiesen. So wurden »die Historikervereinigung wie die Öffentlichkeit ... polarisiert« (Nipperdey<sup>2</sup>). Die Zunftgesetze der Historiker traten außer Kraft. Das gereichte dem neonationalen Lager nicht zum Vorteil. Hatte es sich gerächt, daß die rechten »Ideologieplaner« an einem prekären Gleichgewicht herumgespielt hatten? »Vielleicht vollzieht sich hier sogar ein ... elementarer Vorgang, dem Aufbrechen einer Eisdecke vergleichbar«, meint Christian Meier. Dann hätte sich Habermas, der das Eis zum Brechen gebracht hatte, um die Verfassung und den Pluralismus der »offenen Gesellschaft« verdient gemacht.

Oder überwiegen ressentimenthafte Tiefenwirkungen der »qualenden, eher schwärenden denn klärenden Diskussionen« (Habermas b) auf die vielen kleineren Multiplikatoren im Lande? Hat die Rechte nicht auf die »Macht der Empörten« gesetzt, auf die akkumulierten Aggressionen der in ihrem nationalen Narzißmus Gekränkten? War die von Mommsen (1986 a) festgestellte »Um-schichtung des historisch-politischen Denkens« schon vollzogen? Was nach Habermas, der die politische Moral zu seinem Kampfplatz bestimmt hat, auf dem Spiele steht, ist »die moralisierende Abwehr der jüngsten Vergangenheit«. Ausgangspunkt sind immer wieder »die Bilder von jener Rampe«. »Dieses Nicht-Vergehen-Wollen eines in unsere nationale Geschichte eingebrannten moralischen Imperfekts ist erst in den 80er Jahren breitenwirksam ins Bewußtsein getreten« (bei den einschlägigen Jahrestagen 1983 bis 1985). »Und doch brechen Sperren

auf, die noch bis gestern gehalten hatten.« Dregger hatte die nationale Gereiztheit artikuliert:

«Wer die sogenannte 'Vergangenheitsbewältigung', die gewiß notwendig war, mißbraucht, um unser Volk zukunftsunfähig zu machen...»

Die Bundestagswahl vom Januar 1987, von der zu fürchten war, sie könnte zur plebiszitären Bestätigung der Schlußstrichstrategie werden, brachte einen Rückschlag für die Rechte und einen Zugewinn der Liberalen. »Die Äußerungen zum Thema 'Vergangenheitsbewältigung' ... dürften mehr Wähler abgeschreckt als angezogen haben.« (Dettling) Seither geht die Auseinandersetzung weiter. Es gilt, sie zu untersuchen, um sich auf den Fortgang einzurichten. Denn die Kontroverse mag zwar das Interesse der Öffentlichkeit verlieren, ihr Ende ist aber nicht abzusehen. »Der Historikerstreit des vergangenen Jahres ist nicht vorbei; er fängt erst an.« (Meier<sup>3</sup>, zit. b. Schwab-Felisch 1987)

## 2. Sprachverschiebungen

In der öffentlichen Sprache sind tatsächlich schon jetzt »Sperrungen« gebrochen, »die noch bis gestern gehalten hatten«. Die Sprache des Bundeskanzlers Kohl, von Strauß und Dregger zu schweigen, dokumentiert am besten diese »Enttabuisierung nach rechts« (Mommsen), ein Vorgang, der »kulturelle Verschiebungen« bedeutet, in denen »sich die Grenzen zwischen Rechtsradikalismus und Rechtskonservatismus deutschnationaler Tendenz zugunsten eines neuen deutsch-nationalen Amalgams verschieben« (Funke 1986, 51). Denn darauf läuft es hinaus, wenn Kohl die DDR-Gefängnisse mit KZs, Gorbatschow mit Goebbels, die Abrüstungskonferenz von Reykjavik mit München 1938 gleichsetzt. Das sind keineswegs, wie die SPD erklärte, nur »wahltaktische Manöver, den rechten Rand einzufangen«. »Hier wird die Mitte nach rechts getrieben.« (Hartung 1987) Selbst die darauf einsetzende Kritik führt aufgrund der Machtverhältnisse in den Medien zumindest teilweise dazu, daß der neue Sprachgebrauch allmählich sich einschleift. Als Kohl von »KZs in der DDR« gesprochen hatte, folgte gleich ein umfangreicher Resonanzartikel in »einer der tragenden Zeitungen der Bundesrepublik«, wie Funke die *FAZ* nennt (vgl. Fromme 1987). Im übrigen läuft in derselben Zeitung eine regelrechte Kampagne, die den deutschen Überfall auf die Sowjetunion zur gebotenen Prävention gegen einen damals bevorstehenden Überfall der Sowjetunion aufs Deutsche Reich umdeklariert.

Die Stimme der *Welt* klingt allemal gereizter. Einer ihrer Kolumnenschreiber erklärte das moralische Postulat der Auseinandersetzung mit Auschwitz zum »neuen Geßlerhut«, also zum Zeichen einer Fremdherrschaft, das »jeder deutsche Historiker untätigst zu grüßen habe«. Das unterscheidet sich nicht von der Sprache der Rechtsradikalen. Es versteht sich, daß nebenbei »Marxisten wie Habermas« zum Feindbild aufgebaut werden, denen es in Wirklichkeit darum geht zu rechtfertigen, daß an der Mauer »Deutsche einfach abgeschossen werden«.

Später lancierte die *Welt* einen weiteren Begriff, die *Gleichsetzungs-Verweigerung*, mit dessen Hilfe zwischen Freund und Feind unterschieden werden soll. Das Geforderte ist die Gleichsetzung von Nazismus und Marxismus, welcher letzterem ja Habermas ungefragt zugerechnet wurde und der nun vollends gebrand-

markt wurde als »eine verbrecherische Lehre ...., die genau so in KZs und Folter und Massenmord führt wie die andere.« (v. Loewenstern) Die These von der Singularität von Auschwitz aber sei schuld, daß der Marxismus nicht eliminiert werden kann.<sup>4</sup> Es scheint derselbe Eliminierungswunsch zu sein, wenn auch latent gehalten, der sich in der Redeweise des Historikers Fest Luft macht, wenn er Habermas' Schreibtisch mit jener *Rampe* vergleicht: Da »macht man sich an irgendwelchen Professoren-Schreibtischen daran, die Opfer zu selektieren«. Diese Redeweise ist als solche antisemitisch, was immer ihr Autor ist und wollte. Bei alledem zeigt sich, was Werner Bergmann als die »spezifische Verankerung« der Judenverfolgung in der deutschen Geschichte charakterisiert hat. Die verzweifelte Paradoxie droht von rechts wahr gemacht zu werden: Die Deutschen werden den Juden Auschwitz nie verzeihen. Das neunationalistische Identitätsbegehren produziert Antisemitismus, »denn die Juden sind durch Auschwitz zum Symbol für die nicht wiederherstellbare Einheit der deutschen Geschichte als einer 'Ruhmesgeschichte' geworden.« (Bergmann 1987)<sup>5</sup>

### 3. Die Replik eines Historikers ...

Andreas Hillgruber kommt u.a. in der Zeitschrift *Geschichte und Wissenschaft im Unterricht* zu Wort, deren Herausgeber, Karl Dietrich Erdmann, sich ausdrücklich hinter ihn stellt. Eine der Karten, mit der Hillgruber immer wieder auftrumpft, ist die fachliche Inkompetenz von »Habermas als Nicht-Historiker« (1986 b). Er klagt, daß die Zeit sein Buch »nicht — wie üblich — ... von einem sachkundigen Rezensenten« (1986 c. 725) besprechen ließ. Wenn Habermas darauf hinweist, daß K.Hildebrand ausdrücklich Noltes als Frage getarnte Zurückführung der Judenvernichtung auf »asiatische« Untaten der Bolschewisten rühmt, so kommentiert Hillgruber: »Wer mag wohl dem historischen 'Laien' Habermas ... den Fingerzeig auf diese ziemlich abgelegene Stelle in einer Fachzeitschrift gegeben haben?« (Ebd., 726) Das »Fach« fungiert als ideologische Festung.

Im Gegenzug wies der »altkonservative« (Schwab-Felisch) Christian Meier darauf hin, daß es »überhaupt auffällig ist, daß die Gesellschaft diesen Streit, zu dem man kaum Kenntnisse benötigt, die nicht ein normaler Zeitungsleser hätte, den Historikern überließ.« Zwei Tage später schlug der Bonner Historiker Klaus Hildebrand gegen seinen Verbandsvorsitzenden zurück:

»Eine 'Meinung' aber, wonach 'die deutschen Verbrechen zwischen 1933 und 1945 ... in dem Sinne singular' gewesen seien, 'daß sie qualitativ deutlich über die vergleichbaren anderer Völker (etwa der stalinistischen Sowjetunion) hinausgingen', ist eben nur eine 'Meinung', und im Falle des Althistorikers Christian Meier nicht einmal die eines Fachmannes, ... Freilich wissen wir durchaus schon so viel, daß sogar das Gegenteil zu der vorgetragenen 'Meinung' zutreffend sein könnte.«

Der Nicht-Zeithistoriker Meier wurde mit dem Nicht-Historiker Habermas in die Ecke gestellt. Hildebrand machte Habermas vollends zum negativen Exempel der Universitätswissenschaft, indem er den Begriff »Habermas-Verfahren« einführt:

«Jeder Studierende, der Literatur im 'Habermas-Verfahren' traktierte, fielen durchs Examen!« (Hildebrand 1986 h)

Die Erfahrungen mit universitärer Vermengung von politischer Zensur und Examen bzw. Karriere sprechen dafür, daß man dem Glauben schenken kann.

Zurück zu Hillgruber! Wenn Habermas kein Wissenschaftler ist, so *Agitator*. Wie ein Leitmotiv zieht es sich durch Hillgrubers Replik: »der Philosoph als Agitator« (731), die »Agitation von Habermas und seiner Gefolgsleute« (727). »Gefolgsleute« schleift hinüber zu »Gefolgschaft«, wie man im NS die Komplementärmenge zum »Führer« nannte, und eine ganze Wortfamilie aus dem Wörterbuch des Unmenschen hält Einzug: »Er und seine Mitläufer«<sup>6</sup> (734), »Habermas und seine Mit- und Nachläufer« (735). Habermas' Versuch einzulenken (1986 b) zieht einen weiteren derartigen Begriff auf sich: »... stellt er mir einen — so nenne ich es ironisch — »Persilschein«<sup>7</sup> aus...« (729). Es ist, als habe es der Historiker darauf abgesehen, Augsteins überzogen wirkendes Diktum zu bestätigen, er sei »ein konstitutioneller Nazi«. Es ist wie ein sprachlicher Aufstand im Namen einer Generation von Zwangsentrassifizierten. Aber vielleicht ist es nur Mangel an sprachlicher Sensibilität, wie Habermas es ihm vorgehalten hatte. Die Vorhaltung muß Hillgruber tief getroffen haben. Denn auch das Sensibilitätsmotiv durchzieht den Text:

»Habermas spielt den sprachlich Sensiblen«. »...spielt hier Habermas wieder den sprachlich Sensiblen ... gespielter hochgradiger sprachlicher Sensibilität« (729). »der ... angeblich sprachlich so hypersensible Habermas« (731) usw.

Weil Hillgruber sich hinsichtlich der Judenvernichtung »übrigens 'am tiefsten erschreckt' über den hohen Anteil beteiligter Akademiker« geäußert hatte, stellte Habermas die darin zum Ausdruck kommende Mischung von soziologischer Ahnungslosigkeit und akademischem Standesdünkel in die »Tradition der deutschen Mandarine« (1986 a).<sup>8</sup> Joachim Fest wandte die Spitze prompt gegen Habermas zurück, indem er ihn zum »'Mandarin' der Mythen« ernannte. Hillgrubers Erwidrerung hingegen mag gewisse Dimensionen der Kontroverse abschließend illustrieren:

»Auf das törichte Geschwätz von Habermas, ich würde 'fest in der Tradition der deutschen Mandarine stehen', was immer das heißen soll, lohnt sich nicht einzugehen; es ist aber bezeichnend für den Wechsel zwischen gespielter hochgradiger sprachlicher Sensibilität und grober Polemik, und daher sollte dieser Satz hier nicht unerwähnt bleiben, um Methode und Stil des Agitators Habermas zu charakterisieren.« (729)

Er kennt Ringer anscheinend so wenig wie den Begriff der »Mandarine«, sonst könnte er den Vergleich mit dem Gelehrtenstand schwerlich als Beleidigung nehmen.

#### **4. Braun = rot. Umpolung des Antifaschismus auf Antikommunismus**

Es gemahnt an Schattenboxen. Die umkämpften Begriffe: Geschichte, Singularität, Identität, erst recht Frage- oder Wissenschaftsfreiheit, gleichen Fronten im Schein. Wir brauchen wieder Geschichte heißt praktisch, *wir müssen endlich vergessen*. Die Szene ist vordergründig von rechts bestimmt durch ein instinktiv gekonntes Spielen auf Zweideutigkeiten. Die 'Einzigartigkeit' von Auschwitz wird von der Ebene der moralischen Selbstbetroffenheit verschoben auf die Ebene der spezifischen Faktizität alles Historischen, eine je besondere Konstellation auszudrücken.

Selbst beim Antikommunismus entdeckt man beim näheren Hinsehen die Unterschiebung eines Wechselbalgs. Es ist zwar richtig, daß die Bundesrepublik eine doppelte Gegengründung war: antifaschistisch und antikommunistisch. Aber es ist eine Täuschung — entweder Fälschung oder Selbsttäuschung — zu glauben, darin sei die Gleichsetzung von Faschismus und Kommunismus enthalten. Die Bundesrepublik wurde unter westlicher Hegemonie gegründet. Die Westmächte hatten soeben im Bündnis mit ihrem neu-alten Gegner, der Sowjetunion, gegen den Nazismus Krieg geführt und gesiegt. Vielleicht teilt heute nichts so sehr die Geister wie die Wahrnehmung oder Verdrängung dieses Unterschieds: Für den Westen war der Nazismus der Hauptfeind, der Sowjetkommunismus der Gegner, mit dem man konkurrierte und sich verbündete und mit dem man sich auf wesentliche Elemente einer Nachkriegsordnung einigte, worin die Teilung Europas in Einflußsphären und die des »Großdeutschen Reichs« in drei Staaten beschlossen war. Das gegenwärtige Westbündnis mit dem Sonderelement einer fast als »Nibelungentreue« auftretenden westdeutschen Bündnistreue zu den USA, dazu die neuentfachte Kreuzzugsideologie der US-amerikanischen Rechten scheint etwa von Bundeskanzler Kohl gedeutet zu werden als Aufhebung der bisherigen Wertordnung und Weltkriegsgeschichte des Westens. Die »unter Aufsicht« des Westens und gegen den »Osten« gegründete Bundesrepublik beruhte auf einem Verfassungskompromiß, der explizit sich der Diktatur und dem Fehlen von Bürgerrechten und Rechtsstaatlichkeit in den kommunistisch regierten Ländern widersetzte, ein Gegensatz, der zum großen Teil auch von links, vor allem von der Sozialdemokratie artikuliert und getragen wurde. Es ist aber eine historische Fälschung, dies nachträglich in eine globale Gleichsetzung zu verwandeln.

Diese Gleichsetzung scheint in der heutigen Offensive der Rechten eine wesentliche Rolle zu spielen. Während in der Sowjetunion mehr Öffentlichkeit, Bürgerrechte und rechtsstaatliche Strukturen verstärkt werden und mit der kritischen Aufarbeitung der stalinistischen Vergangenheit neu begonnen wird, entfachen die Medien der westdeutschen »Konservativen« eine neue Propaganda über den »asiatischen« Schrecken, als gälte es, sich in tötungsbereite Rage zu reden. Nolte und Fest gehen darin voran. Bei Hildebrand wirkt eine wahre Magie, als könnte die Gleichsetzung von Kommunismus und Nazismus jenen zum Verschwinden zu bringen, wie dieser verschwunden ist. Diese antikommunistische Magie wird anfällig sein für alle Angebote, ihrem ohnmächtigen Zauber Macht zu verleihen. Die Gleichung *braun = rot* lief bei den Wirtschaftsliberalen und den Nationalkonservativen bisher zumeist darauf hinaus, daß sie — sei es auch widerwillig und voller Verachtung — zu den »Braunen« übergingen. Wippermann (1986, 15 ff.) hat solche reihenweisen Übergänge aus der Weimarer Vorgeschichte des NS jüngst in Erinnerung gerufen.

Schon jetzt verschiebt sich bei Nolte und Fest der Akzent von der Gleichsetzung auf das *prius* des Kommunismus, seinen angeblichen Vorbildcharakter für den Nazismus bis in die Ausrottungspolitiken. Hier hilft kein verlegenes Schweigen, kein Ausweichmanöver. Die Nolte-Frage muß untersucht werden.

Wollte man sich ins Bockshorn jagen zu lassen, mußte man nur angesichts der in Frageform gekleideten Unterstellungen Noltés das Fragen tabuisieren, statt

ihren Gehalt zu diskutieren. Die Rechte konnte sich dann als Verteidigerin der (Frage-)Freiheit der Wissenschaft aufspielen. Die Verteidigung ist, hält man sich nur an den manifesten Text, ganz berechtigt. Man mußte auf dem Feld in der Sache einsteigen — oder aber mit guten Argumenten die Terrainwahl angreifen und das Terrain wechseln. Auf den von Nolte subreptiv behaupteten Zusammenhang von Nazismus und Bolschewismus ging kaum jemand ein. Der Hitlerforscher Jäckel nahm die Frage wörtlich auf und konfrontierte sie mit der Quellenlage. Hitler hatte die Vernichtung angekündigt und den Staatsapparat planmäßig eingesetzt. Das war einzigartig in der modernen Geschichte. Hitlers »Erklärung ist ein kompliziertes und in sich schlüssiges Gedankengebäude, das man in allen Einzelheiten rekonstruieren kann.« Die Nolteschen Motive kommen darin nicht vor. »Dagegen verstand er (Hitler) es vorzüglich, die antibolschewistischen Ängste der Bourgeoisie für seine Zwecke zu mobilisieren.« Nolte will gegen alle Fakten Präventivkrieg und Präventivmord glauben machen. Jäckel schweigt indes über die einfache Tatsache, daß eben solche Ängste heute — ohne aktuellen Anlass und aus inzwischen enormer historischer Distanz (1918!) zu neuer Virulenz gebracht werden sollen. Wer in den realen Streit einsteigen will, der muß diese einfache Wahrheit aussprechen: daß eine entscheidende konstitutive Komponente des Nazismus heute wieder sich stark macht. Sie versucht, das Verhältnis zur NS-Vergangenheit zu überwältigen und für sich zu funktionalisieren. Dies wird bei einer symptomalen Lektüre der Nolteschen »Fragen« deutlich.

## 5. Das Unausprechliche

Martin Broszat stellte 1985 fest, in den Geschichtsbüchern höre das »Einfühlen in historische Zusammenhänge« auf, sobald die Darstellung des deutschen Faschismus beginnt. Er sieht nicht den Grund: Das Unausprechliche, in das man sich daher auch nicht einfühlen kann — und das wäre ja die Voraussetzung dafür, es über Identifikation auszudrücken -, besteht in der Fortwirkung bürgerlicher Wünsche und Phantasmen gegenüber dem, was Hitler »Marxismus« nennt: Arbeiterbewegung, Sozialismus, Kommunismus, Marxismus ... die Linke ... Es waren ja in der Tat bürgerliche Wünsche, die da in faschistischer Form aus dem Rahmen gelaufen sind: Herr zu sein über unermeßliche fremde Ressourcen, die fremden Völker eingeschlossen. Ausschaltung der Konkurrenz. Endgültige Liquidation des Sozialismus, der Arbeiterbewegung, des Marxismus. Ein gesunder Rassismus. Bei diesen Wünschen und Phantasmen blockiert die Einfühlung: sie schreckt vor etwas zurück, von dem sie sich insgeheim angezogen fühlt.

Dann das Phantasma des jüdenfeindlichen Rassismus — ebenso peinlich und inakzeptabel wie nachträglich von Nutzen. Der Holocaust, so schrecklich es ist, dies auszusprechen: dient in den Diskursen vieler Historiker vorzüglich zur Entlastung. Indem er an Hitler allein geknüpft wird (vgl. dazu Jäckel u.a. 1985), allenfalls noch an einige extreme Nazis, bleiben die Machteliten und die herrschenden Klassen außen vor. Der gesunde Rassismus aber, der sich natürlich so nicht nennt, wird unterdessen fast allseitig und allseits praktiziert: Auslese und Ausmerze, in weniger drastischen und lückenlosen Formen, fundiert durch neu florierende Ideologien einer Bio- Meritokratie.

Noltes »Rattenkäfig«-Figur setzte neue Akzente des Sich-Einfühlens auf den Gedanken der Konterrevolution. Die Revolution war es ja, die nicht vergehen wollte. Die Versuche, sie zum Vergehen zu bringen, scheiterten schließlich alle. Der Nazismus und sein Weltkrieg waren der gesteigerte Versuch, die russische Revolution zum Verschwinden zu bringen und dadurch einen enormen Herrschafts- und Ressourcenraum fürs Deutsche Reich zu besetzen. Mit allen Mitteln die Auslöschung des sowjetischen Kommunismus zu betreiben, war (und ist noch immer) der phantastische Wunsch. Daher das schlechte Gewissen einer Klasse, deren Vertreter sich (unbewußt?) ins Proletariat und alle anderen ausgebeuteten und heruntergebrachten Klassen einfühlen, dabei ihr eignes Wissen voraussetzend. Das derart imaginierte Weltproletariat ist der Schrecken selbst. Denn imaginär sich in ihren Feind einfühlend treibt so mancher rechte Ideologe der Bourgeoisie ihn zur Konsequenz, stellt sich das Weltgericht vor, das eigentlich, nach so vielen Kriegen und wenn es mit rechten Dingen zugehe, über sie hereinbrechen müßte.

Solche Vorstellungen, die immer zum Auftauchen bereiten Traumgedanken gleichen, lagen auch den Faschisierungsschüben zugrunde. Man muß daher die Scheinheiligkeit ernst nehmen, mit der sich die Bourgeoisie durch einige ihrer Vertreter derzeit in Rage redet. Sie machen sich glauben, ihnen drohe der Klassen-Holocaust. Diese ihre Projektion werden sie dem Andern, wer immer das ist, niemals verzeihen. Die Antizipation des feindlichen Schreckens mag wieder einmal übergehen in den antizipierenden Schrecken der vermeintlichen Prävention. Imaginäre Prävention — reale Aggression.

## 6. Heimweh nach dem hilflosen Antifaschismus?

Die neue Rechte relativiert nun also Auschwitz zum Überall und Jederzeit — werden ihre Gegner schon bald froh sein müssen, wenn jemand überhaupt noch von »Untaten jener Zeit« (Meier), »Verbrechen« oder »Ungeist« spricht, wo vom deutschen Faschismus die Rede ist? Werden wir dem guten alten »hilflosen Antifaschismus« nachtrauern? Sollte seine Kritik das Kind mit dem Bade ausgeschüttet haben? Wäre sogar der Mythos vom Alleinverantwortlichen Hitler, der wie eine Art »Subunternehmer« (Leicht 1987) »in deutschem Namen« (Kohl) Böses ohnegleichen begangen hat, bald etwas zu Verteidigendes? Wäre die Rede von »Hitler und seiner Politik« (Luchsinger 1987), von »Machteroberung Hitlers« (am 30.1.33), »Hitler-Diktatur«, »Weltanschauungs- und Vernichtungskrieg Hitlers... Krieg Hitlers« (Funke) usw., solange wenigstens die Hitler zugeschriebenen Verbrechen noch als »unvergleichliche« beschworen werden, bald ein neues kleineres Übel? Denn wäre nicht die neo-nationalistische Entschuldung der deutschen Vergangenheit bei Schuldzuweisung an die Sowjetunion auf jeden Fall das größere Übel, weil neuen Aggressionen den Weg bahndend? Solche Fragen nötigen zu Überlegungen.

Der »hilflose Antifaschismus« der sechziger Jahre rief sozusagen die Verfassungsnormen an (ohne die Verfassungswirklichkeit wahrzunehmen) und projizierte ihre Negation in die Vergangenheit als Ursache des Nazismus. Dazu artikuliert er sich im Sprachmaterial eines »Geist«-Diskurses, wie wir ihn in-

zwischen dank Ringers Untersuchung über die deutschen »Gelehrten« von 1890 bis 1933 besser verstehen. Es war eine der Formen, in denen Reste des Diskurses der »deutschen Mandarine« fortexistierten. So wurde der Nazismus als Herrschaft des Ungeistes, als Barbarei der Ungebildeten gedeutet. Die gesellschaftlichen Ursprünge und Funktionen des Nazismus blieben weitgehend im Schatten. Immerhin bezeugten die Reden, in denen dieser — vom Standpunkt eines sozioanalytischen Begreifenwollens und einer politisch wirksamen Faschismusverhinderung hilflose — Antifaschismus sich artikulierte, das Bestehen einer Geist-, Gott- oder Moralgemeinschaft, die sich ihres Abscheus vor den faschistischen Kriegs-, Unterdrückungs- und Vernichtungspolitiken sicher war. Insofern konnte Habermas diese Diskursformation rückblickend als Teil eines intakten politisch-moralischen Gründungskonsenses der Bundesrepublik auffassen, eines Konsenses, dessen neuerliche Aufkündigung von rechts für ihn den Gegenstand des »Historiker-Streits« ausmachte.

Die neuen »Konservativen« wollen weder diese Gemeinschaft noch ihre Werte bewahren, sie sind keine Wertkonservative, sondern Machtkonservative. Sie wahren keine Traditionen, sondern planen neue Ausgriffe auf Weltmacht. Die ehrwürdigen Traditionen dienen als Rohstoff. Das *Nie wieder!*, das nach dem Ende in Trümmern geschworen worden war, soll zurückgenommen werden. Der »Schatten Hitlers«, aus dem die neuen »Konservativen« heraustreten wollen, ist nichts anderes als die *Lehre, die aus Hitler gezogen worden war*. Neue ausgreifende Machtprojekte zeichnen sich ab, gliedern ein, was immer ihnen brauchbar erscheint, setzen zur Beseitigung von allem an, was dem im Wege steht. Und schon spielt die Welt der öffentlichen Rede verrückt. Die Linke ist »konservativ«, die Rechte »revolutionär«. Die Verwirrten laufen mit, die Verwirrer spielen auf den Verkehrungen. — So wenig wie um Konservativität geht es um Restauration. Was sich neonationalistisch ankündigt, ist am Ende die von Wiedervereinigungs- und Weltmachtwünschen überdeterminierte Form, in der die politische Rechte — und sie scheint die in Finanz- und Unternehmerkreisen vorherrschenden Einstellungen auszudrücken — den von der Computerisierung bewirkten Modernisierungsschub treibt. Der sozio-ökonomische Basisprozess des sozialen Wandels ist der Übergang zur elektronisch-automatischen Produktionsweise. Dieser Übergang destabilisiert das Ensemble der gesellschaftlichen Verhältnisse im Inner- wie im Zwischennationalen.

»Modernisierung ist ein Prozess, der zunächst einmal Ungleichheit schafft: Jene, die 'nicht mehr mitkommen' — Institutionen, Firmen, einzelne — geraten ins Hintertreffen gegenüber den Anpassungsfähigen, jenen, die sich nicht auf Besitzstände verlassen, sondern die neuen Chancen suchen und nützen.« (Nonnenmacher 1987)

Was für Firmen, auch transnationale, gilt, gilt für ganze »Nationalökonomien«. Innergesellschaftlich bricht ein neuer Sozialdarwinismus los. Zwischengesellschaftlich treten neue Hegemoniebestrebungen nach vorn. Die ganze Erde umspannt das auf Beherrschung von Märkten gerichtete Interesse der Protagonisten der kapitalistischen »Modernisierung«. Die Geopolitik ist sowenig blosses »Tam-tam« (Habermas) wie das den Globus vom Weltraum her umspannende SDI-Projekt: beides sind Aspekte eines neuen Imperialismus. Die Politik gibt den Schlüssel zum Historiker-Streit.

## 7. Großeuropa-Pläne — Interview des Historikers mit dem Bundeskanzler

Andreas Hillgruber wurde auf dem Höhepunkt der Kontroverse vom Bundeskanzler und der Zeitung *Die Welt* demonstrativ für ein Interview mit Helmut Kohl ausgewählt. Die redaktionelle Vorstellung des Interviewers endet mit der geradezu genüßlich-zelebrierenden Zitierung jenes Untertitels von »Zweierlei Untergang«:

«Erst im April veröffentlichte die WELT einen Vorabdruck aus seinem historischen Essay 'Zweierlei Untergang' über 'die Zerschlagung des Deutschen Reiches und das Ende des europäischen Judentums.'» (*Welt*, I. 10. 86)

Indem der Untertitel einmontiert wird in eine Aussage, die ihm vollends das Gewicht einer These gibt, wird die Sache noch provozierender. *Die Welt* hebt diese Provokation hervor durch das souveräne Schweigen der Selbstverständlichkeit, mit dem sie es begleitet. Zerschlagung und Ende — wahrhaft: Zweierlei Untergang.

Kohl erläutert seine Rede von der »Gnade der späten Geburt«.

«Gnade der späten Geburt bedeutet kein Aussteigen aus Verantwortung für unsere Geschichte. Was gehört zur deutschen Geschichte? Für mich gehören dazu auch Auschwitz und Bergen-Belsen. das Entsetzliche, das dort geschehen ist. Die Rache, die im deutschen Namen in Polen und anderswo geübt wurde, die Rache, die Deutsche dann durch Polen erfahren haben.»<sup>9</sup>

War der Überfall auf Polen, mit dem der Zweite Weltkrieg entfesselt wurde, ein Akt der Rache? »Mit Staunen und mit Entsetzen liest man die Formulierung« (Pätzold). Rache wofür? Für den von den Nazis selber inszenierten Überfall auf den Sender Gleiwitz? War die Ermordung der polnischen Intelligenz »Rache«? — Jedenfalls verschiebt Kohl die deutsche Kriegs- und Massenmordschuld auf die mythisch-ungeschichtliche Ebene einer schicksalhaften Verkettung von Rache und Gegenrache, die sich in der Vergangenheit verliert. Der Historiker fragt nun nicht etwa nach. Er wird noch ganz andere Mythen unbefragt passieren lassen. Er sitzt dabei wie ein Statist. Seine widerspruchslose Anwesenheit als die eines »Fachmanns« beglaubigt die historische Substanz der Kanzlerworte.

Hillgruber fragt, ob die europäischen Nato-Verbündeten künftig nicht bereit sein müßten, »auch in anderen Weltbereichen Verpflichtungen zu übernehmen« (»die Amerikaner bei ihrer weltweiten Verantwortlichkeit entlasten«). Nicht militärisch, sagt Kohl, wohl aber politisch (»das Zuwerfen von Bällen«). Und Kohl skizziert die Arbeitsteilung und den Interessenausgleich zwischen den USA und der BRD:

«Die Bundesrepublik ist keine Hegemonialmacht, aber sie ist eine wirtschaftliche Weltmacht und kann ihr diplomatisches, politisches und wirtschaftliches Gewicht in die Waagschale werfen.»

Natürlich hat es strenggenommen keinen Sinn, einen Staat, der kein Wirtschaftssubjekt ist, als wirtschaftliche Weltmacht zu begreifen. Gemeint ist in unklarer Form — aber Klarheit wäre disfunktional —, daß die westdeutschen transnationalen Kapitale nach einer Weltmacht-Politik verlangen, jedenfalls wirtschaftliche »Weltmächte« sind. — Interessant sind für eine solche Politik Regionen, »wo Europa, auch die Bundesrepublik, die bessere Adresse sein kann, wo Mittelmächte mehr Vertrauen genießen als eine Weltmacht, der man ... hegemoniale Neigungen unterstellt.«

Soviel zur weiteren Welt, nun zu Europa und »Deutschland«. Als Historiker hatte Hillgruber am deutschen Imaginären der Rechten vor allem dadurch gearbeitet, daß er die Frage einer »Rekonstruktion ganz Europas« als »heute so offen wie damals«, nämlich 1945, behauptet hatte (vgl. *Zweierlei Untergang*, 74; ferner: 1986 c, Fn.29). Wie gefährlich diese Illusion ist, wird vollends aus dem Munde des Bundeskanzlers deutlich, der diesen imaginären Raum mit künftigen Taten füllt.

Die *Neuordnung Europas* soll die Hindernisse beseitigen, die einer Wiedervereinigung im Sinne einer westdeutschen Anschlußpolitik im Wege stehen. Die Sache wird dadurch kompliziert, sagt Kohl, daß auch der Westen sich sperrt.<sup>10</sup> Kohl sieht die Gründe dort hauptsächlich in der kapitalistischen Konkurrenz.

»Viele auch im Westen haben unbehagliche Gefühle bei dem Gedanken, daß zu der dynamischen Wirtschaftskraft der rund 60 Mio Bundesbürger dann womöglich noch einmal 16 Mio Deutsche kommen, die, wenn sie einmal über Nacht ihren Freiheitsraum erhielten, eine viel größere Dynamik entwickeln würden als die Bürger der Bundesrepublik, die oft satt sind.«

So wendet Kohl sich gegen »Resignation und Verfettung« bei der westlich-deutschen Bevölkerung.

»Als Historiker wissen Sie, daß der Wille eines Volkes stets das Entscheidende ist.«

Schweigend scheint der Historiker zuzustimmen. Dem benötigten »Willen eines Volkes« steht vorerst noch die reale Bevölkerung entgegen. Wie aber, in welcher blitzartigen Veränderung im West-Ost-Kräfteverhältnis, sollte »einmal über Nacht« der BRD die DDR zufallen? Der Historiker schweigt an dieser Stelle, und wir müssen versuchen, Umriss einer Vorstellung aus Kohls weiteren Äußerungen abzulesen.

*Nicht* jedenfalls soll der Weg über eine Neutralitätspolitik führen.

»Aber für Europa gibt es keine Neutralität. Das ist eine absurde Idee, wenn Sie die Geopolitik betrachten.«

Hillgruber schweigt dazu, aber was ist gemeint? Meint die behauptete »geopolitische« Evidenz hier die Dritte Welt?

»Ich gehöre zu denjenigen, die glauben, daß der Nord-Süd-Konflikt wichtiger werden wird als der Ost-West-Konflikt, dynamischer brisanter und gefährlicher.«

Die Annahme, daß der Ost-West-Konflikt an Bedeutung verliert, steht in absurdem und von Hillgruber diskret beschwiegenem Gegensatz zu Kohls Vision eines westlich gebundenen Großeuropa.

»Ich finde es ... gedankenlos, das Europa der EG mit Europa im eigentlichen Sinn gleichzusetzen.«

»Meine ... Vision... geht in die Richtung einer politischen Einigung Europas. ... Ich betrachte die Konstruktion vom Gesamteuropa als unsere Hauptaufgabe. ... Zu Europa, wie ich es verstehe, gehören die Schweiz und Österreich, gehören Polen, die Tschechoslowakei, gehören Krakau, Weimar und Dresden ... Wenn Sie in Leningrad durch die Eremitage (sic!) gehen .... sind Sie mitten in Europa.«

Aufhebung des Neutralitätsstatus der Schweiz und Österreichs, Vereinnahmung der sozialistischen Länder Mittel- und Osteuropas, Amputation und Angliederung des europäischen Teils der Sowjetunion — wie das alles?

Bei alledem soll der Primat der Freiheit vor der Einheit gelten und, moderner Standpunkt, vor der Frage der politischen Staatsgrenzen soll die Frage der inneren freiheitlichen Ordnung (des Marktes und des Kapitals) rangieren. Als Ant-

wort auf die Frage, ob nicht die Anerkennung der Oder- Neiß-Grenze eine Bedingung für die Umorientierung der Polen wäre. deutet Kohl an, in Grenzfragen zurückzustecken zugunsten der Frage der Gesellschaftsordnung:

»Wenn der Satz Wirklichkeit wird, daß Freiheit wichtiger ist als Grenzen, das heißt, die Polen ebenso in einer freiheitlichen Gesellschaftsordnung leben können wie die Deutschen.... dann werden sich damit auch die Probleme verändern.«

»Gesellschaftsordnung« ist etwas anderes als Menschen- oder Bürgerrechte und Rechtsstaatlichkeit, kurz: als die politisch-rechtlichen Verhältnisse. Nimmt man das zusammen mit Präsident Reagans Ankündigung auf Schloß Hambach, nach der Niederringung des Ostens brähe ein neues Zeitalter des Unternehmers an, deutet sich die bedrohliche Illusion eines Teils der herrschenden Klassen an, die Geschichte seit 1917 und mitsamt den Resultaten des Zweiten Weltkriegs revidieren zu können. Im Rahmen einer solchen Revision wäre dann die Wiedervereinigung unter westlich-kapitalistischem Vorzeichen zu erlangen<sup>11</sup>. Kündigen sich hier die Interessen an einem Dritten Weltkrieg an? Oder glaubt man an einen inneren Zusammenbruch der Sowjetunion?<sup>12</sup>

Man sieht: Die gegenwärtige Revision der NS- und Weltkriegsgeschichtsschreibung von rechts hat im politischen Imaginären der Regierung ihre Entsprechung: dort geht es um die Revision der Geschichte selbst. Wie blind müßte man sein (oder sich stellen), um diesen funktionalen Zusammenhang zwischen heutigen Operationen am Bild der Geschichte und der Vorbereitung künftiger Operationen an der Geschichte selbst zu übersehen! Nach Hajo Funkes Einschätzung »scheint die deutsch-nationale Rhetorik ... bisher von einem politischen Projekt weit entfernt« (Funke 1986, 46). Man muß präzisieren: ein imaginäres Projekt hat sie, einen realistischen Weg zu seiner Verwirklichung aber nicht. Es wird ihn auch nicht geben. Ihre historische Vorgängerin freilich hat »exterministische Risiken« nicht gescheut.

## 8. Geschichte im Zeichen von Auschwitz

Als Habermas von der deutschnationalen Nato-Philosophie der neokonservativen Historiker gesprochen hatte, wandte Hagen Schulze ein, das sei unwahr; wäre es aber wahr, wäre es schlimm. »weil Wissenschaft prinzipiell keine normative Kompetenz besitzt«<sup>13</sup>. Er war von einer imaginären Norm ausgegangen und hatte frei nach Palmström geurteilt, daß nicht sein kann, was nicht sein darf. Kocka hielt dem die schlichte Erkenntnis entgegen, daß sich »in Grundentscheidungen historischer Argumentation immer Wissenschaft, Moral und Politik« verknüpfen, was die Schärfe der Auseinandersetzungen erkläre<sup>14</sup>. Hillgruber, dem Schulze beizuspringen meinte, dementierte ihn auf seine Weise. Auf das Gegenbild der DDR verweisend, erklärte er es für »sinnvoll, ja notwendig, das Gegenbild ... zu entwerfen, die deutsche Geschichte (im Rahmen der europäischen Geschichte) als eine Entwicklung darzustellen, die auf die freiheitlich-demokratische Ordnung der Bundesrepublik hingelaufen ist, auf ein Gesamtdeutschland auf der Basis des Selbstbestimmungsrechts, das es eines Tages zur Geltung zu bringen heißt. Das erscheint mir eine nicht nur historische, sondern auch politisch notwendige Perspektive.« (Hillgruber 1986 b) Im Vergangenen ist

ein heutiges politisches Projekt darzustellen, um es dann »eines Tages zur Geltung zu bringen«.

Der Kampf um Geschichte ist die scheinhaft in die Vergangenheit verrückte Form, in der um die künftige Politik gestritten wird. Aber warum bedarf es dieser verrückten Form? Es bedarf ihrer, weil ja die Bundesrepublik, wie Gillissen klagt, kein »normaler Staat« ist, »ein Staatswesen, das sich ständig vornimmt, das Gegenteil des Hitler-Reiches sein zu müssen, und darum auch 40 Jahre danach (seine) Haltung zu beinahe jedem Gegenstand der politischen Kontroverse... vornehmlich aus dem Widerspruch zur Vergangenheit begründet« (1987). Normalisierung der BRD heißt hier: die bislang »konstitutive Bedeutung der Erfahrungen der ns Epoche für das historisch-politische Selbstverständnis der westdeutschen Gesellschaft« (Mommsen 1986 a) soll fallen. »Hitler ist tot.« (Gillissen) »Tatsächlich aber entspringt dieser Erfahrung die Einsicht, am parlamentarisch-demokratischen Prinzip festzuhalten und rechtsstaatliche Grundsätze selbst um den Preis verringerteter staatlicher Effizienz zu verteidigen.« (Mommsen 1986 a) So denken auch die Liberalen und viele Wertkonservative in der CDU.

Immanuel Kant hat die Französische Revolution als »Geschichtszeichen« begriffen. Auschwitz ist das negative Geschichtszeichen dieser Epoche. In ihm »hat unser Jahrhundert ein für allemal erfahren, daß sämtliche Grenzen verletzt werden konnten« (O. Terán 1986, in: Punto de vista IX, Nr.28, Buenos Aires). Wenn auch das Nazireich nicht zum tausendjährigen Reich wurde, so muß die Erinnerung an es tausend Jahre dauern. Auf keinen Fall darf es dazu kommen, daß das Menetekel der Erfahrung mit dem NS in den Wind geschlagen und neuer Machtpolitik zuliebe die »Flucht in vergangene Normalität« angetreten wird (Mommsen). Zu dieser Auffassung steht auch H.A.Winkler: »Das Gespenst von Bitburg will uns daran hindern, aus der Geschichte zu lernen. Es erfüllt uns mit Neid auf die wirkliche oder vermeintliche Normalität der anderen. ... Es versucht, uns auf einen Pfad zu locken, der schon einmal in die Katastrophe geführt hat.«

Hillgruber stemmt sich dagegen: Habermas »und seine Mitläufer klammern sich an ein eindimensionales, als Anklage formuliertes 'Bild' vom NS...« — man muß wohl lesen: eine NS-kritische Darstellung sei einseitig. In diesem Sinn ließ die *Welt* den rechtsextremen amerikanischen Historiker de Zayas zu Wort kommen: *audiat et altera pars*, der Nazismus wird zu einer gleichwertigen Partei, die ihr — sei es auch partielles — Recht hat. Die Nazis werden schon für alles ihre Gründe gehabt haben.

Aber es ist schon so, wie der israelische Historiker Saul Friedlaender gesagt hat: »Je stärker das Bedürfnis nach Normalisierung in der Bundesrepublik wird, desto mehr entwickelt sich der Holocaust zum zentralen Thema der Judenheit in der Diaspora, besonders in Amerika« (nach Freedon 1986). Hier tut sich eine Schere auf. Nicht weniger diskrepant ist die Sicht des liberalen westlichen Auslands. Auch Fred Luchsinger von der Neuen Züricher Zeitung wendet sich gegen die Tendenz, den NS »provokativ zu verharmlosen«. »Die Arroganz und Maßlosigkeit solcher Politik, die Ruchlosigkeit, mit der sie jede Opposition 'liquidierte' und im Innern und Äußern mit eisiger Systematik Minderheiten ausrottete

tete und Völkermord betrieb, sprengen den Rahmen relativierender historischer Vergleiche.« Dazu kommt die Verantwortung für den Zweiten Weltkrieg. Wie bei Hillgruber die Geschichte so zu normalisieren ist, daß sie auf den schließlichen Anschluß der DDR an die Bundesrepublik hinausläuft, so entspricht bei Luch-singer die Absage an die Normalisierung der Vergangenheit der Ablehnung jener politischen Perspektive. Ohne Kohl zu erwähnen, weist er dessen Vision als irreal zurück: »Politisch wenig sinnvoll ist es, sich mit Zukunftsphantasien solcher Art abzugeben...«

Der formell antifaschistische Grundkonsens in der Bundesrepublik, so brüchig er immer war, ist jedenfalls noch nicht zusammengebrochen. In der Öffentlichkeit, wenn schon nicht in der Regierung, scheint er das Übergewicht behalten zu haben. Aber darüber darf das »Schweigen über die inzwischen erforschten Ursachen des Faschismus« (Annette Kuhn 1987) nicht vergessen werden, das während dieser ganzen Vielfältigkeit von Diskursen, genannt »Historiker-Streit«, kaum je durchbrochen wurde. Die firmenoffizielle Dokumentation der Daimler-Benz AG über ihre Entwicklung in der NS-Zeit läßt mehr von den sozio-ökonomischen Zusammenhängen ahnen(vgl. die Auszüge in der FAZ vom 13.12.86), als der gesamte Historiker-Streit, Habermas eingeschlossen, zur Sprache gebracht hat.

## Anmerkungen

- \* Fortsetzung von: »Die neuen Deutungskämpfe um Anti-/Faschismus. Eine Untersuchung zur neokon-servativen Offensive im Spiegel der *Frankfurter Allgemeinen*«, in: *Argument* 158/1986, 502-26. Jener erste Beitrag war für die Neuauflage des *Hilflosen Antifaschismus* verfaßt. Da der seither entbrannte »Historiker-Streit« noch einbezogen werden sollte, verzögerte sich die Neuauflage des Buches. Es er-scheint nun 1987 mit einer überarbeiteten Fassung der beiden Aufsätze.
- 1 Freilich: »Der Soziologentag übergeht den Vorgang und stellt sich mit keinem Wort des Schutzes vor einen seiner international angesehensten Soziologen, den der FAZ-Herausgeber einen akademischen Legastheniker nannte.« (Buckmiller)
- 2 Nipperdey erklärte daher »die von Habermas eröffnete Debatte für ein Unglück«. Man müsse »dem Monopolanspruch der kritischen Historie mit ihren Verdammungsurteilen entgegentreten.« Die Be-gründung klingt verhalten panisch, als hätte Habermas die Rechte bis zu dem Punkt gereizt, an dem innenpolitische Gewalt und Autoritarismus für sie auf die Tagesordnung treten: »Der Boden, auf dem die Wissenschaft wie die liberale Kultur leben, ist dünn genug.«
- 3 Im Kontext geht es um die Absagen westdeutscher Historiker, die zu einer Tagung über den Gegen-stand ihres Streits nach Jerusalem eingeladen waren. Dabei »habe der Tenor vorgeherrscht, man wolle den Streit zunächst unter sich austragen, zu Haus.« Christian Meiers Kommentar sei gewesen: »Die deutschen Historiker sollten nicht glauben, sie könnten ihr Süppchen unter sich kochen.« (Schwab-Fel-lich 1987)
- 4 »Die Gleichsetzungs-Verweigerung ließ manche Politiker gar beteuern, daß zwar der NS grund-schlecht, am Kommunismus aber doch irgendwo ein humaner Kern sei. Mit dem Ergebnis, daß der NS zwar in der Bundesrepublik keine Rolle mehr spielt, der Marxismus dagegen in Theorie und gewalttä-tiger Praxis höchst aktiv ist - so daß die Forderung, aus der Geschichte zu lernen, in ihr Gegenteil ver-kehrt wurde: durch die Singularitätsdoktrin, durch Verdrängung unserer Geschichte ist wieder auf deutschem Boden, auf dem freien Teil des deutschen Bodens, eine verbrecherische Lehre en vogue, die genau so in KZs und Folter und Massenmord führt wie die andere.« (Loewenstern 1986)
- 5 Vgl. dazu die Beiträge in Silbermann/Schoeps 1986.
- 6 »Mitläufer« hießen nach 1945 Mitglieder der Nazipartei, die keine führende Rolle gespielt hatten.
- 7 So nannte man es in der Nachkriegssprache, wenn ein Jude einem ehemaligen Nazi bestätigte, dieser habe sich ihm gegenüber anständig verhalten.
- 8 Er spielte dabei an auf das Standardwerk von Fritz K. Ringer über die »deutschen Mandarine«, d.h. über den Gelehrtenstand vor 1933.

- 9 Heinz Galinski hat deutlich gemacht, wie selbstverständlich Bundeskanzler Kohl hier den Standpunkt der Täter einnimmt und so spricht, daß die Opfer und ihre Nachkommen sich davon ausgeschlossen erfahren müssen: »Unseren Kindern, den Kindern der Opfer, wurde auch die späte Geburt nicht zur Gnade. Offensichtlich ist die Fähigkeit zu vergessen eine Gnade, die auf der Seite der Täter und Mit-täter eher zu finden ist als auf der der Opfer. In diesem Falle allerdings bedeutet sich erinnern können gleichzeitig auch vorbeugen können. Daher halte ich diese Gnade für sehr zweifelhaft.«
- 10 Dieser realistische Zug innerhalb eines beängstigend irrealen Projekts findet seine Entsprechung bei Hillgruber (1986 c), wo es von der »...Zusammenfassung eines erweiterten 'Mitteleuropa' unter deut-scher Führung, zugeschnitten auf die deutschen Interessen« heißt: »ein solcher Ansatz ist als Konzep-tion infolge des Ausgangs des Zweiten Weltkriegs historisch erledigt. Eine solche Vorstellung jetzt wieder entwickeln zu wollen, hieße, die Mächte in Ost und West gegen die Deutschen zusammen-führen.« Indem er »nicht mehr realisierbar« sagt, bekundet er zwar ein Stück nüchterner Wahrneh-mung der Realität; andererseits grenzt er sich nicht vom entsprechenden Wunsch ab.
- 11 Laut Feldmeyer (1987) erklärte Kohl in einer Ansprache vor dem Bundesausschuß der CDU vor den Wahlen, die Wiedervereinigung Deutschlands »in einem freien und geeinten Europa« sei »die histori-sche Aufgabe an unsere Generation«. Im CDU-Informationsdienst wurde die Formulierung verun-deutlicht zu: »unverändert die historische Aufgabe unserer Nation«. Der FAZ war es der originale Wortlaut wert, gegen die offiziализierte Schriftform veröffentlicht zu werden. Möchte man eine Aktua-lität forcieren?
- 12 Für Kohl scheint der Kommunismus nur ein ideologischer »Mantel« des großrussischen Imperia-lismus. Es sei »wichtig... daß man die Sowjetunion nur aus der Kontinuität der russischen Geschichte begreifen kann. Es gab eine imperiale Politik unter dem Zaren, und die neuen Zaren haben die impe-riale Politik in den Mantel der kommunistischen Ideologie eingekleidet.«
- 13 Hagen Schulze vertritt selber »einen neuen kurzschlüssigen Geographismus« (Kocka). Eine Probe: »Die große Konstante der deutschen Geschichte ist die Mittellage in Europa; Deutschlands Schicksal ist die Geographie.«
- 14 Es ist in der Tat ein fauler Friede, den Habermas seinen Kontrahenten anbietet, wenn er die politische Funktionalisierung ihrer Ideen »von außen« kommen läßt. »Hätte der Disput ... in Fachzeitschriften staatgefunden, hätte ich keinen Anstoß daran nehmen können — ich hätte die Debatte gar nicht zu Ge-sicht bekommen.« Nun wird nurmehr die FAZ kritisiert, weil sie Noltes Artikel veröffentlicht hatte. »Erst wenn eine Tageszeitung einen entsprechenden Artikel veröffentlicht...«, wird die Singularitäts-frage brisant.

## Literaturverzeichnis

- Augstein, Rudolf: Die neue Auschwitz-Lüge. in: Spiegel 41/1986, 62f.
- Benseler, Frank: Die neue deutsche Ideologie. in: Vorgänge Nr.84, H.6/1986, 60-65
- Bracher, K. D.: Das Gemeinsame wurde ausgeblendet (Leserbrief). in: FAZ, 6.9.86, 6
- Broszat, Martin: Plädoyer für eine Historisierung des NS. in: Merkur 5/1985, 373-85
- Buckmiller, Michael: Vergangenheitsbemächtigung und die Gefahren für die Zukunft. Zur Auseinandersetzung über die Normalisierung der deutschen Geschichte. in: Vorgänge Nr.84, H.6/1986, 47-59
- Dertling, Wärfried: Die CDU muß sich erneuern. in: Spiegel 6/1987, 20
- Diner, Dan: Der Kern der Wende. in: links, Nov.1986, 47.
- Dregger, Alfred: Rede zum Volkstrauertag 1986. in: Bulletin des Presse- u. Informationsamts der Bundesregierung, 18.11.86
- Erdmann, Karl Dietrich (Herausgeber der Zeitschrift *Geschichte und Wissenschaft im Unterricht*): Vorbemerkung zu Hillgruber »c«
- Faulenbach, Bernd: »Sinnstiftung« durch Geschichte? in: links, Nov.1986, 48 f.
- Feldmeyer, Karl: Leitartikel. FAZ, 12.1.87
- Fest, Joachim: Die geschuldete Erinnerung. in: FAZ, 29.8.86, 23 f.
- Fleischer, Helmut: Umgehen mit der Geschichte. Zwischenbilanz und Vorschau. in: Kommune 1/1987
- Freeden, Herbert: Eine Debatte unter Deutschen. Wie israelische Geschichtsforscher auf die »neue Unbefangenheit« reagieren. in: Frankfurter Rundschau, 14.11.86, 20.
- Fromme, Friedrich Karl: Schrecklich sind solche Lager allemal. Herkunft, Begriff und Merkmale. in: FAZ 9/1.87, 10
- Galinski, Heinz: Beweiszwang für die Opfer. Freispruch für die Täter. in: Blätter f.d.t.u.Int.Pol. 1/1987, 20-24
- Gillissen, Günther: Fragen an den eigenen Staat. in: FAZ, 8.1.87 (Leitartikel)
- Habermas, Jürgen: Eine Art Schadensabwicklung. in: Die Zeit 11.7.86, 40 f (Über Andreas Hillgruber, Zweierlei Un-tergang) »zit. a«
- Habermas, Jürgen: Geschichtsschreibung und Geschichtsbewußtsein (Leserbrief). in: FAZ 11.8.86 »zit. b«

- Habermas, Jürgen: Vom öffentlichen Gebrauch der Historie. Das offizielle Selbstverständnis der Bundesrepublik bricht auf. in: Die Zeit, 7.11.86, 12 f. -zit.c-
- Habermas, Jürgen: Täter und Opfer. in: Vorgänge Nr.84, 6/1986, 79-81 -zit d-
- Hartung, Klaus: Ernte rechts. Kohl über Konzentrationslager in der DDR. in: taz, 6.1.87
- Hildebrand, Klaus: Das Zeitalter der Tyrannen. (...) Eine Entgegnung auf J.Habermas. in: FAZ, 31.7.86, 17 -zit.a-
- Hildebrand, Klaus: Wer dem Abgrund enttrinnen will, muß ihn aufs genaueste ausloten. Ist die neue deutsche Geschichtsschreibung reversionistisch? in: Die Welt, 22.11.86, -zit. b-
- Hillgruber, Andreas: Zweierlei Untergang. Die Zerschlagung des Deutschen Reiches und das Ende des europäischen Judentums. West-Berlin 1986
- Hillgruber, Andreas: Mangel an elementarer Redlichkeit beim Zitieren (Leserbrief). in: FAZ, 23.8.86, 7 -zit. a-
- Hillgruber, Andreas: Interview mit Helmut Kohl. in: Die Welt, 1.10.86, 6
- Hillgruber, Andreas: Für die Forschung gibt es kein Frageverbot (Gespräch mit Reiner Krawitz). in: Rhein.Merkur, 30.10.86 -zit.b-
- Hillgruber, Andreas: J.Habermas, K.H.Janßen und die Aufklärung Anno 1986. in: Geschichte in Wissenschaft und Unterricht, Dez 1986, 725-738 -zit.c-
- Hoffmann, Dieter: Restauration durch Geschichte? in: Vorgänge Nr.84, 6/1986, 39-46
- Jäckel, Eberhard, u. Jürgen Rohwer (Hrsg.): Der Mord an den Juden im Zweiten Weltkrieg. Entschlußbildung und Verwirklichung. Stuttgart 1985
- Jäckel, Eberhard: Die elende Praxis der Untersteller. in: Zeit, 12.9.86, 3
- Kocka, Jürgen: Hitler sollte nicht durch Stalin und Pol Pot verdrängt werden. in: FR, 23.9.86, 10
- Kuhn, Annette: »Wem gehört die deutsche Geschichte«. Eine notwendige Diskussion einer falsch gestellten Frage. in: Blätter f.d.u.int.Pol., 1/1987, 25-31
- Leicht, Robert: Nur das Hinsehen macht uns frei. Wir und unsere Vergangenheit: Die deutsche Geschichte läßt sich nicht retuschieren. in: Die Zeit, 26.12.87, 1
- Lodovico, Ludi: Identitätsarbeiter auf dem langen Marsch. in: links, Nov. 1986, 50 f.
- Loewenstern, Enno v.: Sagen, wie es gewesen. in: Die Welt, 21.11.86
- Luchsinger, Fred: Die Last der deutschen Geschichte (Vortrag im NDR, Ende 1986). in: NZZ, 17./18.1.87, 37
- Meier, Christian: Kein Schlußwort. Zum Streit um die NS-Vergangenheit. in: FAZ, 20.11.86,25
- Mommsen, Hans: Suche nach der »verlorenen Geschichte«? Bemerkungen zum historischen Selbstverständnis der Bundesrepublik. in: Merkur 9/1986, 864-74. -zit.a-
- Mommsen, Hans: Fest, Hildebrand, Hillgruber, Nolte, Stürmer und die Entsorgung der NS-Vergangenheit. in: Blätter für dt.u.int.Pol., 10/33, -zit.b-
- Negt, Oskar: Restauration und Geschichte. Ein Gespräch mit Dieter Hoffmann. in: Vorgänge Nr.84, 6/1986, 94-98
- Nipperdey, Thomas: Unter der Herrschaft des Verdachts. in: Die Zeit, 17.10.86, 12
- Nonnenmacher, Günther: Die französische Unruhe. in: FAZ (Leitartikel), 23.1.87
- Pätzold, Kurt: Von Verlorenem, Gewonnenem und Erstrebtem oder: Wohin der »neue Revisionismus« steuert. in: Blätter f.d.u.int.Pol., 12/1986, 1452- 63
- Pankraz: Pankraz, die Quellen und der neue Gefßerhut. in: Welt, 11.8.86
- Reumann, Kurt: Wer liest den Siebenkäs? (Leitartikel). in: FAZ, 31.12.86
- Ringer, Fritz K.: Die Gelehrten. Der Niedergang der deutschen Mandarine 1890-1933. Stuttgart 1983
- Schirmacher, Frank: Aufklärung? Habermas und die Geschichte. in: FAZ, 11.7.86 -zit.a-
- Schirmacher, Frank: Die unversöhnte Vergangenheit. in: FAZ, 18.11.86, -zit.b-
- Schröder, Josef: Befehl oder Mord-Automatismus? Die Kontroverse um Hitlers Rolle bei der Vernichtung der Juden. in: FAZ 22.8.86 -Rez. v. Jäckel Rohwer 1985-
- Schütte, Wolfram: Einspruch im Namen der Opfer. in: FR, 10.11.86, 3
- Schulze, Hagen: Fragen, die wir stellen müssen. in: Die Zeit, 26.9.86, 7
- Schwab-Felisch, Hans: Geschichte ist ein rohes Ei. Zu einer Vortragsreihe in Duisburg. in: FAZ, 24.1.87, 25
- Strauß, Franz Josef: Rede auf dem Wahlkongreß der CSU am 21./22.11. 1986 in München. in: Bayernkurier, 29.11.86, Dokumentation, 22 f.
- Stürmer, Michael: Dissonanzen des Fortschritts. Essays über Geschichte und Politik in Deutschland. München
- Stürmer, Michael: Kanadas atlantisches Mandat. in FAZ, 15.1.87 (Leitartikel)
- Winkler, Heinrich August: Auf ewig in Hitlers Schatten? in: FR 14.11.86
- Wippermann, Wolfgang (Hrsg.): Kontroversen um Hitler. Frankfurt 1986
- de Zayas, Alfred: Was ist denn einzigartig in der Geschichte der Völker? in: Die Welt, 13.12.86.

## »Mitte« und »Westen«

### Über die Grenzen einer Kritik, die auf Imperialismus-Theorie verzichtet

Bis zum Eingreifen von Jürgen Habermas war die seit dem Frühjahr 1985 währende Debatte über das Verhältnis der Bundesrepublik zu ihrer faschistischen Vorgeschichte und zur »Nation« keineswegs durch eine Rechts-Links-Konfrontation gekennzeichnet. Es handelte sich zunächst um eine Diskussion innerhalb des konservativen Lagers. Der Beitrag der sozialdemokratischen, grünen oder linkssozialistischen Komponente des Meinungsspektrums war eher kommentierender Natur. Während des gesamten Jahres 1985 war die Debatte vor allem aufschlußreich für die Kräfteverhältnisse im Umfeld der Regierungskoalition. Zu fragen ist, welche Veränderungen mit dem Engagement von Jürgen Habermas eintrat.

Meine These lautet: Die Beiträge von Hillgruber und Nolte waren eher »Ausreißer« aus einem Konsens, der durch die vorangegangenen Phasen der Debatte befestigt worden war und in dessen mainstream — soweit dieser auch eine liberale oder radikaldemokratische Option ermöglicht — sich Habermas' Kritik hält. Bemerkenswert ist u. a., daß in der Konfrontation des Spätsommers und Herbstes 1986 ein Schulterschuß zwischen Vertretern verschiedenartiger konservativer Positionen stattgefunden hat, die in der innerkonservativen Debatte des Jahres 1985 eher auf kontroversen Standpunkten vermutet werden mußten. Bis zu Habermas' Angriff hätten z. B. Michael Stürmer und Andreas Hillgruber eher als Kontrahenten gelten können.

### 1. Die Diskussion im Umkreis von Bitburg

Vergleicht man die Medienwirkung des dreißigsten Jahrestages der Befreiung vom Hitlerfaschismus 1975 mit derjenigen von 1985, so läßt sich folgendes feststellen: Die Veranstaltungen von 1975 erschienen eher als eine intern-linke Angelegenheit, gegen welche als Pendant der Rechten allenfalls ein Totschweigen aufgeboten werden konnte. Es war dies die Zeit der KSZE in Helsinki, und die Erinnerung an den 8. Mai 1945 bezog sich vor allem auf die Parallelität dieser Anstrengung zur Anti-Hitler-Koalition. 1985 stand der Jahrestag im Zeichen einer neuen Ost-West-Konfrontation. Als Vorspiel präsentierte die bayerische Landesvertretung in Bonn ein Buch von Ernst Topitsch, in welchem dieser die These aufstellte, Hitlers Überfall auf die Sowjetunion sei von Stalin provoziert worden.

Durch die Inszenierung von Bitburg versuchte Kohl ein Spezialanliegen in den Jahrestag einzubringen: der Krieg Hitlers gegen die Sowjetunion sollte im Sinne historischer Legitimation auch zur Sache der NATO werden. Es zeigt sich sehr bald, daß hier die Geschäftsgrundlage der Zugehörigkeit der Bundesrepublik zum westlichen Bündnis berührt war. Die Vereinigten Staaten haben 1941-1945 Hitlerdeutschland in Kooperation mit der UdSSR besiegt. Dieses Bündnis war 1947 durch die Truman-Doktrin aufgekündigt worden. Die Einbeziehung der

1949 gegründeten Bundesrepublik in einen Westblock bedeutete zugleich de facto eine Absage an den deutschen Nationalstaat in den Grenzen von 1937 — mochte die Ankündigungspolitik von Adenauer und Dulles ab 1952 dem auch widersprechen. Eine zweite Vorbedingung für die Westintegration bildete das Einbekenntnis der deutschen Schuld an den Juden. Offizieller Ausdruck war das Israel-Abkommen zur Wiedergutmachung von 1952.

Die Tatsache, daß der deutsche Beitrag zum Kampf gegen den Kommunismus in Bitburg mit einer Rehabilitierung der SS verbunden wurde, verstieß gegen diese beiden Vorbedingungen für die Aufnahme der Bundesrepublik in den Westblock. Deshalb haben zahlreiche US-amerikanische Senatoren damals gegen Regans Teilnahme an der Veranstaltung von Bitburg protestiert. Dreggers Offener Brief an sie versuchte eine längst unhaltbar gewordene Position zu behaupten. Ein unverzichtbares Subjekt der Verteidigung des Westens gegen den Bolschewismus ist in seiner Konzeption der deutsche Nationalstaat. Dessen imperialen Anspruch aber hatte Roosevelt 1945 im Bündnis mit der UdSSR beseitigt. Das Reich mußte zerstört werden, weil es mit den Verbrechen Hitlers identisch geworden war. Die Kapitulation mochte für den Nationalstaat die endgültige Niederlage gewesen sein, unter dem Anspruch der Chance einer Wiedergewinnung von Humanität war sie eine Befreiung. Diese Klarstellung vollzog der Bundespräsident in seiner Rede vom 8. Mai 1985. Er bekannte, daß auch die Schlußphase des verlorenen Angriffskrieges für Deutschland keine Verteidigung war. Mit dieser Rede verhalf Weizsäcker zugleich einem Konzept nationaler Politik, das in seiner Reden- und Aufsatzsammlung »Die deutsche Geschichte geht weiter« (1983) breit entwickelt ist, zu hohem Ansehen. Dort propagiert er den Begriff der europäischen »Mitte«, welche in »Deutschland« eingeschlossen ist. Eine Passage in der Einleitung dieser Sammlung benennt sein geopolitisches Credo:

»Vor der Teilung war die Mitte weder Osten noch Westen, sondern nur Mitte. Dadurch, daß am Ende des Zweiten Weltkrieges durch die Mitte Europas, Deutschlands und der Stadt Berlin ein Trennungsstrich gezogen wurde, ist aber die Mitte nicht ausgelöscht worden. Die Mitte ist geteilt, aber nach wie vor Mitte. Sie hat ihren geopolitischen Charakter modifiziert, aber nicht verloren. Was heute unmittelbar westlich oder östlich von der Grenzmittellinie liegt, hat eine geopolitische Doppelrolle. Für die Bundesrepublik bedeutet dies im politischen Domino: Wir sind nicht nur der Osten des Westens, sondern auch der Westen der Mitte.« (Weizsäcker 1983, 12)

Deutschland wird dabei weder als Nationalstaat noch als bloßer geographischer Begriff gefaßt, sondern gleichsam als eine Art regulative Idee. Es reicht über die Bundesrepublik hinaus, ohne daß diese territoriale Ansprüche stellt. Seine Funktion als »Mitte« könne es nur wahrnehmen bei gleichzeitiger Anerkennung der Ergebnisse des Zweiten Weltkrieges. Weizäckers Rede zum 8. Mai 1945 gewinnt ihren Hintergrund erst dann, wenn die gesamten gedanklichen Voraussetzungen seines Buches »Die deutsche Geschichte geht weiter« mitbeachtet werden. Damit wird er aber als ein Propagandist der »Mitte«-Ideologie sichtbar, welche Jürgen Habermas über ein Jahr später — jetzt mit dem Blick auf Michael Stürmer — angriff. Die Rede zum 8. Mai ist vor allem auf internationale Wirkung — und hier zuvorderst im Osten — hin instrumentiert. Sie verläßt nirgends den Kreis konservativer Vorstellungen. Zwar zieht Richard von Weizsäcker eine Verbindung

zwischen dem 8. Mai 1945 und dem 30. Januar 1933. Aber die Frage nach den Helfern Hitlers 1932/33 wird nicht gestellt. Subjekt der Schuld ist das »Volk«.

## 2. Die Diskussion um die »politische Bindungswirkung der Ostverträge«

Weizsäckers Rede bedeutet zweifellos eine Niederlage für den deutsch-nationalen Flügel der Union um Dregger — also jene Richtung, die in den darauffolgenden Monaten als »Stahlhelm« zusätzliche öffentliche Beachtung fand. Ihre Profilierung erfolgte in Auseinandersetzung mit einer zweiten Richtung in der CDU — repräsentiert durch den stellvertretenden Fraktionsvorsitzenden Volker Rühle — welche im Herbst 1985 versuchte, die Ergebnisse der Ostpolitik der sozialliberalen Regierung nun auch zum Gemeingut der neuen Regierung zu machen. Da hier eine Übereinstimmung mit der FDP vermutet wurde, hatte diese Gruppe in der Tagespolemik den Spitznamen der »Genscheristen« (vgl. Fülberth 1985, 1432). Rühle prägte das Schlagwort von der »politischen Bindungswirkung der Ostverträge«. Er stieß dabei auf den scharfen Protest von Dregger. Dieser konnte eine von CDU/CSU und SPD gemeinsam getragene Entschließung des Bundestages, welche die Ergebnisse der Neuen Ostpolitik nicht nur juristisch, sondern auch politisch akzeptierte, verhindern (Kaiser 1985).

Dregger machte nicht nur Rühle und Genscher als Gegner aus, sondern auch Michael Stürmer. Dieser hatte nämlich kurz vor dem innerparteilichen Streit in der Union im *Rheinischen Merkur* Artikel publiziert, in denen er für eine nationale Politik unter gleichzeitigem Verzicht auf den Nationalstaat plädierte (Stürmer 1985). Als Ersatz für eine staatliche Identität der Nation dient ihm Geschichte. Er postuliert eine nicht nur ökonomische, sondern auch eine kulturelle Hegemonie der Bundesrepublik, die weit in den Osten ausstrahlen müsse und in der Gemeinsamkeit nationaler Erinnerung auch für die DDR mitsprechen dürfe. Politische Kultur auf dem Gebiet der Geschichte ersetzt so den inzwischen obsolet gewordenen staatlichen Alleinvertretungsanspruch. Dies ist auch das leitende Konzept der von der Bundesregierung geplanten Geschichtsmuseen in Bonn und West-Berlin. Stürmers Vorschlag lebt von der Ideologie der »Mitte«. Da diese über die Bundesrepublik hinausreicht, ist sie durchaus offensiv. Mißtrauen weckt diese Konzeption am rechten Rand der Union deshalb, weil sie sich auf Ökonomie, Kultur und Geschichte beschränkt, für eine Realisierung des alten Nationalstaates keine Chance sieht und aus dieser Tatsache Konsequenzen zieht. Dabei sollte festgehalten werden, daß die Vorstellungen von Weizsäckers und Stürmers in diesem Punkt identisch sind.

## 3. Die neue Aktualität der Zwangsarbeiter-Frage

Ein weiteres Element der Auseinandersetzung »nach Bitburg« war die Aktualisierung eines schon alten Problems: der Frage, inwieweit Zwangsarbeiter, die im Zweiten Weltkrieg für die deutsche Industrie eingesetzt wurden, nachträglich eine Entschädigung erhalten sollten. Die Zeitgeschichtsforschung hatte sich seit mehreren Jahren — teilweise im Zusammenhang mit dem »Schülerwettbewerb Deutsche Geschichte um den Preis des Bundespräsidenten« — diesem Thema

zugewandt. Als die Deutsche Bank die Flick-Aktien übernahm, forderte die Jewish Claims Conference, daß die neue Eigentümerin nun den Forderungen entgegenkommen solle, welche Friedrich Flick seit den 50er Jahren immer wieder abschlägig beschiednen hatte. Die Rechtslage ist für die ehemaligen Zwangsarbeiter seit langem ungünstig: Die Gerichte — bis hin zum Bundesgerichtshof — haben entschieden, daß die Frage etwaiger Entschädigungen erst im Zusammenhang mit einem künftigen Friedensvertrag beantwortet werden könne (grundlegend zum Problem der Zwangsarbeiter-Entschädigung: Ferencz 1981). Etwaige Zahlungen konnten so niemals mit juristischen, sondern allenfalls mit moralischen und politischen Argumenten erwirkt werden.

In der Diskussion um die faschistische Vergangenheit deutscher Unternehmen — die 1986 mit Bernhard Sinkels Fernsehfilm »Väter und Söhne« einen publizistischen Höhepunkt erreichte — haben sich die Leitungen einzelner Firmen durchaus flexibel verhalten. Daimler-Benz publizierte zwar eine beschönigende Festschrift zum hundertjährigen Firmenjubiläum, hat aber inzwischen immerhin eine »generelle, nicht auf jüdische Opfer beschränkte Entschädigung in Aussicht gestellt« (Mettke 1986). Das Volkswagenwerk publizierte folgende Erklärung:

»Die Zeit der nationalsozialistischen Gewaltherrschaft hat für Millionen unschuldiger Menschen unsägliches Leid gebracht. Wie in vielen anderen, auf die Kriegswirtschaft umgestellten Industrieunternehmen sind nicht zuletzt im Volkswagenwerk Zwangsarbeiter unter unmenschlichen Bedingungen eingesetzt worden. Viele haben dabei ihr Leben verloren oder ihre Gesundheit eingebüßt. Vorstand, Betriebsrat und Belegschaft der Volkswagen AG gedenken der Opfer der Tyrannei.«

Das Unternehmen hat Hans Mommsen gebeten,

»eine eigenständige Forschungsgruppe zu bilden, die mit der Unterstützung des Instituts für Zeitgeschichte in München und des Bundesarchivs Koblenz den Komplex der Zwangsarbeit während des Dritten Reiches im damaligen VW-Bereich wissenschaftlich aufarbeitet. Die Ergebnisse ihrer Untersuchungen werden veröffentlicht. Die Forschungsgruppe erhält uneingeschränkten Zugang zum Archiv der Volkswagen AG und sonstigen einschlägigen Firmenunterlagen.« (Autogramm-Mitarbeiter-Zeitung der Volkswagen AG Wolfsburg 6/1986)

Vordergründig mag es naheliegen, solche Dokumente oder die Entschädigungsbereitschaft von Daimler-Benz als Ergebnis wachsenden antifaschistischen Drucks etwa seit Filbingers Sturz 1978 oder seit der Resonanz des Holocaust-Films zu deuten. Zumindest aus der Vergangenheit der letzten dreißig Jahre aber liegen Indizien dafür vor, daß große Unternehmen immer dann zum Nachgeben gegenüber Forderungen der Jewish Claims Conference bereit waren, wenn ihnen dies aus Gründen der Konkurrenz, der Beteiligung am Rüstungsgeschäft oder auf Grund anderer geschäftlicher Interessen geboten schien:

1957 haben die Nachfolgefirmer der I.G. Farben sich vertraglich verpflichtet, Entschädigungen für Zwangsarbeit zu zahlen, als gleichzeitig über die »Rückführung des Kapitals der I.G. Farben, das während des Krieges von den Vereinigten Staaten und anderen Ländern eingezogen worden war«, verhandelt wurde (Ferencz 1981, 77). Krupp zahlte Anfang der 60er Jahre, als er sich wieder auf Waffenproduktion für die NATO einstellte (vgl. ebd., 117). Siemens erklärte sich 1962 zu Zahlungen bereit. Zu dieser Zeit plante die Firma »die Erweiterung eines Zweigbetriebes in New York, um Vertrieb und Service in den Vereinigten Staaten zu verbessern« (ebd., 155). Als die US-Armee 1964 einen größeren Auftrag an Rheinmetall vergeben wollte, bedeutete dies zugleich einen Produktionsausfall

und Gefährdung von Arbeitsplätzen einer bisherigen Lieferfirma in Springfield. Der Bürgermeister dieser Stadt versuchte das Geschäft zu vereiteln, indem er öffentlich auf die Beschäftigung jüdischer Sklavenarbeiter bei Rheinmetall während des Krieges hinwies. Das deutsche Unternehmen erhielt den Auftrag erst, als es sich 1966 durch Vermittlung der Verteidigungsministerien der USA und der Bundesrepublik bereiterklärte, Entschädigungen zu zahlen (vgl. ebd., 165ff.). Flick zahlte niemals (ebd., 212). Daimler-Benz erklärte seine Bereitschaft, Entschädigung zu leisten, als das Unternehmen nach dem Kauf von Dornier, MTU und AEG zu einem relevanten Rüstungsfaktor wurde, der aber im Zusammenhang internationaler Projekte (SDI, evtl. EVI) mit starker internationaler Konkurrenz zu rechnen hat. Ob im Fall von VW ähnliche Interessen vermutet werden müssen, ist mir unbekannt. Bei der Genese des dortigen Beschlusses hat der Betriebsrat von Anfang an in hohem Maße mitgewirkt.

#### 4. Der Vorstoß von Andreas Hillgruber und Ernst Nolte

In der Debatte mit Jürgen Habermas sind im Sommer und Herbst 1986 als seine Kontrahenten zwar auch Thomas Nipperdey, Michael Stürmer, Klaus Hildebrand und Jochim C. Fest hervorgetreten. Die zentralen Punkte der Argumentation, welche er angreift, finden sich jedoch bei Andreas Hillgruber und Ernst Nolte.

Auch Hillgruber arbeitet mit einer Konzeption der »Mitte«. Die ist aber bei ihm — anders als bei Stürmer — mit dem Nationalstaat in den Grenzen von 1937 identisch. Sie ist im Winter 1944/45 zerstört worden.

»Ob über regionale Ansätze im Westen Europas hinaus jemals eine Rekonstruktion der zerstörten europäischen Mitte — als Voraussetzung für eine Rekonstruktion ganz Europas oder aber als Konsequenz einer in Gang kommenden Rekonstruktion des ganzen Europas — möglich sein wird, ist vierzig Jahre nach dem Zusammenbruch der europäischen Mitte so offen wie damals, als die Zeitgenossen als Mithandelnde oder Opfer Zeugen der Katastrophe des deutschen Ostens wurden.« (Hillgruber 1986, 74)

Hillgruber läßt kaum einen Zweifel daran, daß er eine solche Rekonstruktion wünscht, und daß er den Kampf der Wehrmacht 1944/45 vornehmlich als ein Ringen um die Rettung dieser »Mitte« begreift. Innerhalb des Meinungsspektrums um die Fortdauer des Nationalstaats, welches in der CDU/CSU ein Jahr vorher sichtbar geworden war, wäre seine Position am ehesten geeignet, die Argumentation Dreggers zu stützen.

Ernst Nolte sieht in Hitlers Krieg eine Art Putativnotwehr gegen eine drohende »asiatische Tat«, die durch das später von Orwell geschilderte Folterinstrument des »Rattenkäfigs« symbolisiert werde. In der nachfolgenden Debatte ist darauf hingewiesen worden, daß Judenvernichtung und Kampf gegen den Bolschewismus seit den 20er Jahren Zentralpunkte von Hitlers Programm waren und er hier keinerlei zusätzlicher Motivation mehr bedurfte. Im aktuellen ideologischen Kontext der »Mitte« haben Noltes Überlegungen keinen Platz. So sehr er selbst seit Jahren politisch profiliert ist — u.a. als Mitgründer des »Bundes Freiheit der Wissenschaft« — sowenig kann doch bei ihm eine bewußte Einfunktionsierung in ideologische Hegemoniekonzepte der »Wende« vermutet

werden. Sein »Fall« ist im unmittelbar-operativen Sinne subjektiv wahrscheinlich »unpolitisch« — seine Kombinationen scheinen in hohem Maße individuell angstbesetzt und sind gerade dadurch auch in gefährlicher Weise suggestiv. Kein Leser von Orwells »1984« wird sich der Wirkung des »Rattenkäfigs« entziehen können. Stünde dieses Folterinstrument für eine das sozialistische System in typischer Weise kennzeichnende Realität, dann müßten wir alle Antikommunisten sein. Nolte mobilisiert hier Ängste, die kaum noch durch historische Detailarbeit kontrollierbar sind. Es handelt sich um einen Akt der politischen Mythenbildung, der psychologisch tiefer angelegt ist und daher wohl auch letztlich gründlicher und länger zu wirken geeignet ist als die Überlegungen Hillgrubers. Die Suggestion dieser Kombination ist denn auch weit relevanter als der von Nolte in einer britischen Zeitschrift unternommene Versuch, aus einer Äußerung von Chaim Weizman eine Kriegserklärung des Weltjudentums an Hitler zu konstruieren. Der psychologisierende Mechanismus, den er hier in Gang setzt, ist allerdings wohl der gleiche: Nolte überträgt von ihm angenommene wahnhaftige Ängste Hitlers so sehr auf sich selbst, daß er sich in der Lage sieht, sie als *Advocatus Diaboli* probeweise zu vertreten — ein letztes, nunmehr schon groteskes Beispiel einer »verstehenden« Geschichtsschreibung.

### 5. Hans-Peter Schwarz' Revision des Adenauer-Bildes

Die durch Habermas, Hillgruber und Nolte ausgelöste Debatte konzentriert sich auf das Problem der Einzigartigkeit oder Vergleichbarkeit des Judenmords sowie auf die Tragfähigkeit oder Gefährlichkeit eines Konzepts der »Mitte«. Tatsächlich aber bilden diese Fragen nur — wenngleich zentral wichtige — Detailstücke einer umfassenderen Revision des Geschichtsbildes in der Bundesrepublik. Diese ist schon seit Jahren im Gange und beschränkt sich keineswegs auf die Zeit vor 1945. Ein anderes Feld, auf welchem sie vorangetrieben wird, ist die Interpretation der Entwicklung der Bundesrepublik selbst. Diesem Thema soll ja ein Geschichtsmuseum in Bonn gewidmet sein. Ein groß angelegter Versuch zur Befestigung eines neuen, monolithischen Bildes ist die kurz vor dem Abschluß stehende, in den Verlagen Brockhaus und Deutsche Verlagsanstalt herauskommende fünfbändige »Geschichte der Bundesrepublik Deutschland«, herausgegeben von Bracher, Eschenburg, Fest und Jäcke. In ihrer gemeinsamen Einleitung zu diesem Werk stellen die Herausgeber zunächst fest, daß sie die Bundesrepublik als eigenständiges politisches Subjekt, also nicht mehr als Teil eines vorerst unvollendet bleibenden Reiches sehen wollen. Damit ist eine gesamtdeutsche Sicht verlassen, wie sie jetzt bei Hillgruber wieder erneuert wird.

Etwas ganz anderes ist die Frage nach der Staatsräson der als gegenüber den alten Reichs-Bindungen verselbständigt gedachten Bundesrepublik. Hier werden die entscheidenden Markierungen im zweiten und dritten Band gesetzt (vgl. meine Besprechungen in *Argument* 155 und 161). Verfasser ist der Politologe Hans-Peter Schwarz. Zum zentralen Kriterium macht er die Handlungsfähigkeit des neuen Staates nach innen und außen. Die Westintegration ist hierfür eine entscheidende Voraussetzung, bringt aber neue Bedenklichkeiten mit sich, da mit ihr verbundene Rücksichtnahmen die Bewegungsmöglichkeiten wieder hemmen

können. Im dritten Band exemplifiziert Schwarz dies am Beispiel der Berlinkrise 1961: Er konstatiert eine »durch Berlin bedingte Abhängigkeit vom bösen Willen der Sowjetunion und vom guten Willen der Westmächte«. Dies brachte

»in den außenpolitischen Stil Bonns jene ängstliche Behutsamkeit und jenen Mangel natürlichen Selbstbewußtseins hinein, die für abhängige Kleinstaaten charakteristisch sind als für einen Staat vom Potential der Bundesrepublik« (Schwarz 1983, 250f.).

Seine politische Konzeption hat er in einer Streitschrift niedergelegt, die so aggressiv ist, daß sie selbst in der *Frankfurter Allgemeinen Zeitung für Deutschland* eher zurückhaltend besprochen wurde. Sie trägt den Titel: »Die gezähmten Deutschen. Von der Machtbesesseneit zur Machtvergesseneheit« (Schwarz 1985). Bislang ist nur an eher versteckter Stelle eine kritische Analyse dieses Buches versucht worden (Paul 1985). Es ruft dazu auf, daß die Bundesrepublik nunmehr zu jener kalkulierten Großmachtspolitik finde, die ihrer Bedeutung als »Welthandelsgrößmacht« entspreche. Dabei werden die Ziele eines solchen neuen Ausgreifens nur in Einzelpunkten genannt (z.B. Sicherung der Erdölaufuhr aus der Golfregion), im ganzen aber bleiben sie im unklaren.

In seiner Adenauer-Biografie von 1986 bezieht Schwarz nun wieder Gesamtdeutschland in den Horizont machtstaatlichen Denkens ein. In Revision eines Adenauer-Bildes, wie es Ende der 60er Jahre vor allem Waldemar Besson und Arnulf Baring erstellt hatten, sieht er den ersten Bundeskanzler vor allem als Patrioten des Deutschen Reiches, für den immer Deutschland in den Grenzen von 1937 der Bezugsrahmen seines Handelns gewesen sei. Die Einwilligung in die Teilung sei lediglich notgedrungener Nachvollzug von außen gesetzter Umstände gewesen, im Grunde nur erträglich als Durchgang zu anderen Stationen auf dem Weg zur Wiederherstellung des Reiches. Schwarz beschreibt ausführlich auch Adenauers Zeit als Oberbürgermeister und als Pensionär zur Zeit des Hitlerfaschismus. Adenauer erscheint dort als Vertreter einer sehr schmalen konservativen Elite, welche in ihren Vorstellungen noch stark vom wilhelminischen Reich geprägt, dem Faschismus aber von Anfang an abgewandt war, woraus — so darf man implizit ergänzen — ihr nationalpolitischer Ehrgeiz nach 1945 gleichsam seine Unschuld bezog.

## 6. Was ist die politische Kultur des Westens?

Habermas bringt in seinem ersten Beitrag in der *Zeit*, welcher dem »Revisionismus« in der westdeutschen Geschichtswissenschaft gewidmet ist (Habermas 1986a), diesen in einem Kontext mit der Ideologie der »Mitte«. Damit trifft er aber nicht nur den von ihm namentlich genannten Michael Stürmer, sondern der Sache nach auch Richard von Weizsäcker, welchen er im zweiten Artikel (1986b) zwar erwähnt, dort aber in anderem Zusammenhang und eher positiv (den Zusammenhang zwischen »Mitte«-Ideologie und von Weizsäcker zeigt dagegen Kocka 1986).

Gegen die Ideologie der »Mitte« setzt Habermas »universalistische Wertorientierungen«. Er verbindet dies mit der Feststellung:

»Die vorbehaltlose Öffnung der Bundesrepublik gegenüber der politischen Kultur des Westens ist die große intellektuelle Leistung unserer Nachkriegszeit, auf die gerade meine Generation stolz sein könnte.« (Habermas 1986a)

Dieser Gesichtspunkt ist ihm offenbar zentral wichtig, denn seinen zweiten Aufsatz beendet er mit der Feststellung, die Bundesrepublik sei ein Gemeinwesen, das »im Geiste des okzidentaln Verständnisses von Freiheit, Verantwortlichkeit und Selbstbestimmung errichtet worden ist« (Habermas 1986b).

Martin Broszat hat denn auch Habermas' Kritikern vorgeworfen, sie hätten »sein Bekenntnis zur Westintegration der Bundesrepublik« übersehen (Broszat 1986). Jürgen Kocka verlangt gegen Nolte, daß allein »der Vergleich mit den Gesellschaften der westlichen Welt« für die Bundesrepublik angemessen sei (Kocka 1986). Nun ist allerdings Jürgen Habermas gewiß ebenfalls die Erkenntnis präsent, daß die Bundesrepublik nicht nur im Geiste universalistischer Werte gegründet wurde, sondern auch im Geist des Kalten Krieges. Zumindest gilt dies für die Entwicklung der Jahre 1947 bis 1949. Tatsächlich nennt er im Schlußsatz des zweiten Artikels auch die Bundesrepublik nicht explizit, sondern er spricht genereller von »Gemeinwesen«, was einen stärkeren Bezug auf die Hoffnungen der unmittelbaren Nachkriegszeit zumindest nicht ausschließt. Auch ist unverkennbar, daß ihn am »Westen« vor allem dessen »politische Kultur« interessiert. Dennoch wird er die außenpolitische und bündnispolitische Interpretation Broszats wohl kaum als ein grobes Mißverständnis abweisen können. In dem Artikel »Vom öffentlichen Gebrauch der Historie« hat er zu Recht darauf bestanden, daß wissenschaftliche Reflexion, wenn sie die Auseinandersetzung in den großen Medien sucht, sich ihrer allgemeineren politischen Kontexte und Wirkungen bewußt bleiben muß. Deshalb soll hier gefragt werden, inwieweit universalistische Werte so einfach mit dem »Westen« identifiziert werden können.

Der im Artikel »Vom öffentlichen Gebrauch der Historie« postulierte Wert »Selbstbestimmung« ist gerade *nicht* »okzidental«, sondern gewann seine wichtigste politische — auch völkerrechtliche — Bedeutung ab 1945 im Zusammenhang mit der Entkolonialisierung. Die Führung des faschistischen deutschen Reiches arbeitete zwar vornehmlich mit dem Begriff der »Mitte«, aber es gab doch auch eine »westliche« Variante, vertreten z.B. von leitenden Figuren des Auswärtigen Amtes, die gegen die Judenvernichtung und die Zerstörung Polens und der Tschechoslowakei nichts einzuwenden hatten. Der Überfall auf die UdSSR wahr eben *auch* ein Krieg des kapitalistischen »Westens« gegen den bolschewistischen »Osten«. Ob und wie »universalistische Wertorientierungen« im Rahmen kapitalistischer Gesellschaften realisierbar sind — dies ist eine Frage, der Habermas in anderen Zusammenhängen auch nachgeht, die er hier aber nicht stellt. Als Großbritannien in seinen Kolonien blutige Massaker veranstaltete, waren die unbewaffneten Bobbies in London ein Symbol innenpolitischer Liberalität. Mit Hitlers Völkermord ist gleichwohl selbst das schlimmste imperialistische Kolonialregime nicht vergleichbar. Doch gehört jener zum imperialistischen Zusammenhang.

Hillgruber hat in seinem Buch »Zweierlei Untergang« darauf hingewiesen, daß auch die Sowjetunion und Großbritannien weitreichende territoriale Kriegsziele gegenüber Deutschland hatten. Habermas verlangt im ersten Aufsatz, der Historiker müsse von sozialwissenschaftlichen Informationen Gebrauch machen. Damit berührt er eine der entscheidenden methodischen Ursachen, die neben politischen Optionen das Verhalten von Stürmer, Hillgruber und Nolte erklären:

es handelt sich durchweg um solche Historiker, die ausschließlich geistes- oder ereignisgeschichtlich arbeiten. Was die Kriegsziele angeht, so hat Habermas allerdings auch in seinem zweiten Aufsatz keine zureichenden sozialwissenschaftlichen Informationen hierüber angeboten. Dies muß wohl die Arbeit des Historikers bleiben. Und tatsächlich findet man, was die sowjetischen Absichten angeht, sogar bei Hillgruber eine einleuchtende Erklärung: das Sicherheitsbedürfnis eines einmal folgenschwer überfallenen Landes (Hillgruber 1986, 56, und 1974, 25f.). Großbritanniens Zerstückelungspläne datieren nach dem Beginn von Hitlers Angriffskrieg. Dennoch muß zu ihrer Erklärung wohl auch die Tatsache herangezogen werden, daß der Zweite Weltkrieg, soweit er nicht nur Systemkonflikt, sondern überdies ein Krieg zwischen kapitalistischen Mächten war, *auch* als innerimperialistischer Krieg zu deuten ist. Der Imperialismusbegriff scheint mir bei der Interpretation dieses Krieges unverzichtbar — und er fehlt bei allen, die sich bisher zu Wort gemeldet haben.

### Literaturverzeichnis

- Broszat, Martin, 1986: Wo sich die Geister scheiden. In: Die Zeit Nr. 41, 12
- Ferencz, Benjamin B., 1981: Lohn des Grauens. Die verweigerte Entschädigung für jüdische Zwangsarbeiter. Ein Kapitel deutscher Nachkriegsgeschichte. Frankfurt/M., New York
- Fülberth, Georg, 1985: Wie rechts ist die CDU/CSU? In: Blätter für deutsche und internationale Politik 12, 1429-1437
- Habermas, Jürgen, 1986a: Eine Art Schadensabwicklung. Die apologetischen Tendenzen in der deutschen Zeitgeschichtsschreibung. In: Die Zeit Nr. 29, 11.7., 40
- Habermas, Jürgen, 1986b: Vom öffentlichen Gebrauch der Historie. In: Die Zeit Nr. 46, 7.11., 12
- Hillgruber, Andreas, 1974: Deutsche Geschichte 1945-1972. Die »deutsche Frage« in der Weltpolitik. Frankfurt/M., West-Berlin, Wien
- Kocka, Jürgen, 1986: Hitler sollte nicht durch Stalin und Pol Pot verdrängt werden. In: Frankfurter Rundschau Nr. 220, 23.9., 10
- Kaiser, Karl-Christian, 1985: Ein neues Possenspiel. Die Union verhinderte die gemeinsame Entschließung des Bundestages. In: Die Zeit, 25.10., 7
- Mettke, Jörg R., 1986: -Die Herren nahmen nur die Kräftigsten-. In: Der Spiegel Nr. 15, 104
- Paul, Wilhelm, 1985: Groß Macht Politik. Will das Mündel Vormund werden? In: Düsseldorfer Debatte 6-7, 15-19
- Schwarz, Hans-Peter, 1981: Die Ära Adenauer. Gründerjahre der Republik 1949-1957. Stuttgart, Wiesbaden
- Schwarz, Hans-Peter, 1983: Die Ära Adenauer. Epochenwechsel 1957-1963. Stuttgart, Wiesbaden
- Schwarz, Hans-Peter, 1985: Die gezähmten Deutschen. Von der Machtversessenheit zur Machtvergessenheit. Stuttgart
- Schwarz, Hans-Peter, 1986: Adenauer. Der Aufstieg 1876-1952. Stuttgart
- Stürmer, Michael, 1985: Die deutsche Frage stößt an harte Grenzen. In: Rheinischer Merkur / Christ und Welt Nr. 34, 17.8., 3
- Stürmer, Michael, 1985: Abschied von falschen Illusionen. In: Rheinischer Merkur / Christ und Welt Nr. 35, 24.8., 6
- Weizsäcker, Richard von, 1983: Die deutsche Geschichte geht weiter. West-Berlin

Arno Klönne

## »Die deutsche Geschichte geht weiter«

### Warum die Rechte aus dem »Schatten Hitlers heraustreten« will

Es war ein für die gesellschaftliche Konfliktlage nicht gerade dramatischer Anlaß, der Jürgen Habermas dazu brachte, sich öffentlich mit apologetischen Tendenzen neokonservativer Geschichtsdeutung und einer »revisionistischen« Betrachtung der nationalsozialistischen Vergangenheit auseinanderzusetzen: Ausgangspunkt war die Aufforderung, zu den Konzepten und möglichen Funktionen eines »Deutschen Historischen Museums« in Berlin/West Stellung zu nehmen. So verdienstvoll es ist, daß Habermas mit seinen kritischen Bemerkungen zur »Identitätsarbeit« einiger Historiker auf politische Probleme des geschichtswissenschaftlichen Umgangs mit den deutschen Verhältnissen vor 1945 aufmerksam gemacht hat, so irreführend ist die in der von Habermas in Gang gesetzten akademischen Debatte vielfach auftretende Meinung, es handle sich hier um einen jetzt neu initiierten (und eher überraschenden) fachwissenschaftlichen Diskurs. Es sind ja nicht etwa bisher unbekannte historische Fakten oder Ergebnisse des Forschens, die zu veränderten Sichtweisen führen, sondern der gegenwärtige »Revisionismus« tritt als Wandel von Interpretationen, als vielfältiger Vorgang des Umdeutens auf; die Standorte, von denen aus nun die deutsche Vergangenheit ohne die von der FAZ so genannte »kollektive Schuldbesessenheit« betrachtet wird, sind alles andere als neu, wenn die ideologische Entwicklung der westdeutschen Gesellschaft insgesamt — und nicht nur der Gesprächsstoff des arrivierten Teils der Geschichtswissenschaft — bedacht wird.

Entgegen auch in linksakademischen Kreisen weitverbreiteten Annahmen können ideologisch-politische Prozesse auch dann höchst wirkungsvoll vor sich gehen, wenn Blätter wie die *Zeit* sie nicht oder noch nicht zum Thema gemacht haben<sup>1</sup>, mit anderen Worten: Das »revisionistische« Geschichtsverständnis, bezogen auf den Nationalsozialismus, hatte in der Bundesrepublik längst und mit erheblichem Erfolg um sich gegriffen, ehe beispielsweise Ernst Nolte seinen Beitrag dazu leistete. Geschichtsrevisionen, die in der von Habermas angeregten Kontroverse sich gewissermaßen feinsinnig und vorsichtig darbieten, über die von ihren Kritikern dann auch wiederum in gedämpftem Tone gesprochen wird, sind seit etlichen Jahren in der »gewöhnlichen« öffentlichen oder veröffentlichten Meinung, auch der »volkstümlichen Wissenschaft«, in sehr direkter und zugespitzter Version allenthalben anzutreffen, und sie haben nicht erst jetzt ihren Eingang in das Rederepertoire prominenter Politiker gefunden. Bemerkenswert ist dabei, daß die »geschichtsrevisionistische« Argumentation, was ihren Inhalt und ihre Protagonisten angeht, schon früh die Trennlinien zwischen den unterschiedlichen Richtungen oder Teilkulturen des Spektrums, zwischen Neokonservatismus und Rechtsextremismus (die Fragwürdigkeit beider Begriffe hier einmal ausgeklammert) überbrücken konnte. Daß die »Entkriminalisierung der deutschen Geschichte als Voraussetzung für ein selbstverständliches Nationalbewußtsein« zu arrangieren sei (wie es 1983 Hans-Joachim Arndt, Hellmut Di-

wald, Robert Hepp, Armin Mohler, Franz Schönhuber, Wolfgang Seiffert und Bernard Willms für den »Deutschlandrat« erklärten), war ein Postulat, das von den *Deutschen Monatsheften* bis zum *Bayernkurier*, von der *National-Zeitung* bis zur *Welt*, vom *Deutschland-Magazin* bis zu *Criticón*, von *Mut* bis zu *Nation Europa* als akzeptabel galt und in publizistische Strategien umgesetzt wurde. Armin Mohler schrieb der »Vergangenheitsbewältigung« die Funktion der »Vernichtung alles dessen, was deutsch ist, fühlt, denkt, sich verhält« zu. Diese Sprache war gewiß nicht jedem recht, der sich an der »Entkriminalisierung« beteiligen mochte. Alain de Benoist (1980) als Wortführer der französischen Neuen Rechten gab den westdeutschen »Geschichtsrevisionisten« ein Argument an die Hand, das eleganter und wirksamer war: deutsche Identität sei nur wiederherzustellen, wenn das deutsche Bewußtsein den 1945 auferlegten »Kolonial«-Status abschüttelte; »Schuldbewußtsein« war demnach der Boden, auf dem »Entfremdung« oder »Fremdbestimmung« wachsen konnten, ein Gedanke, der bis weit in die Hinterlassenschaft der Neuen Linken hinein Anklang fand. (Als Exempel: »Es gibt Negationsformen des kollektiven Selbstbewußtseins als Folge verlorener Kriege und verinnerlichter Kollektivschuldgefühle wie bei den Deutschen« — schreibt Gerd Vonderach in der Oldenburger Zeitschrift *Gezeiten*, Dezember 1985.)

Jürgen Habermas befürchtet, daß jene »Historisierungen« der nationalsozialistischen Politik, wie sie Ernst Nolte und, diesen bestätigend, Joachim Fest betreiben, einen »Einschnitt in der politischen Kultur und im Selbstverständnis der Bundesrepublik«, eine Schwächung des »Verfassungspatriotismus« zur Folge haben könnten. Aber da sind längst tiefere Einschnitte geschehen. Um auch hier ein Beispiel zu nennen: Als 1983 im unionsnahen Studienzentrum Weikersheim ein Kongreß nach der »deutschen Identität heute« suchte, da waren es nicht Michael Stürmer oder Ernst Nolte (beide ebenfalls Referenten des Kongresses), die Orientierungspunkte setzten, sondern Bernard Willms (Politologe und politischer Philosoph, inzwischen auch federführender Redakteur der Zeitschrift *Der Staat*) bot ein Argumentationsmuster an, das seitdem in breitem Umfange, von der Rechtsaußenpublizistik bis zum neokonservativen publizistischen Establishment Wohlwollen fand und in etlichen Varianten Massenauflagen erreicht hat: Der »sogenannte Antifaschismus« sei »Selbsthaß, identitätsstörend«, die moralische Verurteilung der Verbrechen des Nationalsozialismus nichts weiter als »eine Waffe im fortgesetzten Versuch zur Niederhaltung der Deutschen als Nation«; die Beurteilung des Nationalsozialismus »nach scheinbar übergeordneten Kategorien wie Humanität, Freiheit, Liberalität und Demokratie« sei »nichts anderes als die Fortsetzung des Krieges (gegen Deutschland) mit anderen Mitteln, ein Instrument, um den Sieg über Deutschland nachhaltiger zu machen«. Willms verkündet: »Die Deutschen müssen die 'Vergangenheitsbewältigung' zu einer Sache der Wissenschaft neutralisieren. Wer Schuld predigt oder die Wunde Hitler offenhält, kämpft nicht um, sondern gegen die (deutsche) Identität.« (Willms 1982)<sup>2</sup> Für Hans Wahls, Mitarbeiter der »Zeitgeschichtlichen Forschungsstelle Ingolstadt« und Referent bei deren Herbsttagung 1984, ist die »Moralisierung der Politik« eine nach 1945 von den Alliierten gegen Deutschland eingesetzte »moderne Kriegstechnik«: die »auferlegte Vergangenheitsbewältigung als perma-

nente, gefügig machende Demuthaltung« — ein »Totschlagen des deutschen Willens« als Ergebnis der »Dauer selbstgeißelung« (Wahls 1986). Solche Sätze kommen nicht etwa aus dem »Untergrund«. Die »Zeitgeschichtliche Forschungsstelle« (inzwischen auch in Ullstein-Büchern repräsentiert) ist bei Teilen des neokonservativen Lagers ebenso angesehen wie beim Rechtsextremismus; ihr Leiter, Alfred Schickel, hat übrigens bereits 1983 im *Bayernkurier* ausgeführt, daß die NS-Verbrechen durchaus nichts Singuläres seien: »Auch der Gebrauch von Gas war letztlich nicht 'einmaliger' als ... das Mordinstrument Klima in Stalins Lagern nördlich vom Polarkreis.« (Schickel 1983) Daß Alfred Schickel (ebenso wie Bernard Willms) in Periodika publiziert, die auch im neuesten Verfassungsschutzbericht noch als rechtsextremistisch eingeordnet sind<sup>3</sup>, hat keine Schranken beim Zugang zu Veröffentlichungen oder Tagungen im Terrain der CDU/CSU zur Folge; die Bemühungen darum, »aus dem Schatten Hitlers herauszutreten«, wieder »deutsch-normal« zu werden (um die eingängige Formel Alfred Dreggers zu zitieren), stiftet einen parteiübergreifenden rechten Grundkonsens.

Auf dieser Basis nun verlagern sich die Gewichte und Maßstäbe in der Produktion historisch-politischer Ideologie zugunsten einer »radikalen Revision«; Bernard Willms hat kürzlich zutreffend konstatiert, daß sich im geistigen Spektrum der Bundesrepublik das, was man (»leichtfertig mit dem Wort« — so fügt er hinzu) als rechtsradikal bezeichnen kann, nach rechts hin verschiebt (Willms 1986). Um es am Symptom zu zeigen: Noch im 1984 vorgelegten Verfassungsschutzbericht wird die Monatszeitschrift *Mut* in der Rubrik »rechtsextremistische Publizistik« aufgeführt. Das ist inzwischen nicht mehr so. *Mut* aber hat seine alten Autoren nicht verstoßen oder verloren; freilich gilt es nun nicht mehr als »extrem«, in *Mut* zu veröffentlichen, und so haben sich neue Autoren hinzugesellt, unter anderem Hans Maier und Ulrich Lohmar. Die *Deutschen Monatshefte* allerdings gelten offiziell immer noch als »rechtsextremistisch« (wer weiß, wie lange); aber sie entwickelten unter der Redaktionsleitung von Hans-Dietrich Sander (lange Zeit *Welt*-Mitarbeiter) einen Extremismus, der bei ihnen früher so denn doch nicht zu finden war: »Im künftigen Deutschland ist für Antifaschisten kein Platz. Der Weg zur Selbstfindung der Deutschen geht über die Trümmer der KZ-Denkstätten.« (Mendrina 1985)<sup>4</sup> Auch solche Äußerungen sind nicht mehr tabuisiert, und daß sie es nicht sind, läßt wiederum »geschichtsrevisionistische« Postulate der CSU als moderat erscheinen; tatsächlich hätte aber vor etlichen Jahren noch die NPD sich geniert, so zu sprechen, wie es heute Franz Josef Strauß kalkuliert riskiert: Schluß müsse sein mit den »Demütigungen und Selbstdemütigungen der Deutschen in Reden gewisser Politiker« (gemeint war wohl u. a. Richard von Weizsäckers Ansprache zum 8. Mai 1985); die »ewige Vergangenheitsbewältigung als gesellschaftspolitische Dauerbüßeraufgabe« sei geeignet, das »deutsche Volk zu lähmen«; die Deutschen dürften nicht zu »Schurken der Weltpolitik« gemacht werden, denen die Rolle der »Dauersteher an der Klagemauer« (!) zugeschrieben werde. Da mag ein FAZ-Herausgeber sich Mühe geben, im Tempo der Revision des Geschichtsverständnisses mitzuhalten — der bayerische Ministerpräsident ist ihm allemal voraus.

Es ist unschwer zu erkennen, welchen Stellenwert die Kampagne gegen die

»Schuldbesessenheit« für die parteipolitischen Machtstrategien hat. Franz Josef Strauß hat seine Anklage gegen die »Klagemauer« ganz unverhohlen mit der Forderung verbunden, »rechts von der CSU« dürfe es keine »demokratisch legitimierte Partei« geben; der Achtungserfolg der »Republikaner« unter Franz Schönhuber, aber auch die von der Gruppe um die Münchener *National-Zeitung* betriebenen Versuche, eine neue parteipolitische Sammlung rechtsaußen zu organisieren (»Deutsche Liste«), waren für die CSU-Führung offenbar ein Anstoß, dieses Terrain der Wählerschaft noch eindeutiger als bisher für sich selbst zu reklamieren. Unter der Chiffre »Heraustreten aus dem Schatten Hitlers« läßt sich zugleich das Ansinnen finden, über die CSU hinaus die politischen Gewichte im Lager der Union insgesamt nach rechts hin zu verschieben, und es sind nicht nur ehemalige »Ostfrontkämpfer« im Sinne Dreggers, die auf eine solche ideologisch-programmatische »Wende« der Christ-Demokratie hin zur deutschnational-konservativen Partei hinauswollen. Charakteristisch ist hier die Tätigkeit der Gruppe von Publizisten, Professoren und Unionspolitikern um die Zeitschrift *Criticón*, die — im Anschluß an die Aufmerksamkeit, die im Frühsommer 1985 Günter Rohrmoser mit einem *Criticón*-Beitrag über den »Substanzverlust der Union« erreichte — die CDU/CSU in Druck bringen, indem sie immer wieder das Bild einer seriösen »konservativen« Konkurrenzpartei zur Union als Notwendigkeit ausmalen — falls nicht die CDU/CSU selbst die Rolle einer rechten Richtungspartei zu übernehmen bereit sei.<sup>5</sup>

Die politische Philosophie Rohrmosers weist allerdings auf innere Probleme des rechten Potentials hin: Auch Rohrmoser will — ideologisch und praktisch — die »nationale Selbstbehauptung« der Deutschen anstelle der »geschichtslos-abstrakten demokratischen Identität« und verlangt deshalb, die Deutschen sollten von dem »neurotisierten Verhältnis« ablassen, das sie »zu sich selber und ihrer Geschichte« hätten, aber er will zugleich »Christlichkeit« als Teil politischer Identität (Rohrmoser 1985). Was kann diese unter den Bedingungen der heutigen Gesellschaft bedeuten? Wie nimmt sich im Denken von Menschen, die heute in der Bundesrepublik als Christen gesellschaftliche Probleme reflektieren, die »Trennung von Moral und Politik« aus, wie ein Teil der Rechten sie postuliert? Wie gehen Christen in Deutschland heute mit der Aufforderung um, das »Schuldgerede« im Hinblick auf die NS-Zeit einzustellen? Die Antworten auf solche Fragen sind jedenfalls nicht so, daß eine feste Verbindung zwischen »Christlichkeit« und neuem Deutschnationalismus erwartet werden könnte, und die Argumentationsfigur, die »ewige Vergangenheitsbewältigung« sei verantwortlich für den Verlust an kirchlichen Orientierungen und Traditionen, ist wenig überzeugend. Die Begünstigungen, die Protestantismus und Katholizismus in Deutschland auf je eigene Weise der Machtdurchsetzung des Nationalsozialismus im historischen Prozeß leisteten, haben nicht zur Konsequenz, daß christliches Denken in der Bundesrepublik heute nun mehrheitlich einer Rechtfertigung oder »Entsorgung« der NS-Vergangenheit zur Verfügung stünde. Eher schon ist anzunehmen, daß in bestimmten Milieus die Auflösung christlicher Überlieferungen, das Absinken der damit verbundenen Kultur, Leerräume entstehen läßt, in die etwa die Ideologie vom »Überlebenskampf der Nation« einrücken kann, wie sie derzeit in vielen Abwandlungen neu um sich greift. Michael

Stürmers Hinweis, nach dem Bedeutungsverlust von Religion seien es am ehesten das Nationalgefühl und der Patriotismus, die gesellschaftliche Stabilität psychisch abstützen könnten, gerät hier in ein etwas anderes Licht, als es unser Sinnstifter sich wünscht.

Diese hier nur angedeuteten Überlegungen münden in die Frage ein, was denn aus einer parteipolitischen Union werden kann, die — als eigentliche Neugründung im deutschen Parteiensystem nach 1945 — ihre langfristige Mehrheitsfähigkeit aus ihrem Sammlungscharakter herleitete, aus der Tatsache, daß sich hier nach dem Ende des NS-Staates christlich-konservative, liberalkonservative, christlich-soziale, christlich-demokratische, aber eben auch nationalkonservative, deutschnationale und (verdeckt) faschistische Tendenzen bündelten. Zwar sind seit der Konstituierung der CDU/CSU mehr als 40 Jahre vergangen, aber deshalb ist aus der Sammlung noch keine Einheit geworden. (Am Rande bemerkt: die Linke in der Bundesrepublik wäre gut beraten, wenn sie den Differenzen und möglichen Differenzierungen innerhalb des »Lagers« der Union analytisch und praktisch mehr Aufmerksamkeit zuwenden würde.)

Die deutschen Parteien nach 1945 entwickelten sich unter Bedingungen, die ganz und gar nicht dem demokratiegeschichtlichen Idealmuster entsprachen; der Bruch mit dem vorhergehenden faschistischen System und mit der nationalsozialistischen Ideologie war, auf die große Mehrheit hin gesehen, durch äußere Ereignisse und Eingriffe von außen her erzwungen worden. Eben darin liegt die historische Logik einer langanhaltenden Auseinandersetzung mit der deutschen Vergangenheit begründet — und eben darin liegt aber auch ein Grund dafür, daß diejenigen, die heute »nationale Identität« historisch fundieren wollen, einen »Schlußstrich unter die Vergangenheitsbewältigung« propagieren; der Untergang des Dritten Reiches vollzog sich in der Tat nicht »nationalidentisch«. (Konrad Adenauer, auf den sich in diesem Punkte neokonservative Politiker heute zu Unrecht berufen, hatte übrigens die politische Brisanz, die im historischen Kontext der zweiten Demokratie in Deutschland lag — und immer noch liegt —, nüchtern erkannt; er befürchtete einen »nationalen Revisionismus«. Ob die Mittel und Wege, über die er solchen Risiken entgegenzuwirken hoffte, ebenso realistisch waren, steht auf einem anderen Blatte.) Aber »Geschichtsrevisionismus« in der Bundesrepublik heute hat sicherlich nicht nur Antriebskräfte historisch-ideologischer Provenienz. Es hieße die politische Bedeutung des Konflikts um den Umgang mit deutscher Vergangenheit völlig verkennen, wollte man den Drang nach »Entkriminalisierung« auf ein sentimentales Bedürfnis nach gefälliger Nationalhistorie zurückführen. Es geht vielmehr um aktuelle und zukünftige Politik — »die deutsche Geschichte geht weiter«.

Aus »rechter Sicht« hat Günter Maschke den Sachverhalt beim Namen genannt: die Erinnerung an die Fehlwege deutscher Geschichte vor 1945 stehe überall dort im Wege, wo innergesellschaftlich und außenpolitisch »durchgegriffen« werden soll: »Die BRD kann die Ausländerfrage nicht lösen — wegen Hitler! Sie kann die Frage der inneren Sicherheit nicht lösen — wegen Hitler! Sie kann ihre Armee nicht zu einer kriegsfähigen Truppe formen — wegen Hitler! Sie kann keine wirklich effizienten Notstandsgesetze verabschieden — wegen Hitler!« (Maschke 1985)<sup>6</sup> Es existieren derzeit in der neuen westdeutschen

Rechten, ob nun innerhalb, am Rande oder neben der CDU/CSU, in vielen Fragen unterschiedliche Einschätzungen oder Zielsetzungen, und die neue Rechte bildet auch ideologisch keine homogene Richtung. Die einen haben sich langfristig im atlantischen Bündnis politisch eingerichtet, streben aber in diesem Rahmen eine nicht nur ökonomische Großmachtrolle für die Bundesrepublik an; andere hoffen auf die »Stunde der Wiedervereinigung«, auch auf eine blockfreie deutsche Großmachtspolitik. Die einen erwarten den weiteren wirtschaftlichen Aufstieg der Bundesrepublik, als Grundlage auch für mehr nationalpolitische »Handlungsfähigkeit«; andere vermuten eher eine wirtschaftliche und soziale Instabilität, die dann aber die Chance der Rückbesinnung auf »nationale Weltanschauung« enthalte. Wie auch immer — es bleibt Übereinstimmung darin, daß die Deutschen (oder zunächst die Westdeutschen) nicht länger sich »gezähmt« verhalten sollen; daß »Macht« die Kategorie sei, an der sich die Nation zu orientieren habe; daß die geopolitische Lage Deutschland eine »Führungsfunktion« zuweise; daß machtbewußte nationale Politik eine andere Gefühlsgrundlage brauche als das Bekenntnis zur demokratischen Verfassung (»Identität liegt in der Nation, nicht in der Verfassung«, sagt Bernard Willms). Der »Verfassungspatriotismus« gerät nicht deshalb in Verunsicherung, weil er Geschichtsbedürfnisse unbefriedigt läßt, sondern er wird gezielt beiseitegedrängt (soweit vorhanden), weil er — in der Sicht der Rechten — falsche Prioritäten setzt.

Durch »Geschichtsrevisionismus« soll den Deutschen aus der »Schuldecke« herausgeholfen werden, damit zukünftige deutsche Politik bedenkenlos werden kann, was die Erfahrungen der Vergangenheit angeht; die Frage nach der Wertung historischer Verhältnisse, nach der Verantwortung für menschenfeindliche und menschenvernichtende Politik in der Geschichte kann nur stören, wenn es darum geht, sich mit »der Nation zu identifizieren, was heißt, sich mit ihrem Schicksal, ihrem Auf und Ab zu identifizieren« (Bernard Willms). Ein neues deutsches »Auf und Ab« ist nicht auszuschließen; die Geschichte selbst bietet keine Garantie gegen Wiederholungen. Es wäre riskant, die Perspektiven zu unterschätzen, die sich mit einer neuen deutschen Rechten verbinden; beim »Geschichtsrevisionismus« geht es nicht um Revision von Museumsinhalten.

Die gesellschaftspolitischen Risiken der Tendenz in der Bundesrepublik heute, »aus dem Schatten Hitlers herauszutreten«, »wieder normal zu werden« (wie es inzwischen auch Franz Josef Strauß formuliert), liegen nach meinem Eindruck dem Schwerpunkt nach weder im »Neonazismus« noch im »Neokonservatismus«, sondern bei einer Neuen Rechten.

Durchaus plausibel hat »criticón«-Autor Karlheinz Weißmann dargelegt, daß die im Begriff »Neokonservatismus« steckende Analogie zwischen der westdeutschen und der US-amerikanischen Rechtsentwicklung den Sachverhalt nicht treffe; anders als in den USA handle es sich in der Bundesrepublik nur zum kleinen Teil um »Neokonservative« im Sinne enttäuschter Liberaler, und für die westdeutsche intellektuelle Rechte hat die Lebensphilosophie inzwischen wieder weitaus mehr Bedeutung als jede Art von Rationalismus.

Die »Rekonstruktion des Konservatismus« in der Bundesrepublik (so nennt Weißmann den Vorgang; ich halte es für zutreffend, von der Ausbreitung einer Neuen Rechten zu sprechen) sei möglich geworden durch die »Erneuerung des

nationalen Arguments«, durch den »Rekurs auf die Nation als entscheidende Größe«. Diese »Renationalisierung« meint nicht nur und vielleicht nicht einmal in erster Linie »Wiedervereinigungsmotive«, sondern den Rückgriff auf bestimmte politische Philosophien und Weltbilder; insofern ist es konsequent, den »Bruch mit der Umerziehung« zum entscheidenden Kriterium einer Umwälzung der politischen Kultur der Bundesrepublik zu erklären, und eben darin liegt ein Konsenspunkt der ansonsten gewiß vielfältigen Neuen Rechten.

Für die derzeitige Entwicklung der Neuen Rechten in der Bundesrepublik ist kennzeichnend, daß sie zu weiten Teilen eine plumpe Traditionspflege von Politikmustern im Stile einer »Harzburger Front« hinter sich gelassen hat (ohne jedoch auf diese Variante völlig zu verzichten), den wissenschaftlichen Diskurs sucht und »alternative« Themen aufgreift, sich also gewissermaßen öffnet, um zu vereinnahmen. Die westdeutsche Neue Rechte bietet heute ein buntes, auf den ersten Blick diffuses Bild — anders als die Alte Rechte in den 50er und 60er Jahren; aber diese Vielfältigkeit ist auch so etwas wie Arbeitsteilung (sei diese gewollt oder nicht intendiert), und sie bedeutet eher einen Zugewinn an Politikfähigkeit, zumal sie Isolierungen abbaut. Die Schranken für eine Kommunikation der verschiedenen Richtungen der Rechten untereinander und mit politischen oder kulturellen Potentialen am Rande oder außerhalb des rechten Spektrums sind jedenfalls niedriger geworden oder weggefallen, was aber nicht heißt, daß die Neue Rechte ihre Identität verliert, sondern: Die Tabus, die nach 1945 an der Oberfläche der westdeutschen Gesellschaft weithin wirksam waren, lösen sich auf; die Idee, daß jedwedem »Egalitarismus« abzusagen und Politik als Überlebenskampf zu führen sei, wird gesellschaftsfähig. Noch bedeutet dies nicht: gesellschaftlich herrschend.

## Anmerkungen

- 1 Auch die *Zeit* hat inzwischen den neuen Entwicklungsstand der Rechten und ihrer Publizistik wahrgenommen und darüber informiert, siehe die Beiträge von Carl-Christian Kaiser und Hans Sarkowicz in der Ausgabe vom 9.1.87. Ob allerdings »einflußreiche Wissenschaftler« und »bekannte Verlage«, wie Sarkowicz annimmt, gegen ihre eigentliche Tendenz von »Rechtsextremisten benutzt werden«, ist in Frage zu stellen; es handelt sich m.E. um beiderseits bewußte Berührungspunkte und Annäherungen.
- 2 Die politisch-publizistischen Orte, an denen Willms tätig wird, deuten in ihrem breiten Spektrum den Verfall der bisherigen Grenzziehungen zwischen Rechtsextremismus und »Konservatismus« an.
- 3 Schickel publiziert auch häufig in der Zeitschrift *Deutschland in Geschichte und Gegenwart* (Grabert Verlag), die im jüngsten Verfassungsschutzbericht des Bundesinnenministers als rechtsextremistisch ausgewiesen wird.
- 4 Hans-Dietrich Sander schrieb in Heft 5-6/1985 der *Deutschen Monatshefte*: »Man kann den Eindruck haben, daß heute in den deutschen Teilstaaten ein gewaltiges Potential nur schläft, um sich zu erholen. Die Deutschen werden als Gäubiger erwachen. Zwischen den Verbrechen an den Deutschen 1944/45, deren Qualität und Quantität unanfechtbar sind, und den Vergehen der Deutschen 1933/45, gegen die immer Zweifel laut wurden, liegen Welten. Sie werden uns das gute Gewissen zurückgeben.« Der »schuldausgleichenden« Relativierung der politischen Verbrechen des Dritten Reiches folgt also der nächste Schritt der Aufrechnung, bei dem die Gegenmächte Hitler-Deutschlands als Schuldner erscheinen.
- 5 Zur Kritik der Rechten an der CDU vgl. auch den Beitrag des *Criticón*-Mitarbeiters Wolfgang Hieber in *Nation Europa* 11/1986. Der Druckausübung in Richtung CDU dient auch der seit

Herbst vergangenen Jahres erscheinende Informationsdienst *Criticón aktuell*, der in engem Kontakt zu rechten CSU- und CDU-Politikern steht. Bemerkenswert ist, wie offen rechte Autoren ihre instrumentelle Sicht des Christentums zu erkennen geben. Z. B. schreiben Hagen Hartmann und Adam Fürst (1986), mit »dem Niedergang der Kirchen« biete sich für die rechte politische »Botschaft« die Chance, »sich auch um das Seelenleben unserer Mitmenschen zu kümmern, in eine akute Marktnische des Werteangebots vorzustößeln.« Gerd-Klaus Kaltenbrunner hatte schon vor einigen Jahren konstatiert, daß »die Formel konservativ = christlich, die an sich nie gestimmt hat, heute vollends problematisch geworden ist«; die konservative Sache habe nur dann Zukunft, wenn »sie sich mit einer Theorie verbündet, die auch Nichtchristen oder religiös Indifferente anzusprechen vermag.« (Kaltenbrunner 1985) Kaltenbrunner, der als führender westdeutscher Theoretiker des Konservatismus gilt, hat den Abschied vom »Demutskonservatismus« (wie Armin Mohler die christlich-konservative Gegenposition zu Faschismus/Nationalsozialismus genannt hat) vollzogen und plädiert für »riskante, heroische, kämpferisch-elitäre Tugenden«, für »Feindfähigkeit«. Der Schritt von solchen Bildern zum »neuen Heidentum« des Thule-Seminars ist nicht mehr weit. Zur Thule-»Metapolitik« und ihrer Absage an »christlichen, liberalen und sozialdemokratisch-marxistischen Egalitarismus« siehe die beiden ersten Ausgaben der deutschen Fassung der Theorie-Zeitschrift *Elemente*, 1986/87.

- 6 Maschke postuliert dort auch: »Die Verfassung (der Bundesrepublik) ist das Gefängnis, dem es zu enttrinnen gilt.«

## Literaturverzeichnis

- Benoist, Alain de, 1980: In aller Freundschaft — eine Philippika an die Deutschen. In: *Criticón* 60/61 (wiederabgedruckt in: ders., *Kulturrevolution von rechts*, Krefeld 1985)
- Hartmann, Hagen, und Adam Fürst, 1986: Zur Organisationsfrage der deutschen Rechten. In: *Criticón* 94
- Kaltenbrunner, Gerd-Klaus, 1985: *Wege der Weltbewahrung*. Asendorf
- Maschke, Günter, 1985: *Die Verschwörung der Flakhelfer*. In: Hans-Joachim Arndt u.a.: *Inferiorität als Staatsraison*. Krefeld
- Mendrina, Peter, 1985: *Die Rechten und die Nation*. In: *Deutsche Monatshefte*, Heft 1
- Rohrmoser, Günter, 1985: *Das Debakel*. In: *Criticón* 89 (erweitert abgedruckt in: ders., *Das Debakel*, Krefeld 1985)
- Schickel, Alfred, 1983: *Die Vergangenheitsbewältigung entläßt ihre Kinder*. In: *Bayernkurier*, 7.5.
- Wahls, Hans, 1986: *Gefechtsfeld Deutschland*. In: *Witiko-Brief*, Heft 7
- Weißmann, Karlheinz, 1986: *Neo-Konservatismus in der Bundesrepublik?* In: *Criticón* 96
- Willms, Bernard, 1982: *Die Deutsche Nation*. Köln
- Ders., 1986: *Identität und Widerstand*. Tübingen
- Ders. (Hrsg.), 1986: *Handbuch zur Deutschen Nation*. Tübingen



W.F. HAUG:  
FASCHISIERUNG  
DES  
SUBJEKTS

### Wolfgang Fritz Haug

#### Die Faschisierung des bürgerlichen Subjekts

Normalität — Gesundheit — Schönheit — Leistungsfähigkeit — Fitness: die nazistischen Ausrottungspolitiken als Kehrseite der »gesunden Normalität« im Rahmen eines nachholenden Fordismus. In diesem Buch wird das Zusammenwirken von Bereichen untersucht, die zumeist isoliert betrachtet werden. Entscheidend sind die Resonanzbeziehungen zwischen den institutionellen Diskursen und den Normalisierungspraktiken im Alltag — dem »Do it yourself« der Ideologie. Ideologische Mächte im dt. Faschismus 1  
Argument-Sonderband AS 80  
18,50 DM/f.Stud.15,50 DM (Abo: 16,50/13,50)

Frieder Otto Wolf

## »Weiter so, Deutschland«

### Die Zukunft einer Amnesie

Die Bundestagswahl vom 15. Januar 1987 hat den Gestrigen in der bundesdeutschen Politik eine Schlappe zugefügt, keine Niederlage. Nicht nur können sie, wenn auch etwas in Richtung einer nüchtern kalkulierenden Mäßigung verschoben, weiter regieren — sie können auch darauf hoffen, den von ihnen dieses eine Mal mit weniger Erfolg beschworenen Geist in einer veränderten Situation, in der auch für relativ gesicherte soziale Gruppen die Notwendigkeit tiefergreifender Veränderungen unübersehbar werden sollten, erneut zu beschwören: den Geist einer Veränderung, bei der sich nichts Wesentliches verändert, einer Flucht nach vorn in eine sich überstürzende Zukunft, einer »konservativen Revolution« deutscher Machart. Und dies auf deutschem Boden: Heute Sprungbrett und potentieller Kriegsschauplatz neuer weltweiter Hegemonialstrategien (denen sich jene Gestrigen längst unwiderruflich und sogar vorwegnehmend eingegliedert haben), damals historischer Ort einer ganz einmaligen Mobilisierung eines Volkes — in seinem ideologisch verankerten Gegensatz zum gedoppelten Feindbild von marxistischem Volksfeind und jüdischem Gegen-Volk — als Voraussetzung und Mittel einer sich im Genozid erst verwirklichenden Strategie der »politischen Neuordnung der Welt«. Und zwischen heute und damals eine ganze Folge von Anläufen zur Verdrängung — nicht einfach des Geschehenen, sondern vor allem auch der von Personen und Kollektiven »mit Anschrift und Adresse« begangenen Verbrechen, nachdem eben dieselben Personen und Kollektive für ein Unterfangen gebraucht wurden, das unter dem sprechenden Namen »Wiederaufbau« bekannt geworden ist ...

In dieser Kette ist der sogenannte »Historikerstreit« — ebenso wie der Versuch von Kohl, Strauß, Dregger und Co., die von ihnen daraus gezogenen »Lehren« im öffentlichen Diskurs dieser Republik zu verankern — nur ein (vorerst) letztes Glied in einer langen Kette von z.T. weitreichenden (131er-Gesetz, faktische Amnestie für den Großteil der Nazi-Verbrechen) Maßnahmen zur Verdrängung und Zensur der bekannten oder erst noch aufzudeckenden Wahrheiten über eben den Geschichtsabschnitt, in dem das sogenannte Deutsche Reich und der preußische Staat historisch als unbeabsichtigtes Resultat eigenen Handelns untergegangen sind. Was bedeutet es, daß die Erben eines machstaatlichen Denkens, in dessen Zentrum Hegels bekanntes Schillerzitat stand, die Weltgeschichte sei das Weltgericht, heute von so offensichtlich kontra-historischen Ausgangspunkten her argumentieren — wie der Kontinuität einer deutschen Geschichte, die realiter von Bauernkrieg, konfessioneller Spaltung und als Kriegsschauplatz des europäischen Bürgerkrieges des 17. Jahrhunderts schon damals so nachhaltig zerschnitten worden ist, daß seitdem eine realistische Perspektive der Geschichtsbetrachtung nur noch universal-historisch zu gewinnen war und eine Politik der Bildung eines deutschen Nationalstaates nur auf dem Wege der Abspaltung realisierbar wurde?

Und was geht alle diejenigen, die heute darum kämpfen, in einer (möglichst

nahen) Zukunft »die Unterdrückung zu überwinden, ohne selbst zum Unterdrücker zu werden« (C.v. Werlhof), also in der Frauen-, in der Ökologie- oder auch in der Friedens- bzw. in der Gewerkschaftsbewegung der Versuch an, »dieser unserer Gegenwart«, in der doch bereits reichlich gelogen wird von den Kommunikatoren und Trägern der ökonomischen und politischen Macht, auch noch eine gefälschte Vergangenheit anzudichten?

Die Antwort auf diese beiden Fragen liegt in einem ziemlich einfachen Tatbestand: Das Erinnern und Begreifen der Vergangenheit, »so wie es wirklich war«, bildet den »Schauplatz«, auf dem sich grundlegende Orientierungen der gesellschaftlichen Praxis herausbilden bzw. reproduzieren. Das gilt, auch dort, wo eine substantielle Ideologie — eine Religion oder eine »Weltanschauung« wie die »Staatsvergottung« des deutschen Bildungsbürgertums — die gesellschaftlichen Anrufungsprozesse dominiert, in denen sich individuelle Subjekte konstituieren und orientieren. Es gilt aber noch mehr in einer historischen Situation, in der sich Herrschaft und Macht durch das Spiel einer Vielzahl von Ideologien ohne einheitliches Zentrum hindurch reproduzieren (vgl. Pêcheux's Begriff des paradoxalen Raumes): Etwa in der bundesrepublikanischen Gegenwart ist die Erzählung und Darstellung von Geschichte — erweitert um den biographischen Nachvollzug einer Vielfalt von Erlebnismustern — zum Austragungsort vielfältiger Kämpfe vor allem im Bereich der praktischen, politischen Ideologien geworden. Das gilt durchaus auch für solche politischen Ideologien, die selbst nicht historisch angelegt sind, etwa für das gesamte Spektrum neuer naturrechtlicher (bzw. »vernunftrechtlicher«) Staats-Ideologien von Habermas über Benda bis zu Maier und Spaemann: Um ihren Grund-Eingriff, die These von der ewigen Notwendigkeit des Staates als Instanz zur »Verbesserung« (Krüger) seiner Untertanen, an die anzusprechenden Subjekte zu bringen, müssen deren Vertreter in ähnlicher Weise historische Erzählungen vortragen bzw. besetzen wie dies bei den englischen Klassikern des modernen bürgerlichen Naturrechts (Hobbes und Locke) für heilsgeschichtliche Erzählungen erforderlich gewesen ist.

Jene Klassiker des Naturrechts hatten allerdings die stumme Macht der sich herausbildenden bürgerlichen Produktions- und Verkehrsverhältnisse im Rücken. Das gilt für die gegenwärtigen Vertreter dieser Staats-Ideologie keineswegs. Deswegen müssen sie nur um so gewaltsamer in ihren Fiktionen und in ihrer Zensurpraxis verfahren. Und in diesem Spiel hat die vernunftrechtliche Linke dann strukturell die schlechteren Karten: Indem auch sie an die durchaus parteiliche Fiktion der Herrschenden von einer »Stunde Null« anknüpft und dem historischen Geschehen transhistorische (»ex nihilo«) Bewertungsmaßstäbe entgegenzuhalten glaubt, spielt sie nicht nur immanent betrachtet gegen eine Vorgabe. Sie beraubt sich auch der zusätzlichen Kraftquelle, die ein Erinnern an alle in diesem Akt historischer Zensur mitverdrängten Gegenbewegungen und Mitopfer der deutschen Nazigeschichte bedeuten könnte.

Zwischen Erinnern und Emanzipation gibt es nämlich mehr Zusammenhang als die Übereinstimmung im Anfangsbuchstaben. Nicht wegen einer Analogie zum psychoanalytischen Prozeß, in dem erst das Erinnern und Durcharbeiten aus dem Wiederholungszwang befreien kann — Analogien sind keine tragfähigen Gründe und ein dem individuellen »System ubw« vergleichbares »kollektives Un-

bewußtes« bleibt eine idealistische Fiktion. Sondern weil erst ein genaues und vollständiges In-Erinnerung-Rufen — in der Geschichtsschreibung vor allem durch Spurensicherung und kritische Quellenerschließung — uns das Material dafür an die Hand gibt, zu *begreifen*, was geschehen ist. Damit erst eröffnet sich den ihre Situation und ihre Handlungsmöglichkeiten untersuchenden Teilen der gegenwärtigen Emanzipationsbewegungen die Chance, in der Abschätzung des hier und heute Veränderbaren und in der Beurteilung der tragenden Mechanismen der schwer zu durchbrechenden Reproduktion der herrschenden Verhältnisse nicht völlig »im Dunkeln zu stehen«.

Es geht nicht darum, gegenwärtigen Emanzipationsbewegungen identifikatorisch verehrungswürdige Ahnen zu verschaffen. Vielmehr sollte gerade das Problematische und das vielfältige Scheitern der uns in gleichen oder auch nur vergleichbaren Kämpfen vorangegangenen Menschen und Bewegungen zum Gegenstand kritischer Analysen werden, damit wir nicht vergleichbare Fehler und Irrtümer unter nicht total veränderten Bedingungen wiederholen. Das ist gerade gegenüber der deutschen Vergangenheit desto dringlicher, als das deutsche NS-System sich historisch als Alternative zu dem nach 1945 erfolgreich weltweit zur Hegemonie aufgestiegene System des »Amerikanismus« oder auch »Fordismus« konstituiert hat — und zwar als eine Alternative, die die kapitalistische Produktionsweise ebensowenig aufhob, wie dies der fordistische »Keynesianismus« getan hat. Nun suchen aber in der gegenwärtigen Krise dieses »Nachkriegssystems« die Herrschenden wiederum nach einem alternativen Entwicklungspfad, der wiederum in historisch modifizierter Gestalt diese Produktionsweise zu reproduzieren vermag. Da wird *jede* historische Alternative zum lehrreichen Exempel ...

Manche mögen dem entgegenhalten, eine solche Betrachtung würde das Unfaßbare, für das die Chiffre Auschwitz steht, in unannehmbare Weise in die kleine Münze historischer Analysen einwechseln. Das Gegenteil scheint mir richtig. Die Strategie der vernunftrechtlichen Linken (Habermas, aber auch andere Fortsetzer der Frankfurter Tradition) löst die historische Einzigartigkeit von Auschwitz in eine Art von »Abbildungsverbot« auf, in dem sich ganz alte Tendenzen *desselben* Historismus fortsetzen, an den die »revisionistischen« Historiker viel konsequenter anknüpfen: mit der Beliebigkeit ihrer Analogien, mit ihrer Ersetzung von Analyse durch Erzählung, mit ihrer Verdrängung von Erkenntnis durch Identifikationen. Indem die Vernunftsposition so mit der abnehmenden Kraft einer einfachen Tabuisierung auch die Kraft der eigenen Argumentation zunehmend schwinden sieht, wird sie m.E. zur Verliererstrategie. Tragfähig scheint mir der Versuch, diese historische Einzigartigkeit nicht etwa in verblendenden Analogien aufzulösen — nach dem Muster der unsinnigen (und auch unmoralischen) Frage, wer denn die Juden unserer Gegenwart seien —, sondern als ein konkretes Dieses (eine *haecceitas* im Sinne von Duns Scotus, des subtilen Denkers eines noch theologisch gefaßten Konkreten), das sich gerade erst in der Vielzahl der analytisch zu gewinnenden Bestimmungen und der theoretisch zu formulierenden Erklärungen in seiner Einzigartigkeit dem rationalen Denken erschließt und allein so zum Anknüpfungspunkt und zur rationalen Orientierung einer gegenwärtigen emanzipatorischen Praxis dienen kann.

Waltraud Wende-Hohenberger

## Die verschmähte »Gnade der späten Geburt«

### Versuche literarischer Vergangenheitsbewältigung bei Jurek Becker, Gert Heidenreich und Peter Schneider

Man muß nicht erst ein metaphysisch umwölktes Fatum bemühen, will man nach Erklärungen suchen, warum im vergangenen Jahr die Diskussion um die Bedeutung und Bewertung nationalsozialistischer Vergangenheit mit kaum zu erwartender Heftigkeit neu entbrannte. Zeiten, die dem Primat konservativ-restaurativer Ideologien und Tendenzen verpflichtet sind, produzieren einen fruchtbaren Nährboden für unverhohlene Versuche, die faschistische Vergangenheit als »Heimsuchung« (Helmut Kohl) zu apostrophieren. Parallel zu der wissenschaftlich geführten Debatte haben sich auch zeitgenössische deutsche Autoren auf die Spurensuche nach Ausprägungen nationalsozialistischer Vergangenheit in Denk- und Handlungsstrukturen der deutschen Jetzt-Generation begeben. Indizien, daß das »Tausendjährige Reich« auch heute noch auf literarisches Gebiet seinen Schatten wirft, sind der Roman *Bronsteins Kinder* sowie die beiden Erzählungen *Die Gnade der späten Geburt* und *Vati*.<sup>\*</sup> Den Autoren geht es keineswegs darum, die Lebenssituation unter den Bedingungen faschistischer Herrschaft literarisch zu spiegeln, vielmehr demonstrieren sie, daß die »Gnade der späten Geburt« (Helmut Kohl) im gesellschaftlichen Hier und Jetzt kein Freibrief dafür sein kann, sich »vom Schatten Hitlers« (Alfred Dregger) zu befreien.

»Ich vermute, daß man sich von Ereignissen, die aus dem Gedächtnis entfernt werden sollen, zunächst ein möglichst genaues Bild machen muß; und dies gilt wohl erst recht für Erinnerungen, die man bewahren will.« (15)

Der 19jährige Jude Hans Bronstein, Beckers nüchtern-sachlicher, zuweilen ironischer Ich-Erzähler, vergegenwärtigt sich in seinen Erinnerungen den Konflikt mit seinem Vater Arno Bronstein, in dessen Zentrum die divergierende Einstellung beider zur faschistischen Vergangenheit steht. Der Ort der Handlung bleibt konstant: Berlin (DDR); die Zeitebenen sind einem wiederholten Wechsel von Erzähler-Vergangenheit und Erzähler-Gegenwart unterworfen: Die Ereignisse aus dem Jahre 1973 — kurz bevor Hans Bronsteins Vater stirbt — kontrastieren mit der Situation gegen Ende des Trauerjahres im Sommer 1974.

Obwohl der Halbweise Hans Bronstein seit frühester Kindheit mit dem Vater eine gemeinsame Wohnung teilt, hat sich kein emotional warmes Verhältnis entwickeln können; ihr Leben vollzieht sich im Neben-, nicht im Miteinander. Der Konflikt zwischen Vater und Sohn bricht aus, als Hans durch Zufall herausfindet, daß sein Vater mit zwei gleichaltrigen jüdischen Freunden den früheren — den staatlichen Behörden der DDR unentdeckt gebliebenen — Aufseher eines Konzentrationslagers entführt hat und widerrechtlich festhält, weil die Entführer die Zuständigkeit deutscher Gerichte negieren und denunzieren.

\* Jurek Becker: *Bronsteins Kinder*. Suhrkamp Verlag, Frankfurt/M. 1986  
Gert Heidenreich: *Die Gnade der späten Geburt*. Piper Verlag, München 1986  
Peter Schneider: *Vati*. Luchterhand Verlag, Darmstadt 1987 (erscheint im März).

Hans — zehn Jahre nach Kriegsende geboren — kann weder ihre Handlungsweise noch ihre Argumente rational nachvollziehen. Er gerät in eine existentielle Krise, weil sich zwischen ihm und der Vorstellungswelt seines Vaters eine Lücke aus Unverständnis, basierend auf fehlender gemeinsamer Erfahrung, aufgetan hat. Der junge Bronstein weiß zwar um die Verbrechen der Nazi-Diktatur, er hat von Kriegsschuld und Konzentrationslagern, von Rassenhaß und Verfolgung, von Terror und Tod gehört, doch die Greuel der Vergangenheit, der bestialische Holocaust können bei ihm keinerlei Betroffenheit hervorrufen. Die Handlungsweise des Vaters und seiner Freunde kann er nur verurteilen, denn ihre gewalttätige Aktion läuft seinem Rechts- und Unrechtsbewußtsein entgegen:

»...sie nahmen sich ein Recht heraus, das niemandem zusteht, selbst ihnen nicht. Und wenn er hundertmal mein Vater war: ich konnte doch nicht für richtig halten, daß ehemalige Opfer sich ihre ehemaligen Peiniger griffen. Sie hatten es sich selbst zuzuschreiben, daß ich in dem stinkenden Zimmer nur mit dem Aufseher Mitleid hatte, nicht mit ihnen.« (33)

Versuche, die Entführung zum Gegenstand eines Gesprächs zu machen, sind zum Scheitern verurteilt: Die kommunikative Basis ist zerstört, der Vater hält den Sohn für einen Feind, der seine Handlungsweise mißbilligt; Hans kann nicht nachvollziehen, warum sein Vater so verhängnisvoll an der Vergangenheit festhält. Hans, der seine jüdische Abstammung als marginal und für sein Selbstverständnis irrelevant abtun möchte, will sich nicht als »Opfer des Faschismus« (52) definieren, will sich zudem nicht mit der spezifischen Problematik jüdisch-deutscher Vergangenheit kritisch auseinandersetzen. Martha, eine jüdische Studentin, mit der er zu Beginn der Geschichte befreundet ist und bei deren Eltern er nach dem Tode seines Vaters Zuflucht findet, weiß, wovon sie spricht, wenn sie ihn mit dem Vorwurf konfrontiert:

»Kaum fängt ein Wort mit Jot an, bricht dir der Schweiß aus. Die wirklichen Opfer wollen andauernd Gedenktage feiern und Mahnwachen aufstellen, und du willst, daß geschwiegen wird. Du bildest dir vielleicht ein, das wäre das Gegenteil, aber ich sage dir: es handelt sich um dieselbe Befangenheit.« (251)

Martha hat eine Rolle als jüdische Widerstandskämpferin in einem Film über die NS-Ära angenommen, was Hans mit Skepsis und innerer Ablehnung aufnimmt: Er weigert sich vehement, seine gegenwärtige Existenz — auf welche Weise auch immer — von der Vergangenheit berühren zu lassen, um Irritationen zu vermeiden.

Die Unfähigkeit des jungen Bronstein, der Argumentation seines Vaters intellektuell zu begegnen, ist nicht zuletzt Resultat seiner Sozialisation.

»Kein Mensch hatte mich gelehrt, Widerstand zu leisten, niemand hatte mir gezeigt, wie man das macht, was man für richtig hält. In der Schule war ich immer nur ein aufmerksamer Stiller; schon in der ersten Klasse fand ich heraus, wie wunderbar leicht man vorankommt, wenn man den Ansichten des Lehrers folgt. Ein weiterer Vorteil solchen Verhaltens bestand darin, daß er meiner Bequemlichkeit entgegenkam: ich brauchte nur die Ansichten eines einzigen Lehrers herauszufinden, schon hatte ich auch die der anderen.« (85)

Hans ist nie zu einem kritischen Hinterfragen seiner Gegenwartssituation angeleitet worden, und schon gar nicht ist er fähig, ihre historisch-gesellschaftlichen Entstehungsbedingungen zu reflektieren.

Der sich in Hans manifestierende Opportunismus ist für seinen Vater ein überindividuelles Element deutscher Mentalität: Opportunismus war nicht nur ein

Grundpfeiler des Nazi-Regimes, sondern auch ein konstitutives Moment bei der Entstehung der beiden deutschen Nachkriegsstaaten. Aus dieser Tatsache entspringt Bronsteins Überzeugung, in einem »minderwertigen Land« zu leben.

»Es sei zwar richtig, daß der Aufseher hart bestraft würde, wenn sie ihn einem Gericht übergäben, aber warum? Doch einzig deshalb, weil zufällig die eine Besatzungsmacht das Land erobert habe und nicht die andere. Wenn die Grenze nur ein wenig anders verlief, dann wären dieselben Leute entgegengesetzter Überzeugung, hier wie dort. Wer stark genug sei, könne diesem deutschen Gesindel seine Überzeugung diktieren, ob er nun Hitler oder sonstwie heiße.« (80)

Arno Bronsteins Distanz gegenüber der DDR wurzelt nicht in einer systemkritischen Position, vielmehr entzündet sich seine Kritik an den Bürgern des sozialistischen Staates daran, daß auch sie sich nicht aus eigener Kraft der faschistischen Diktatur entledigt haben, sondern von außerdeutschen Mächten befreit werden mußten. Er, der Jude, spricht den Deutschen — weil er nicht bereit ist, über das Defizit des deutschen Neubeginns hinwegzusehen — die Fähigkeit ab, historische Schuld anzuerkennen und zu sühnen.

Wie Arno Bronstein, der an Vergangenenem starrköpfig festhält, sich der Gegenwart verweigert, so sperrt sich seine Tochter Elle gegenüber der »Normalität«. Elle, die in einem Irrenhaus lebende, doppelt so alte Schwester von Hans, fungiert quasi als wertende Instanz zwischen Vater und Sohn; sie hat sich dem gesellschaftlichen Leben durch »Flucht« in abnorme Aggressivität entzogen, weil sie die Erfahrungen, die sie als kleines Mädchen während des Nazi-Terrors machen mußte, nicht bewältigen kann. Elle, selbst also ein »Opfer des Faschismus«, toleriert das Vorgehen ihres Vaters; anders als der jüngere Bruder kann sie den Haß des Vaters individuell nachvollziehen.

Die Aktualisierung nationalsozialistischer Vergangenheit ist im Werk von Jurek Becker kein Novum. Der 1937 in Lodz (Polen) geborene Autor hat seine eigene Kindheit im Ghetto und KZ verbracht. 1969 debütierte er mit dem Ghetto-Roman *Jakob der Lügner*, dessen Titelfigur den Überlebenswillen der Ghettobewohner mobilisiert, indem er Radionachrichten über die sich nähernden sowjetischen Befreiungstruppen erfindet. In dem sieben Jahre später erschienenen Roman *Der Boxer* führt Becker vor, wie die KZ-Erfahrungen der im Alter von 45 Jahren befreiten Hauptperson, Aron Blank, ihren lebenslänglichen Stempel eingebrannt haben. Die Einsicht, daß es »auf Dauer kein erträglicher Zustand ist, ein Opfer des Faschismus und nichts anderes zu sein«, führt ihn nicht dazu, seiner Existenz eine gegenwarts- und zukunftsorientierte Perspektive abzugewinnen.

Mit *Bronsteins Kinder* dehnt Jurek Becker erstmals die Auseinandersetzung mit der Vergangenheit auf die »Nachgeborenen« aus, die den NS-Terror nicht aus eigenem Erleben, sondern nur mittelbar aus dokumentarischen Zeugnissen und Erzählungen kennen. Er konstruiert zwei unterschiedliche Möglichkeiten jüdischer Lebensweisen: hier der Vater, der nicht die notwendige Distanz aufbringt, um mit seinem Wissen von der Vergangenheit die aktuelle Gegenwart konstruktiv zu bewältigen, dort sein Sohn, der ohne Erfolg bemüht ist, sein gegenwärtiges Leben von Belastungen durch Vergangenes freizuhalten. Vater und Sohn repräsentieren konträre Formen jüdischer Existenz, die beide in ihrer Radikalität in die Irre führen. Man kann weder in der noch ohne die Vergangenheit leben. Arno

Bronstein bezahlt mit seinem Leben, sein Sohn lebt weiter. Ob historisch bewußter, bleibt von Jurek Becker unbeantwortet.

Einen ganz anderen Weg, die Nachwirkungen nationalsozialistischer Vergangenheit literarisch zu reflektieren, betritt Gert Heidenreich in seiner Erzählung *Die Gnade der späten Geburt*. Obwohl die namenlose Hauptfigur — ebenso wie der 1944 geborene Autor — der Generation der »Nachgeborenen« angehört, zeigt auch diese Erzählung, daß die historische Realität des Dritten Reichs nicht einfach aus der Gegenwart herauskatapultiert werden kann.

»Seine dem Zufall verdankte Schuldlosigkeit hatte ihn jahrzehntlang wie eine Haut umgeben, an der die historischen Tatsachen — das Leiden der Opfer wie auch der Gehorsamsrausch der Täter —, Zahlen, Körper und Blicke fast spurlos abgeglitten waren.« (16)

Erst die zufällige Urlaubsbegegnung mit einer alten Frau zwingt den namenlosen »Nachgeborenen« zur Auseinandersetzung mit den historischen Tatsachen. Während er mit seinem Wagen an ihr vorbeiführt,

»... sah (er) ihr vom Schmerz verzerrtes Gesicht, verstand jetzt, was sie schrie: *Kazett!*, immer wieder *Kazett!*, mit hochbrechender Stimme *Kazett!* ... und nahm die Hand nicht zurück, die ihn denunzierte, ihn, den Fremden, *Kazett*-Beschrieenen, der sich, vollständig verwirrt, in den Gesichtern der Umstehenden seiner Schuldlosigkeit zu versichern suchte.« (13)

Sein Versuch, die Vorwürfe der alten Frau zu ignorieren, gelingt nicht: Bilder von deutschen Konzentrationslagern, vermittelt durch Geschichtsbücher und Dokumentarfilme, flimmern wochenlang vor seinen Augen. Um sich der eigenen Schuldlosigkeit zu versichern, sucht er durch Rückkehr an den Urlaubsort den erneuten Kontakt mit der alten Frau. Doch das Gespräch über ihre Leiden verursacht eine existenzbedrohende Krise des »Nachgeborenen«. Er gelangt zu der ihn bestürzenden Erkenntnis, daß ausschließlich ein zufälliges Schicksal — nämlich die »Gnade der späten Geburt« — ihn vor der faschistischen Diktatur bewahrt hat. So wie es nur auf einem Zufall beruht, daß die Zahlenfolge seines Autokennzeichens mit der KZ-Nummer am Unterarm der alten Frau übereinstimmt, so beruht es nur auf einem Zufall, daß er frei von historischer Schuld ist.

Gert Heidenreich demaskiert den Versuch bundesrepublikanischer Gegenwartspolitiker, ihr Gewissen durch den Verweis auf die »Gnade der späten Geburt« von historischer Schuldzuweisung zu befreien. Ihre unlautere Absicht, das Wissen um unsere Vergangenheit und damit um unsere Schuld aus unserem Bewußtsein zu verbannen, mißlingt, auch, ja gerade ignorierte Vergangenheit kann die gesellschaftliche Gegenwart allzu schnell unliebsam einholen. Daß der Autor mit einem sozial anonym bleibenden »Nachgeborenen« operiert, ist Indiz für dessen Austauschbarkeit. Seine lediglich einem historischen Zufall verdankte Unschuld, sein von ihm selbst nicht beeinflussbares Geburtsdatum teilt er mit all den anderen, die nur durch ein glückliches Schicksal dem nationalsozialistischen Terror-Regime entronnen sind.

Die übersteigerte emotionale Betroffenheit des »Nachgeborenen«, seine Einlieferung in die psychiatrische Abteilung einer Klinik signalisiert sein Unvermögen, mit dem Wissen um Vergangenes die Gegenwart rational zu bewältigen. Der Verlust der aktuellen Handlungskompetenz resultiert aus seinem Versagen, der Vergangenheit bewußt und reflektiert zu begegnen. Der rassische Völker-

mord der Nationalsozialisten darf nicht durch den Vergleich mit historischen Verbrechen anderer Völker relativiert werden, jedes Ablenkungsmanöver von der mörderischen Rassenideologie des »Tausendjährigen Reichs« gilt es zu verhindern. Schuldige müssen verurteilt, Mitläufer und Unwissende aufgeklärt werden. Nur so besteht die Chance, trotz der Greuel der Vergangenheit in Gegenwart und Zukunft moralisch verantwortlich handeln zu können.

Mit seiner Erzählung *Vati* nimmt Peter Schneider gegenüber Jurek Becker und Gert Heidenreich einen nicht unwesentlichen Perspektivenwechsel vor. Schneider, Jahrgang 1940, greift auf eine literarische Mischform von Dokumentation und Fiktion zurück, um das Problem »schuldlos schuldbeladenen Lebens« (31) zu aktualisieren.

Nach der Nachricht vom Tod seines Vaters berichtet ein zunächst anonymer Ich-Erzähler seinem Jugendfreund von der ersten und zugleich letzten persönlichen Begegnung mit seinem Vater, die vor zwei Jahren in Lateinamerika unter größten Vorsichtsmaßnahmen stattgefunden hat. Der Ich-Erzähler, der sich schon bald als der Sohn des ehemaligen KZ-Arzt Mengele entpuppt, bringt die »drei Silben« seines »gut schwäbischen Familiennamens« nicht über die Lippen. Die Erfahrung, daß seinem Namen ein »mir selber nicht sichtbares Mäkel« (12) anzuhaften schien, hatte er bereits während seiner Schulzeit machen müssen, lange bevor er über seinen Vater »Aufklärung« (19) erhielt.

»Es ist vergleichsweise einfach, sich von einem Vater loszusagen, der sich nach dem Krieg als Mitläufer durchschwindeln konnte und einer Pension in Ehren entgegendämmert. Als ich von der Existenz meines Vaters erfuhr, war eine fünfstellige Summe auf seinen Kopf ausgesetzt. Der mir zugeleitete Vater war nicht etwa Richter, Studienrat, Staatssekretär, Bundeskanzler, UNO-Generalsekretär geworden, sondern der meistgesuchte Mann der Welt. Für den Sohn eines solchen Vaters gab es nichts zu entdecken, auszuschnüffeln, zu entlarven. Ich hatte nur die Wahl, meinen Vater zu decken oder ihn zu verraten. Über den Durchschnittsfall namens Mitläufer will ich mit dir nicht streiten. Aber vielleicht siehst du mir nach, daß ich im Mitläufer nur einen Täter erkennen kann, der aus Mangel an Gelegenheit nicht zum Mörder wurde, vielleicht auch nur aus Berechnung.« (28f.)

Aufkeimende Gefühle gegenüber dem Vater, ein sich entwickelndes Solidaritätsempfinden — nicht zuletzt dadurch bedingt, daß man den Sohn seine Herkunft stets spüren ließ — drängen ihn in eine defensive Position: er versucht, den Schuldanteil des Vaters an den Verbrechen des Nationalsozialismus zu reduzieren, denn »kein einzelner, nur ein ganzes Volk ist in der Lage, ein ganzes Volk auszulöschen.« (22) Die Schuldgewichtung zwischen nationalsozialistischen Massenmördern einerseits und der Masse der Mitläufer andererseits erweist sich aus diesem Blickwinkel nur als eine graduelle, ermöglicht dem Erzähler, die Spezifik seiner individuellen Lebenssituation auf ein für ihn erträgliches Maß zurückzuschrauben. Er will das Geheimnis seines Vaters lüften, will ihm mit Unvoreingenommenheit begegnen, das persönliche Verhältnis zum Vater soll nicht von vornherein durch den Schatten der Vergangenheit belastet werden, denn »mir hatte dieser Mann nichts getan als mich zu zeugen.« (42) Bei alledem ist es dem Sohn natürlich nicht nur um den Vater, sondern genauso um sich selbst zu tun: Auf dem Prüfstand steht das eigene Selbstverständnis, das eigene Selbstwertgefühl, die Rolle als Sohn eines Massenmörders.

Die persönliche Zusammenkunft mit seinem Vater führt die Suche nach mildernden Umständen ad absurdum. Er muß sich eingestehen, daß die Schuld des

Vaters außer Frage steht und nicht korrigiert werden kann. Das Denken des Vaters kreist nach wie vor um die Rassenideologie; noch immer vertritt er den Anspruch der »biologischen Weltrevolution« (61). Er ist weit entfernt von Reue oder gar Sühne.

»Man muß ihm das Denken und Sprechen verbieten. Hilflös der Straf- und Schuldbeginn, der nach dem individuellen Tatanteil, nach niedrigen Beweggründen fragt: diese Art Mörder sind die harmlosen, die zu umarmenden Mörder. Man muß die mörderischen Gedanken bestrafen, wenn und bevor sie ausgesprochen, wenn und bevor sie gedacht werden. Die größten Verbrechen werden im Namen einer Idee verübt.« (67)

Die moralisch-ethische Entrüstung, die weltanschauliche Distanz führt aber nicht dazu, daß der Sohn seinen Vater den staatlichen Vollzugsorganen übergibt. Obwohl er sich von dessen Schuld restlos überzeugen konnte, klagt er ihn nicht öffentlich an; seine privaten Gefühle sind nicht durch die Ratio steuerbar, sein Rechtsempfinden wird durch persönliche Betroffenheit irritiert und blockiert. Als Sohn eines nationalsozialistischen Massenmörders hat er die »Gnade der späten Geburt« nie für sich reklamieren können. Hätte er nicht sein »schuldlos schuldbeladenes Leben« durch Auslieferung des Vaters gesühnt? Doch er kann sich emotional nicht darauf einstellen, daß der Verbrecher sein Vater, ein Teil seiner eigenen Identität ist. Peter Schneider hat ein brisantes und hochaktuelles politisches Thema gestaltet: Politisch-rechtliche Moralvorstellungen werden mit privaten Gefühlen konfrontiert, wodurch die Problematik gegenwärtiger Identitätsfindung eines »Nachgeborenen« eine neue Akzentsetzung erfährt.

Die drei Autoren erproben unterschiedliche Möglichkeiten, um die Bedeutung nationalsozialistischer Vergangenheit für das aktuelle Hier und Jetzt literarisch aufzuarbeiten. Ihre unterschiedliche Perspektive verdeutlicht, wie komplex unser Verhältnis zur Vergangenheit sich auch noch mehr als 40 Jahre nach der Zerschlagung des Faschismus gestaltet. Literarische Vergangenheitsbewältigung kann unsere persönlichen, subjektiven Erfahrungen mit Geschichte irritieren und erschüttern, aber auch verändern und erweitern. Literatur als Medium der Selbstfindung eröffnet die Möglichkeit, verkrustete und vertraute Gewohnheiten aufzubrechen und neu zu überdenken.



**JAN REHMANN:  
KIRCHEN  
IM NS-STAAT**

**Jan Rehmann  
Die Kirchen im NS-Staat**

Dieselben Kirchen, die das völkermordende Regime bis zum Schluß als göttlich eingesetzte Obrigkeit stützten, haben wie keine andere Macht die Kraft, sich den Versuchen der Gleichschaltung zu widersetzen. Jan Rehmann vergleicht die Stellung beider Kirchen und läßt ein Stück Feinstruktur ideologischer Macht hervortreten. Aufgearbeitet wird außerdem die Hegemonieunfähigkeit der Weimarer Linken gegenüber Kirchen und Christentum, die die faschistische Besetzung des Religiösen erleichtert hat. Ideologische Mächte im dt. Faschismus 2 Argument-Sonderband AS 160 18,50 DM/f.Stud.15,50 DM (Abo: 16,50/13,50)

Oskar Negt

## Aus dem China-Tagebuch

*Vorbemerkung:* 18 Tage dauerte die Reise, die Oskar Negt im Frühjahr 1980 mit einer westdeutschen Schriftstellerdelegation nach Peking, Hangzhou, Schanghai, Kanton und Hongkong führte. Über 6 Jahre zog sich die Arbeit an seinem Buch hin, das die an Ort und Stelle aufgezeichneten Beobachtungen verarbeitet. Es erscheint demnächst unter dem Titel *Im Zeichen des Drachen — Modernisierungspfade in der chinesischen Gegenwartsgesellschaft. Eine Denkweise zur Bewältigung kultureller Fremdheit*. Wir veröffentlichen vorab einige Auszüge.

Negts Buch ist kein Reisebericht — obwohl es die Aufzeichnungen seines Reisetagebuchs enthält: Gespräche mit Schriftstellern, Fabrikdirektoren, Wissenschaftlern, westlichen Diplomaten; dazu die Flut von Eindrücken, die in den und aus dem Rahmen des offiziellen Besuchsprogramms fallen. Ebensovienig ist es eine sozialwissenschaftliche Studie über die chinesische Gegenwartsgesellschaft — obwohl den größten Raum darin theoretische Essays einnehmen: beispielsweise über die deutsch-chinesischen Beziehungen; die China-Bilder von Marx, Weber, Hegel; die Analogien zwischen dem französischen und dem »chinesischen Thermidor«; über Konfuzius und Machiavelli; die China-Mythen der westeuropäischen Linken; etc. Genau genommen ist es gar kein Buch »über« China — eher geht es um unsere eigene Gesellschaft und deren Probleme. Negt benutzt die Erfahrung der anderen Kultur, um in den eingefahrenen Schemata, in denen wir uns die Probleme der unseren zurechtlegen — etwa als Übergang zur Postmoderne, Ende der Arbeitsgesellschaft, Krise und Erneuerung des Marxismus — den darin nistenden Eurozentrismus aufzuseuchen und diese Probleme auf unvertraute Weise zu überdenken. Die Aufzeichnungen des Reisetagebuchs bleiben neben diesen »Gedankenexperimenten« unvermittelt stehen: das Fremdartige der chinesischen Gesellschaft behält sein Recht und wird nicht den Kategorien des westlichen Soziologen assimiliert.

Eine »der schärfsten geschichtlichen Provokationen der Gegenwart« ist es, um die sich Eindrücke und Gedanken organisieren: »Ausgerechnet in einem Augenblick, da sich Dämmerung über den Geist der Moderne zu legen scheint und vielerorts an Grabreden über deren längst fälliges Ende gefeilt wird, erhebt das volkreichste Land der Erde seine Stimme und verkündet ein *Modernisierungsprogramm*.« (Vorwort) Welches sind die Wege, die die chinesische Gesellschaft einschlägt, um den westlichen Rationalismus, den sie aufnehmen *muß*, in ihren eigenständigen Traditionen zu verarbeiten; sind es Wege, die sich dem Sog des kapitalistischen Katastrophismus entziehen können? Und wie stellen sich die bei uns herrschenden Vorstellungen von Fortschritt, Rationalität, Modernität in dieser Konfrontation dar? T.L.

30. Mai, Hangzhou. Wir betreten einen nicht gerade gepflegten Kinosaal. Als wir in den Raum kommen, schallt uns Musik entgegen, die unseren Ohren vertraut ist und in dieser Umgebung, weil wir sie überhaupt nicht erwartet haben, doch auch sehr fremd klingt. Deutsche Schlager der zwanziger Jahre und der Nachkriegszeit. »Komm zurück, all mein Glück.« Walzer, verjazzte Melodien. In *einem* Musikstück scheinen verschiedene spanische Melodien umgearbeitet und miteinander kombiniert zu sein. Ich erinnere mich daran, daß Ernst Busch ein Frontlied aus dem spanischen Bürgerkrieg mit einer dieser Teilmelodien singt. Alles klingt europäisch.

Eine Art offizielle Anzeige erscheint auf der Kinoleinwand, mit der Aufforderung, keine Babies ins Kino zu nehmen. Ein kurzer Blick um uns herum zeigt, daß ein großer Teil der Chinesen ihre Kinder auf dem Schoß hat. Kleinkinder sind überall. Sie bilden keine eigene Öffentlichkeit, gewiß, keine Kinderöffentlichkeit, aber sie sind auch nicht ausgegliedert, was bei diesen Kindermassen allerdings auch einigermaßen schwierig wäre. Sie bewegen sich zwanglos innerhalb der Welt der Erwachsenen.

Wir sitzen etwas ungeduldig hier im Kinosaal, weil sich der Beginn hinzieht. Der erste Vorfilm. Es handelt sich um einen akrobatischen Tanz, der, wie wir sehen, auf jener Fläche des Himmelstempels getanzt wird, die wir bereits kennen und die jenes kleine akustische Wunder zeigt, wodurch die Stimme, die man auf einen in der Mitte liegenden Kreis richtet, in ihrer Stärke vervielfacht wird. Diese akrobatischen Tänze, im übrigen mit westlicher, etwas schmalziger Musikbegleitung, sind, wie uns erklärt wird, neu. Früher habe es nur tänzerische Gymnastik gegeben, aber sie sei nicht verknüpft gewesen mit akrobatischen Einlagen, mit akrobatischen Verlängerungen oder Ergänzungen.

Wir warten auf den Hauptfilm, aber es kommt ein zweiter Vorfilm, einer aus der Serie kultureller Lehrfilme. Vorgeführt werden Praktiken der Züchtung von Grasfischen, die ihren Namen daher haben, daß sie tatsächlich Gras zu ihrer Ernährung benötigen, also ein ziemlich billiges Nahrungsmittel; wenn sie es im Wasser nicht haben, muß ihnen extra Gras geschnitten und zum Füttern gegeben werden. Es ist ein Fisch, den wir häufig essen, sehr zart, karpfenähnlich, wenn auch etwas länger. Der Film soll dem Publikum wohl deutlich machen, wie durch Anwendung von Wissenschaft und Technik die Ernährungsgrundlage der chinesischen Gesellschaft erheblich erweitert werden kann. Der Züchtungsvorgang wird in allen Einzelheiten dargestellt, ohne freilich die neue Modernisierungspolitik ausdrücklich zu erwähnen. Aus den Massen der gefangenen Fische werden die Weibchen aussortiert; nachdem sie Hormonspritzen bekommen haben, werden sie wieder ausgesetzt. Nach einer bestimmten Zeit werden sie mit riesigen Netzen erneut gefangen und die gallertartige Masse der Eier wird aus ihren Körpern herausgedrückt. Diese wird in große Bottiche getan, unter sorgsam dosierten und ständig kontrollierten Temperatureinflüssen werden die Fische ausgebrütet und wieder ausgesetzt. Das führt zu einer gewaltigen Vermehrung des Fischreichtums in diesem Gebiet. Die Grasfische werden, wenn sie etwa 5 Jahre alt sind, bis zu 15 Kilogramm schwer. Sie sind ein beliebtes Nahrungsmittel, haben zartes Fleisch und werden, meist mit einer süß-sauren Soße übergossen, geschmackvoll zubereitet. (...)

Endlich beginnt der Hauptfilm. Es ist ein Film mit einem ernstem Problem, nämlich dem des Umgangs mit der modernen Technik und ein Stück Aufarbeitung auch der Vergangenheit, aber ganz im Stil des Slapstick, ja jener Filme, die wohl in den Automatisierungsjahren der Nachkriegsgesellschaft größte Wirkung in Europa hatten, als z. B. der französische Komiker Tati in den »Ferien des Monsieur Hulot« oder in »Mon Oncle« vorführte, welche Alltagstragödien automatisierte Technik in der Küche, in der Garage, im Freizeitbereich bereithält. Was die Bewegungsformen der handelnden Personen betrifft, erinnert das ganze auch ein bißchen an Chaplin.

Erzählt wird die Geschichte von vollautomatischen Regenschirmen, die aufklappen, wenn die Sonne scheint und Tücken zeigen, wenn es regnet. Eingebunden in eine Liebesgeschichte geht es hauptsächlich um die Figur des Fabrikdirektors, der seine Fabrik ganz auf Produktionsziffern abgestellt hat und dabei, weil ihm der Begriff der Qualität nichts sagt, eine Menge Ausschuß produziert. Diese mißlungenen Produkte rächen sich, indem sie deren glücklich-unglückliche Besitzer zu einem kollektiven Protest zusammenführen. In einem Lokal erkennen sich die Besitzer und bekunden gemeinsam ihren Willen, alle ihre Schirme umgetauscht zu bekommen. Gegenüber seinem Meister erklärt der in Bedrängnis geratene Fabrikdirektor, die Viererbande sei daran schuld, daß die Schirme nicht funktionierten. Das ist, wie wir immer wieder erfahren haben, gar keine absurde Konstruktion, aber es ist doch bezeichnend für die gegenwärtige Aufbruchsatmosphäre, daß die Chinesen diese Gebrauchsformel der entlastenden Ursachenzuweisung selber schon zu ironisieren beginnen. Der Meister entgegnet ihm, andere Betriebe hätten in dieser Zeit doch auch gute Schirme, d.h. Qualitätsware, produziert. Es ist ein durch Ironie und Witz bestimmter Lehrfilm, der in doppelter Hinsicht gut ausläuft. Die Selbstkritik des Direktors bewirkt, daß ab jetzt Qualitätsware erzeugt wird, und das Verzeihen der künftigen Schwiegermutter, die den Kampf gegen die nicht funktionierenden Regenschirme geführt hat, führt zur Aussöhnung mit der Tochter, auf die es der Fabrikdirektor eigentlich abgesehen hat. (...)

Erziehung ist von der chinesischen Gesellschaft, auf welcher Entwicklungsstufe man sie auch sehen mag, überhaupt nicht zu trennen. Es scheint jedoch so zu sein, daß gegenwärtig eher die indirekten Methoden der Erziehung üblich sind, die Handlungszusammenhänge, die Verhalten nahelegen oder Verhalten abschrecken.

### *Erfahrung und Anerkennung kultureller Fremdheit*

Die Bewunderung und Hochachtung, die der sentimentale Europäer für die Einfachheit, Stärke und Kargheit des Lebens in den Ländern der Dritten Welt hat, ist ebenso verdreht und moralisch pervertiert wie die Blindheit, mit der jeder Anflug von Bedürfnisorientierungen am westlichen Warenangebot mit der selbstverschuldeten Kolonisierung durch die kapitalistische Produktionslogik und die damit verknüpfte Zerstörung kollektiver Solidarität identifiziert wird. Wo junge Chinesen Sonnenbrillen aus dem Westen wie Fetische verehren, wo das Bedürfnis der Massen entsteht, intensiv zu arbeiten und zu sparen, um sich Fernseher und Eisschränke zu verschaffen, da scheint manchen die Grenze schon längst überschritten zu sein, die Kapitalismus vom Sozialismus trennt und dem gebildeten Korrespondenten die Frage nahezuliegen, ob es denn wirklich noch einen grundlegenden Unterschied zwischen Kapitalismus und Sozialismus überhaupt gäbe.

Auch Enzensberger beunruhigt dieser »frenetische Nachahmungstrieb« in den Entwicklungsländern. Er sieht das »letzte alternative Projekt der Geschichte, das Projekt Mao Tsetungs«, zunehmend schwinden. »Alles Neue kommt, im Guten und im Bösen, aus den Industrieländern, und alles Alte muß diesem Neuen zum Opfer gebracht werden.« (Politische Brosamen, Frankfurt/M. 1983, 45) Aber die Verallgemeinerung der kapitalistischen Zivilisation ist nicht weniger bedrohlich als die Befestigung der Unterentwicklung, ganz davon abgesehen, daß die kapitalistischen Zivilisationen Dritte-Welt-Regionen immer stärker unter den eigenen Verhältnissen produzieren. »Eine exotische Alternative

zur industriellen Zivilisation existiert nicht mehr. Wir sind eingekreist und belagert von unseren Nachahmern.« (Ebd., 50)

Wie nachgeahmt wird und was von den westlichen Ländern als erstrebenswert angenommen wird, ist freilich so fest eingebunden in die kulturellen Traditionen Chinas und anderer Länder der dritten Welt, daß dieselbe Ware, dasselbe Bedürfnis, dieselben Verhältnisse bei genauerem Hinschauen häufig eine ganz andere Bedeutung haben als die, die sich aus unserem Selbstverständnis ergeben. Privatinitiativen, Aufgliederung der Volksgemeinschaften in Arbeitsgruppen, die sich zum Teil mit den alten Familien decken, die Möglichkeit, individuell zu sparen und zu akkumulieren, ja teilweise auch fremde Arbeitskräfte anzustellen — alles das deutet bei einem marxistisch gebildeten Zeitgenossen unverkennbar auf die Neue Ökonomische Politik hin, wie sie nach der Periode des Kriegskommunismus in Rußland von Lenin formuliert worden war. Die Produktivität der Landwirtschaft in China wie in Vietnam ist durch diese Freisetzung der Privatinitiative gewaltig angestiegen. Die frohlockende Feststellung freilich, daß sich China und Vietnam auf ein privatkapitalistisches System hin entwickelten, muß am Maßstab des bisherigen Ablaufs der nachrevolutionären Geschichte Chinas als in höchstem Maße trügerisch betrachtet werden. Die Freisetzung der Privatinitiative auf allen Ebenen ist ein entscheidender Hebel, den Lebensstandard der Bevölkerung zu heben und an die Stelle einer *moralischen* Mobilisierung das Eigeninteresse der Menschen als Handlungsmotiv anzuregen und für die Modernisierungskampagne einen gewissermaßen materiellen Zuschuß zu erlangen. Und Modernisierung bedeutet ja nicht nur die Erhöhung der Lebensqualität der Menschen, sondern ist gleichzeitig der Versuch dieses Landes, sich aus der Angst, von der Geschichte lediglich mitgeschleift zu werden, zu befreien und eine bestimmte Rolle in der gegenwärtigen Welt zu bekommen.

Es gibt nicht nur *einen* Weg der Modernisierung; auf der Grundlage jenes gewaltigen Laboratoriums sozialer Experimente, die es in China seit 1949 gegeben hat, existieren mehrere und sehr verschiedene Wege der Modernisierung; größtenteils sind es freilich noch nicht einmal befestigte Wege, mit unzweideutigen Wegzeichen versehen und mit klaren Seitenabgrenzungen. Eher sind es Schneisen, die ins Urwaldgestrüpp einer Traditionsgesellschaft geschlagen sind, *Modernisierungspfade*, ohne gerade Linien.

In diesem Zusammenhang ist selbst eine Wiederbelebung der Prinzipien der Kulturrevolution dann nicht ausgeschlossen, wenn sich die desolidarisierenden Tendenzen dieser privaten Initiativen auf den inneren Zusammenhalt der chinesischen Gesellschaft auswirken sollten. Das immer wieder, nach extremen Ausschlägen, ausbalancierte Verhältnis von Yin und Yang mag auch in der Modernisierungspolitik ihre historisch bestimmende Wirksamkeit nicht eingebüßt haben. Was sich gegenwärtig vollzieht, ist der Übergang vom *moralischen Idealismus* zum *ökonomischen Materialismus*, wie er in dieser Form in der bisherigen nachrevolutionären Geschichte noch nicht praktiziert worden ist, jedenfalls nicht im Hinblick auf die bewußte Freisetzung, auf die privaten Emanzipationsphantasien und die individuellen Interessen. Ab einem bestimmten Punkt der Aufhebung unmittelbarer Not treten sie notwendigerweise in den Vordergrund, und es mag eine Klugheitsrücksicht der gegenwärtigen Führung sein, was sich ohnehin an Interessen und Bedürfnissen herausgebildet hat, in die offizielle Ökonomie einzubeziehen und nicht in den Untergrund von Schwarzmarktinteressen abzudrängen.

31. Mai, Hangzhou — Zum ersten Mal findet ein zusammenhängendes Gespräch mit den Schriftstellern statt, die uns bisher mehr oder minder stumm, aber immer sehr freundlich und hilfsbereit begleitet haben. An dem Gespräch nehmen von unserer Seite Egbert Baqué, Carola Stern und ich, von seiten der Schriftsteller Fugen, Qian Wenbing (Lu Xun-Forscher) und Yao Xueling teil.

Wir sitzen, es ist angenehm warm, in einer kleinen Runde auf der Terrasse vor meinem Zimmer. Im Garten geht der mit aufgepflanztem Bajonett ausgestattete Wachsoldat, der das Gästehaus für verdiente Funktionäre, in dem wir untergebracht sind, bewacht, auf Distanz, als er uns sieht. Immer, wenn er mich auf die Terrasse treten sah, zog er sich dezent in den Garten zurück. (...)

Fugen will wissen, wie es gegenwärtig mit der deutschen Literatur stehe, von der er den Eindruck habe, daß sie immer stärker unpolitisch werde. Carola Stern versucht, ihm zu erklären, daß sich in den 70er Jahren in vielen kulturellen Bereichen eine Tendenzwende abgezeichnet habe. Als die Studentenbewegung entstanden sei und schon früher, in der Zeit, als man sehr viel von Aufarbeitung der Vergangenheit gesprochen habe, hätte sich Literatur sehr stark auf die Gestaltung und Analyse von Zusammenhängen konzentriert, die gesellschaftliche Interessen und Ursachen anti-demokratischer Entwicklungen betreffen. C. Stern erwähnt Adornos Satz von der Unmöglichkeit, nach Auschwitz noch ein Gedicht zu schreiben. Heute dagegen zeige sich eine vom Druck der Vergangenheit entlastete Situation der Literatur Produktion, in der Klassiker wieder ernstgenommen und analysiert würden, in der andererseits auch eine gewisse Unbefangenheit zurückgewonnen sei, die individuellen Befindlichkeiten auszudrücken. Eine Rückkehr zur traditionellen Erzählweise zeige sich. Die Väter- und Müttergeneration, die den Faschismus miterlebt und, wenn nicht aktiv, so doch durch Wohlverhalten mitverschuldet habe, sei Thema vieler solcher Aufarbeitungen des Vergangenen. Allerdings könne man zum Beispiel in der Lyrik, damals so wenig wie heute, Gedichte finden, die ganz persönlich auf einen Politiker gemünzt seien, wie jenes Gedicht, das eine Pekinger Lyrikerin auf Zhou Enlai geschrieben habe.

Ich habe das Gespräch, mit den in einer Übersetzungssituation unvermeidlichen Deutungsfehlern, wörtlich aufgezeichnet und sofort niedergeschrieben. Ich gebe es in direkter Rede wieder:

*O. Negt:* In welcher Weise fühlt sich der chinesische Schriftsteller für die Gesellschaft verantwortlich? Als Erzieher in einem Sinne, wie Konfuzius es verstanden hat?

*Qian:* Lu Xun schreibt, um das Volk zu erziehen.

*Fugen:* Politik und Literatur sind nicht voneinander zu trennen. Zweifellos, in den letzten Jahren haben wir die Sache übertrieben. Politik ist zu eng gefaßt worden.

*C. Stern:* Nach einem Film über Toulouse-Lautrec, den ich gesehen hatte, kurz nachdem ich aus der DDR gekommen war, fragte ich die mich begleitende Freundin: Hast du den gesellschaftlichen Gehalt dieses Films erkannt? Sagt der etwas für die Massen? Wir waren so eingespielt in diesen Fragen, daß uns etwas anderes zu diesem Film gar nicht einfiel. Auf dem Weg nach Hause fragte ich dann plötzlich, als hätte ich eine tiefe Erkenntnis gehabt, sage mal, hältst du es für möglich, daß es Filme gibt, die gar keinen gesellschaftlichen Gehalt haben? Sie antwortete sofort — unmöglich! Wir waren beide in der DDR geschult. Wenn Sie sich unsere Lyriker ansehen, so werden Sie feststellen, daß sie in ihren Gedichten Einsamkeit, Privatheit, ganz Individuelles und Zufälliges ausdrücken. Haben Sie als Dichter und Schriftsteller nicht auch solche Empfindungen?

*Fugen:* Ich stelle mir vor, ich bin ein Arbeiterschriftsteller. Bevor ich berufsmäßig Schriftsteller wurde, lebte ich als Amateurschriftsteller unter Arbeitern. Als ich über den Stoff, den ich behandeln wollte, nachdachte, zog ich es vor, allein zu sein. Aber ich stellte sehr schnell fest, daß Stoff und Thema ja nicht von mir stammen, sondern aus der Gesellschaft kommen. Bei uns sagt man so: Der Dichter schreibt auch über sich, aber das Ich ist nicht ein privates Ich, sondern ein allgemeines Ich. Nur so kommt eine Verbindung mit dem Publikum zustande.

*C. Stern:* Sicherlich, Arbeiterdichter gibt es auch bei uns. Aber das Problem besteht darin, daß sie häufig zu sehr auf die sozialen und gesellschaftlichen *Inhalte* konzentriert sind und die *Form* dabei vernachlässigen. Deshalb werden sie von den Massen, auch von den Arbeitern, in der Regel weniger gelesen als die Schriftsteller, die sich ganz herkömmlicher Erzählformen und des Formenreichtums der traditionellen literarischen Ausdrucksweise bedienen.

*Fugen:* Schriftsteller, die nichts von der Form, sondern alles vom Inhalt halten, gab es in vergangenen Jahren auch bei uns. Sie schrieben eine Sprache, die mit Parolen durchsetzt war. Künstlerische Qualität wird gegenwärtig stärker beachtet. Während der Kulturrevolution wurden Maler, die nur Vögel, Küken, Landschaften malten, unter dem diskriminierenden Titel »Schwarze Malerei« zusammengefaßt. Das bedeutete, daß in diesen Gemälden kein sozialer Gehalt ist.

*C. Stern:* Zhou Yang, der Präsident der Liga der Schriftsteller und Künstler, mit dem wir sprachen, meinte, die Schriftsteller hätten heute mehr Freiheit. Aber wie läßt sich diese Freiheit mit der nach wie vor für die Schriftsteller verpflichtenden Führungsrolle der Partei verknüpfen? Ist die deklarierte Freiheit des Schriftstellers mit der reglementierenden Bindung an die Partei nicht unvereinbar? Wie kann man sicher sein, daß die Partei jetzt keine Fehler macht, daß die gegenwärtige Linie die ist, die den Schriftstellern ermöglicht, sich frei zu bewegen und doch der Parteilinie zu folgen?

Fugen und die anderen Kollegen diskutierten daraufhin untereinander. Was sie sagen, wird nicht übersetzt. Schließlich sagt Fugen: »Wir haben die Freiheit, in unseren Werken zu schaffen und auszudrücken, was wir sehen. Die Parteiführung weist nur die Richtung. Aber Parteiführung, Partei und *wir* haben ein gemeinsames Ziel, die *Modernisierung Chinas*. Den Weg müssen aber Partei und Schriftsteller selbständig gehen. Die Wege sind verschieden.«

*C. Stern:* Aber wer ist die Partei? Das sind doch Personen, die das ausmachen, was eine politische Linie ist, was eine Partei konstituiert.

*Fugen:* Natürlich, Konflikte zwischen den Schriftstellern und führenden Genossen sind möglich. Wenn ich z.B. Artikel gegen Bürokratismus schreibe, so werden sich einzelne Leute in der Partei angegriffen fühlen.

*C. Stern:* Von welcher Zeit sprechen Sie, von *heute*? Woher weiß dieser Schriftsteller, ob er recht hat oder nicht doch der Funktionär?

*Fugen:* Sie verstehen das Problem nicht richtig. Es gibt Kategorien der Überprüfung. Die Praxis ist Kriterium der Richtigkeit der Theorie.

Wir haben das Gefühl, daß wir an einem wunden Punkt angelangt sind, über den zu diskutieren die chinesischen Schriftsteller unter allen Umständen ver-

meiden wollen. Sie betonen die *Autonomie* der Schriftsteller, aber gehen gleichzeitig *Parteiverpflichtungen* ein. Sie machen einen deutlichen Trennungsstrich zwischen der konkreten Arbeit des Schriftstellers und seiner politischen Option, aber sie begreifen nicht, daß dieses Inpflichtnehmen durch die Partei ja durch und durch Themen, Arbeitsweisen, intellektuellen Spielraum bestimmt. Erst jetzt schaltet sich Yao in das Gespräch ein; er ist der, der uns als Mitglied der Freundschaftsgesellschaft in Hangzhou ständig begleitet hat, dem wir bisher aber nur wenige Worte entlocken konnten.

*Yao:* Die Partei beging eine ganze Reihe von Fehlern. Das muß man offen gestehen. Und die Geschichte auch unserer Partei ist voll von Fehlern. Zum Beispiel das Fehlverhalten 1927; trotzdem habe ich und haben andere Vertrauen zu ihr. Warum? Die Partei kann Fehler korrigieren, und es kann innerhalb der Partei Gruppen geben, die Opfer der Fehler sind. In der Zeit der Kulturrevolution gab es viele hohe Kader, die voller Zuversicht waren, daß eines Tages die Fehler korrigiert werden. Auch die Schriftsteller, die Opfer waren, hatten das Vertrauen nicht verloren, daß die Partei eines Tages diese Fehler wieder korrigiert. Gleichzeitig muß ich jedoch offen eingestehen, daß in dieser Zeit Schriftsteller auch in den Selbstmord getrieben wurden.

*O. Negt:* Wird den Schriftstellern, die heute schreiben und neue Ergebnissadressen formulieren, nicht angst und bange mit ihrer jetzigen Verpflichtung auf die vier Modernisierungen? Es kann doch sein, daß eine Fraktion der Partei nach fünf oder zehn Jahren, wenn sich die öffentlich bekundeten Hoffnungen nicht erfüllt haben, diejenigen zur Verantwortung zieht, die mit den Modernisierungen kapitalistische Elemente nach China eingeführt haben. Damit könnten wiederum die Schriftsteller in die Schußlinie geraten und zur Verantwortung gezogen werden.

*Fugen:* Solche Leute, die mit dem jetzigen Kurs abrechnen wollen, wird es geben. Der Sozialismus ist nicht ausgereift. Es gibt ganz verschiedene Arten und Wege, sozialistische Vorstellungen zu verwirklichen. Der Sozialismus steckt noch, sieht man das in weltgeschichtlichen Maßstäben, in den Kinderschuhen.

*C. Stern:* Ich bin erschreckt über Yaos Worte. Man darf doch nicht so über Fehler reden, als wären das Kleinigkeiten. Wenn hier von Fehlern gesprochen wird, dann hat das doch konkrete Folgen für Leib und Leben gehabt, daß nämlich Menschen in den Selbstmord getrieben wurden oder sich der Folter und dem Kerker ausgesetzt fanden.

*Yao:* Solche Fehler gilt es zu vermeiden. Zweifellos ist es noch wichtiger, Bedingungen herzustellen, die solche Fehler vermeiden. Die innerparteiliche Demokratie muß gestärkt werden.

*E. Baqué:* Wie verstehen sich die Schriftsteller in diesem Lande? Während der Kulturrevolution wurden sie, gemeinsam mit vielen anderen Intellektuellen, die »Stinkende Neun« genannt, die »Neunte Kategorie« oder Klasse. Schriftsteller im alten China waren anerkannte und angesehene Staatsbeamte. Erwarten die heutigen Schriftsteller Privilegien oder fühlen sie sich unterprivilegiert in diesem Land?

*Fugen:* Das galt nicht für alle Zeiten in China, was Sie sagen. Schriftsteller wurden durch kaiserliche Prüfungen ausgewählt, aber es ist doch bemerkenswert, daß kein einziges großes Buch von hohen Beamten geschrieben wurde. Der

Verfasser des Buches »Der Traum der roten Kammer« war sehr arm. Die großen Schriftsteller standen häufig in Konflikt mit dem Staat.

*O. Negt:* Gilt das auch für die Gegenwart?

*Fugen:* Führende Persönlichkeiten in der Gesellschaft sollen Diener der Volksmassen sein. Auch solche Funktionäre, die Privilegien haben.

*E. Baqué:* Die intellektuellen Beamten des alten China hatten am kleinen Finger lange Fingernägel. Das war die Zeit der Mandarine. Ich sehe bei Ihnen, Herr Fugen, am kleinen Finger der rechten Hand einen langen Fingernagel; ist das Spielerei oder Tradition?

*Fugen:* Ich brauche diese langen Fingernägel zum Kratzen. Es ist eine Gewohnheit, zwei Fingernägel länger wachsen zu lassen. Es hat keine tiefere Bedeutung.

Wie sehr die Schriftsteller der Tradition der Intellektuellen-Beamten verhaftet sind, ist ihnen selber nicht bewußt, und wüßten sie es, so würden sie es unter keinen Umständen zugeben. Die Offenheit, in der die gegenseitigen Mißverständnisse ausgedrückt werden, ohne eine höfliche Glättung zu erfahren, ist bemerkenswert. In allen Gesprächen mit Chinesen muß man, glaube ich, sehr genau unterscheiden zwischen dem, was sie aufgrund ihres historisch-kulturellen und gesellschaftlichen Selbstverständnisses nicht verstehen und wo sie aus Klugheit Antworten verweigern. Beides gibt es. Aber es ist nicht immer so, daß sie, wenn sie um ein Thema kreisen, den Kern nicht benennen wollen; etwa aus Angst, festgelegt zu werden. Häufig geschieht es, daß sie unsere Probleme nicht verstehen, wie eben das Problem mit der *Autonomie* der Schriftsteller. Das ist, und umgekehrt gilt das selbstverständlich in gleicher Weise, Resultat einer kulturellen Differenz, deren Überwindung nicht eine Frage des guten Willens oder des intellektuellen Scharfsinns ist. Für die chinesischen Intellektuellen, die wir gesprochen haben, ist der *Wahrheitsgarant* die Partei und nicht das subjektive Gefühl oder das individuelle Denken des einzelnen Schriftstellers, wie authentisch und wahrhaftig ihm das auch erscheinen mag. Sie kommen sich verloren, verlassen, ja realitätslos vor, wenn sie diesen zusammenfassenden Ausdruck der heutigen Gesellschaft, *die Partei*, auch nur subjektiv für sich in Zweifel ziehen. Das Bedürfnis nach Realität ist gleichzeitig das Bedürfnis nach einer zusammenfassenden, die Gesellschaft objektiv deutenden Instanz.

*Was heißt: »Sinisierung« des Marxismus?*

Es sind offensichtlich zwei Motive, welche die Rezeption des Marxismus in China bestimmen. Das eine besteht darin, durch konfuzianische Assimilierung der Marxschen Dialektik die chinesischen Traditionen des Verhaltens nicht zusätzlich zu bestätigen, sondern zu brechen. Diese Assimilation ist selber ein dialektischer Vorgang. Wäre Mao tse-tung so verfahren wie Lenin und Stalin, welche die russischen Denktraditionen bewußt unterdrückten und damit deren schwelende Wirksamkeit befestigten, so hätte er die diesseitige Kraft, die im konfuzianischen Denken steckt, für den revolutionären Prozeß nicht mobilisieren können. Er hätte eine Art Parallelität erzeugt: ungebrochener Konfuzianismus auf der einen Seite, daraufgesetzter Marxismus als Ideologie auf der anderen Seite.

Das andere Motiv besteht darin, aus Verhältnissen zu lernen, wie eine Revolution in einem Lande erfolgreich sein kann, dessen erdrückende Mehrheit aus Bauern besteht. Daß sich die russische Revolution nicht bewußt als eine Bauernrevolution verstanden hat,

ist in diesem Zusammenhang eine Nebensache. Bauern waren es jedenfalls, die wesentliche materielle Träger des revolutionären Prozesses waren. Es mag der Widerspruch zwischen China und der Sowjetunion, der später zum politischen Bruch führte, bereits in dieser frühen Verschiedenartigkeit des Begreifens der wirklich ablaufenden revolutionären Prozesse begründet sein. Von einer Sowjetisierung des Denkens von Mao kann zu keiner Zeit gesprochen werden, obwohl vieles, was Mao vom Marxismus aufnimmt, über Lenin und Stalin vermittelt ist.

Daß eine solche Sowjetisierung des chinesischen Marxismus nicht stattgefunden hat, beruht vor allem darauf, daß nach einer kurzen Zeit der Orientierung der Kommunistischen Partei Chinas an der Linie der von der Sowjetunion dominierten Komintern-Politik, aus der die Chinesen durch die Erfahrung bitterer Niederlagen herauskamen, Fremdentifikationen aufgehoben und das Gewicht der einzelnen Klassen für die revolutionäre Umwälzung neu bestimmt wurde. Die Verachtung der chinesischen Bauern, aus deren Gewohnheiten und Lebensverhältnissen keinerlei Hinweise auf revolutionäres Verhalten und Bewußtsein gewonnen wurden, war den sowjetischen Fraktionen, die sich auf Leben und Tod bekämpften, gemeinsam. In diesem Punkt stimmten Stalin und Trotzki vollständig überein.

Ch'en Tu-hsiu, der von 1921-27 Generalsekretär der chinesischen kommunistischen Partei war, übernahm diese kritische Einstellung gegenüber den Bauern und setzte auf die industrielle Entwicklung der Stadt und damit auf die Vergrößerung des Industrieproletariats. Die Überzeugung war unter Kommunisten weit verbreitet, daß die in den Rhythmus der Natur eingebundenen Bauern nur von der Stadt her Motive und Initiativen bekommen konnten, durch die sie aus ihren in langen Traditionen und Sippenverbänden geprägten Einstellungen herausgerissen werden konnten. Hätte man an dieser Politik festgehalten, so wäre es schwer gewesen, die herkömmlichen Denkweisen, die sich in einer Gartenbaukultur gebildet hatten, als Assimilationsgrundlage für den Marxismus zu benutzen. Es wäre vielmehr nötig gewesen, sie allererst zu zerstören, damit eine Denkweise Fuß fassen konnte, die eher von europäischer Rationalität bestimmt war. Darauf aber zu warten, bis die fortschreitende Industrialisierung der Städte ein revolutionäres Proletariat schafft, hätte zwangsläufig dazu führen müssen, passiv der Entwicklung zuzusehen und darauf zu verzichten, in den Etappenmechanismus einzugreifen. Auch in China bestand zweifellos die Gefahr, daß der Marxismus im Wege der Assimilierung mit bodenständigen Traditionen des Denkens die Gestalt einer Legitimationswissenschaft annimmt.

Indem die Chinesen durch die Erfahrung von Niederlagen dazu kommen, konsequent die Bauernschaft als materielle Grundlage der revolutionären Entwicklung anzuerkennen, wird es ihnen möglich, das Modernisierungsdenken der Marxschen Theorie mit dem Selbst- und Wirklichkeitsverständnis der Bauernmassen zu verknüpfen. Im August 1927 stürzt Ch'en-Tu-hsiu. Ihm wird der Vorwurf gemacht, daß seine Skepsis gegenüber den Bauern eine bewußte Strategie verhindert habe, das rebellierende Bauerntum in einen langfristigen revolutionären Prozeß zu integrieren. Denn die Bauern waren nicht ruhig, sondern es gab verschiedene Aufstände in Kanton im Dezember 1927, der Herbsternaufstand Hunan. Ihrem Charakter nach waren sie jedoch putschistische Aktionen, die in Ermangelung eines bereits gewonnenen Hinterlandes sehr schnell zerschlagen werden konnten. Es waren diese Erfahrungen, die den Aufstieg Mao tse-Tungs in der kommunistischen Partei vorbereitet und ermöglicht hatten. Im Denken und in der politischen Strategie Maos sind zwei Merkmale von besonderem Gewicht: »... Mao erwies sich ... von Anbeginn ... in der Schar der führenden chinesischen Kommunisten als der chinesisste!« (China und die Hoffnung auf Glück, München, 1974, 533) Und es ist zweitens die eindeutige Position Maos, daß die Bauern das Rückgrat der kommunistischen Partei und der Revolution sind. Das widerspricht zunächst der Marxschen Theorie, die ur-

spürlich ja für Verhältnisse entwickelt wurde, unter denen die Industriearbeiterschaft die einzige materielle Kraft der Umwälzung ist. Diese Wendung zur Bauernschaft zeigte offensichtlich sehr schnell organisatorische Wirkung. Hatten die Bauern 1925 noch kaum 5 % der Parteimitglieder ausgemacht, so waren es 1928 bereits mehr als 70 %. 1930 bestand der erdrückende Teil der Parteimitglieder aus Bauern. Von 120.000 Parteimitgliedern stellten die Industriearbeiter dagegen nur 2.000. Diese von Wolfgang Bauer angeführten Zahlen bezeichnen die grundlegende Veränderung, welche die Parteiorganisation und das Denken chinesischer Kommunisten im Verlauf von nur wenigen Jahren erfahren haben. Diese Veränderung ist nur zu erklären durch die Neuformulierung des Marxschen Denkens innerhalb der eigentümlichen chinesischen Denktraditionen. (...)

Das Geschehen in der Natur als Widerspruchsprozeß und die Entwicklung der Geschichte sind im chinesischen Denken nicht nach Heilsgesichtspunkten, nach Kriterien eines Anfangs und eines Endes konstruiert. Mao tse-Tung hat sich deshalb nie darum bemühen müssen, den Menschen das Reich des Glücks, der Freiheit und der Gleichheit als ein Ziel vorzustellen, das einem Endzustand gleichkommt. In seiner Schrift »Über die demokratische Diktatur des Volkes« bezeichnet Mao das Reich der »Großen Gleichheit« als eine ferne Perspektive des Fortschritts der Menschheit. Es bedarf nicht dieses Versprechens des Glücks, um die Menschen zum Handeln zu motivieren und ihre Opferbereitschaft zu vergrößern. In seinem eindrucksvollen Buch »China und die Hoffnung auf Glück« hat Wolfgang Bauer gezeigt, wie stark die Vorstellungen von Glück etwas diesseitiges Räumliches an sich haben. Glück ist nicht der Paradieszustand, der irgendwo am Ende steht, sondern ist ein Moment des Diesseits. Es ist eine Befriedigung im Hier und Jetzt. Aber sie kann nicht festgehalten werden. Offenbar ist der Wunsch, den Faust äußert: »Zum Augenblicke möcht ich sagen / verweile doch, du bist so schön. / Es kann die Spur von diesen Erdentagen / nicht in Äonen untergehn.« Was Faust hier festhalten will, das Flüchtige, das im Prozeß Erfahrene, ist als Aufbewahrtes in sich schon zerstört. Dieser Wunsch liegt auf derselben Ebene, wie das gesamte heilsgeschichtliche Fortschrittsdenken der europäischen Zivilisation. Das Resultat ist wichtiger als der Prozeß. Wenige im europäischen Denken gibt es, die sich dazu kritisch verhalten haben. Zu ihnen gehört Walter Benjamin. Er spricht von der erfüllten Jetztzeit, jenem Augenblick, in dem die Uhren stillstehen, in dem ein geschichtliches Innehalten passiert. Es ist ein erfüllter Augenblick, der als Glück verstanden werden kann.

Man kann in diesem Zusammenhang auch den Langen Marsch als ein solches Innehalten bezeichnen, jedoch mit einer Richtung. Der Umsturz der Verhältnisse, die Gründung einer kommunistischen Gesellschaft kommt nur dadurch zustande, daß das Machtzentrum erobert wird. Wo aber ist dieses Machtzentrum zu finden? Als die Truppen Maos in Peking einmarschieren, fällt ihnen die Stadt fast kampfflos zu. Peking zu erobern, als wäre es das Machtzentrum gewesen, war nicht mehr nötig. So nimmt dieser Lange Marsch eine Bewegung an, die mit Raumteilen, ja mit Räumlichkeit durchsetzt ist. *Es gibt keine endgültigen Siege, und da es keine endgültigen Siege gibt, gibt es auch keine Niederlagen, die zur Verzweiflung führen.* Das Glück des Sieges und das Unglück der Niederlage bilden nur Augenblicke in diesem Prozeß der Veränderung der Verhältnisse und der Selbstveränderung der Kämpfenden. Bloch hat zutreffend vom Raumzuschuß der Zeit gesprochen. Es gilt das für kein Land so sehr wie für China. Glück und Unglück sind räumlich und zeitlich verteilt über das gesamte Diesseits. Hierin besteht ein entscheidender Unterschied zur europäischen Kulturtradition. »An die Stelle der glückseligen Ewigkeit des Himmels und des Paradieses, die aus einer unendlich großen ruhenden Zeit entspringt, tritt so die rauschhafte Ewigkeit der Erde, die sich aus einer unendlichen Kette unendlich kleiner ekstatischer Augenblicke zusammensetzt, in denen das Umschlagen der Gegensätze wieder und wieder als erregende Neugeburt pulsierenden Lebens empfunden

wird; das 'Jetzt' ist die Dimension des Glücks und des Ideals, nicht mehr das 'Einst', gleichgültig, ob es nun auf die ferne Vergangenheit oder auf die ferne Zukunft verwies.« (Wolfgang Bauer, 544)

Die Sprünge, die es in der nachrevolutionären Geschichte Chinas gibt, sind in gewisser Weise solche Momente *erfüllter Jetztzeit*, in denen die Massen ihre ganze Kraft zusammenziehen und dabei gewaltige Energien mobilisieren. Das läßt sich freilich nicht zum Zustand erheben. Die Theorie Mao tse-Tungs versucht, diese Elemente des Umschlags zu steuern, indem sie den Widerspruch normalisiert. In Depressionen und Niederlagen wird auf Sieg gesetzt und Selbstvertrauen, wie 1937. Nach dem Sieg wird davor gewarnt, sich zur Ruhe zu begeben und den glücklichen Ausgang zu genießen. — wie es übrigens in der Regel die Germanen taten, die in ihrem Siegetrausch dann von den römischen Legionen überrascht und geschlagen wurden.

*1. Juni, Shanghai.* — Allmählich wird die Hafensrundfahrt langweilig. Wir sitzen, unentwegt den bitteren Tee schlürfend, in bequemen Sesseln auf dem Oberdeck 1. Klasse. Es zieht schlechtes Wetter auf; da mir nichts Besseres einfällt, nehme ich die entlastete Atmosphäre wahr. Sachen, die ich vorher gesehen oder gehört habe und die mir gerade einfallen, aufzuschreiben. Warum mir die chinesische EBkultur in den Kopf kommt, weiß ich nicht; Hunger habe ich nicht. Als wir mit Vertretern des Außenministeriums aßen, kam ganz nebenbei auch die Sprache darauf, wie sich die Modernisierungskampagnen wohl auf die Vielfältigkeit und Art des Essens auswirke. Das chinesische Essen verlange eine arbeitsintensive und zeitraubende Vorbereitung. Man wies darauf hin, daß schon heute in Hotels und Gaststätten die Vorgänge der Essensvorbereitung vereinfacht und die Zahl der unterschiedlichen Gerichte reduziert würden. Modernisierung und Rationalisierung werden zweifellos auch die Arbeit in der Küche beeinflussen. Je mehr Handarbeit durch Maschinen ersetzt wird, desto eher ist zu erwarten, daß die Essensvorbereitung eine Standardisierung erfährt und damit das reichhaltige Angebot von Gängen und Einzelgerichten auf europäische Maße zusammenschrumpft.

Yang, unser Dolmetscher und ständiger Begleiter, erzählt, daß zu Beginn der Kulturrevolution, als sich das Gefühl einer Wende zum kulturellen Erbe verbreitete, an Buchläden Leute Schlange gestanden oder sich gar des Nachts vor den Buchladen gelegt hätten, um dann morgens eine Shakespeare-Ausgabe zu kaufen. Er selber habe das miterlebt. Alexandre Dumas' Roman »Der Graf von Monte Christo« zum Beispiel sei in einer vierbändigen Ausgabe wenig später auf dem Schwarzmarkt gegen ein Fahrrad eingetauscht worden.

Das Schiff, mit dem wir fahren, ist eine Art Katamaran. Auf kleinen Erhöhungen der zwei Bugs vorne sitzen Männer, offenbar mit der Aufgabe, den Steuermann zu warnen und Ausweichmanöver vorzuschlagen, wenn Gefahr droht. Da sie keine direkte Verbindung zur ziemlich weit abliegenden Kommando-Brücke haben, weder telefonisch noch durch Zeichen oder Zurufe, ist es mir unklar, wie eine solche Warnung geschehen kann. Es sind sehr wenig ausländische Schiffe im Hafen. Der überwiegende Teil hat chinesische Hoheitszeichen und, was mich im Shanghaier Hafen überrascht, sie sind vergleichsweise klein. Ich sehe keinen einzigen großen Ozeandampfer; die Frage, woher das komme, verneine ich mir, weil zu befürchten ist, eine Antwort mit der stereotypen und sal-

vatorischen Klausel zu erhalten: ja, in der Zeit der Kulturrevolution ... usw. — Mir fällt ein, völlig zusammenhanglos zu dem, was ich jetzt sehe, daß unsere chinesischen Gastgeber immer wieder verwirrt waren, wenn wir den Wunsch äußerten, Projekte, Verhältnisse in Augenschein zu nehmen, die gescheitert oder brüchig sind, die den Stempel des glatten sozialistischen Fortschritts noch nicht tragen. Die nervöse Reaktion auf Gaston Salvatores Wunsch, eine psychiatrische Klinik zu besuchen, um sich eine konkrete Anschauung von den psychischen Krankheiten verschaffen zu können, drückt hier durchaus typische Irritierung aus. Warum, war immer wieder zu hören, das abweichende Verhalten, das Brüchige und Kranke, Randgruppen und Dissidenten studieren, wenn es in dieser Gesellschaft mit fast einer Milliarde Menschen doch um das Gelungene, den Erfolg in der Überwindung des Alten und Kranken gehe? — Es sind grundverschiedene Denkweisen, die aufeinanderstoßen.

Beim Besuch der Altstadtviertel in Peking wurde der Unterschied der Aspekte, unter dem dieselbe Sache gesehen werden kann, besonders deutlich. Als wir durch die Altstadt schlenderten, war uns ganz nostalgisch zumute: auf den Balkonen viele Blumen und Käfige mit Singvögeln, in den engen Gassen ein reges Leben, Händler, die auf ihren Karren Obst und Gemüse anboten, Frauen, die auf kleinen Flammen vor ihren Wohnungen Essen herrichteten. Zweifellos, es gab viele Häuser, die einen baufälligen Eindruck vermittelten, die Wohnungen, in die wir einen Blick werfen konnten, waren von bedrückender Enge; um etwas Bewegungsraum für die meist vielköpfige Familie zu schaffen, waren in einzelnen dieser Wohnungen Hängeböden zum Schlafen eingebaut. Warum konnte das alles nicht durch Erneuerung und Erweiterung bewahrt werden? Die Gastgeber, die wohl merkten, wie uns dieses *alte* China faszinierte, wiesen schamhaft darauf hin, daß dies im nächsten Jahr oder später nicht mehr zu finden sein werde, worüber wir erschrocken waren. Warum könne man das nicht erneuern, statt es einfach niederzureißen? — Erneuern? Das ist viel zu teuer. Die Dachbalken fangen an zu faulen. Man müßte sie stützen oder ersetzen. Es gibt wenig Kanalisation, fließendes Wasser fehlt. Der größte Teil der Familien muß sich das Wasser von der Straße holen, von den in bestimmten Abständen installierten Hydranten. Wir können uns nicht leisten, in diese alten Häuser mehr reinzustecken als neue kosten würden. Erneuern, das machen wir mit den Denkmälern der alten chinesischen Geschichte.

Tatsächlich, nach 1949 ist der Kulturbestand der chinesischen Geschichte mit großem Kostenaufwand konserviert worden. Uns fehlt der richtige Blick für diese Verhältnisse. Ein hochentwickeltes kapitalistisches Land wie die Bundesrepublik, das durch Stadtanierungen oder durch Hochhausbauten für Banken und Firmen, die viel Steuergeld einbringen, alte Wohngegenden zerstört, das ist nicht zu vergleichen mit der Beseitigung der Restbestände von Wohnungselend unter Bedingungen einer insgesamt karg lebenden Gesellschaft. Hochmut liegt in der Auffassung, daß Sozialbauwohnungen in unserem Stile schlechter wären als die Katen mit ihren verschnörkelten Fassaden, die zweifellos viel schöner aussehen als das, was an Neubauten zu erwarten ist. Der entwickelte Kapitalismus zerstört die Vergangenheit ohne Not. Hier dagegen kann das Abreißen dieser Viertel für viele Menschen lebenserhaltend und lebensverlängernd sein.

weil dadurch die hygienischen Verhältnisse sich verbessern. *Wir* wollen das Alte erhalten und gegen das Neue, Moderne verteidigen.

Aber es ist schon merkwürdig, in welchem Maße Geschichte strategisch benutzt wird. Die Chinesen zeigen uns, wo immer eine Möglichkeit besteht, mit Stolz die alte Kultur und möchten uns den ganzen Tag über diese Stein gewordenen Produkte einer mehrtausendjährigen Kulturgeschichte vorführen. Demgegenüber betonen *wir*, daß wir lieber das moderne, sozialistische China sehen wollen. Aber es entspricht vielleicht nicht ganz den Vorstellungen, die wir uns davon gemacht haben. So möchten wir in dem heutigen China alles Morbide, Zerbrechliche, Archaische, das sich gegen die Rationalisierungsfortschritte sperrt, aufbewahrt wissen wollen. *Unser* Begriff der Modernisierung ist durchgängig ambivalent.

Mit der Modernisierung hat es überhaupt eine eigene Bewandnis. Man kann sagen, daß die Menschen geradezu fasziniert sind von allem, was als modern gilt. Es ist ein Zauberwort, das viele Glücksversprechungen enthält. Sicherlich drücken sich darin auch die durch den gehobenen Bildungsstand und die erweiterten Möglichkeiten der Begegnung mit allem Fremden erzeugten neuen Bedürfnisse aus, in erster Linie aber das handgreifliche Interesse, in den Genuß eines höheren Lebensstandards zu kommen, besser zu wohnen, leichtere Arbeit zu machen. So sehr dringt dieser Modernisierungswunsch auch ins Private ein, daß er selbst die Phantasie der Kinder erfaßt. Carola Stern berichtet von einer kleinen Begebenheit auf dem Fest, das wir vormittags im Kinderpalast besucht hatten. Sie sprach ein kleines Mädchen an und fragte es, was es werden wolle. Es antwortete, ich möchte *meinen* Beitrag zur Modernisierung leisten. C. Stern entgegnete prompt: »So billig kommst du mir nicht weg. Du hast doch einen privaten Wunsch.« — Nach langem Überlegen und Zögern gibt dieses Mädchen dann zu, ja, sie möchte Schauspielerin werden. Das ist ein durchaus typisches Verhalten, das wir auch bei Schriftstellern finden. Werden sie darauf angesprochen, was *ihr* Wunsch sei, so verstehen sie diese Frage regelmäßig so, als wollten wir wissen, was der größte Wunsch der Gesellschaft sei, was sie sich für das *Ganze* wünschten. Erst durch umständliches und hartnäckiges Nachbohren kommt man auf private Phantasien, die immer zu finden sind, auf denen aber eine Schicht allgemeiner, kollektiver Erwartungen liegt, die alle Äußerungen des Privaten wie schwere Steinplatten abdecken.

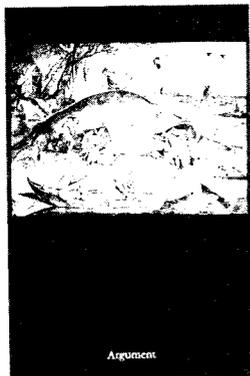
Wir fahren auf den Ausgang des Hafens zu. Das Verbot im übrigen, Militärschiffe zu fotografieren, das uns von unserem Dolmetscher ausdrücklich eingeschärft wurde, ist mir nicht ganz verständlich. Wir sehen nur Schiffe, die sich geringfügig von den kleinen Handelsschiffen unterscheiden. Es sind schrottreife Schiffe, die als Militärfahrzeuge nur erkennbar sind, weil sie vorne und hinten zwei Kanonen haben. Aber vielleicht ist gerade das der Grund, warum wir sie nicht fotografieren dürfen; in China gibt es ein Vietnam-Trauma. Die schmachvollen Niederlagen bei einzelnen Grenzkonflikten mit dem kleinen Nachbarland hatten gezeigt, wie veraltet die Militärtechnologie der chinesischen Armee ist. Nirgendwo sehen wir während unserer ganzen Reise Militärfahrzeuge, die in irgendeiner Weise vergleichbar wären mit dem, was man in Häfen, auf den Straßen und Flugplätzen Europas sieht. Es sind alte Maschinen auf den Flughäfen, abge-

deckt und wahrscheinlich größtenteils sowjetischen Mustern nachgebaut. Die Militärschiffe im Shanghaier Hafen machen wirklich nicht den Eindruck, Teile einer modernen Flotte zu sein.

### *Utopie und Arbeit*

Jürgen Habermas hat mit Recht die Moderne ein unvollendetes Projekt genannt; um so erstaunlicher ist es, daß er aus diesem Projekt einen für das geschichtlich Unabgeholte wesentlichen Teil herausbricht: die *Arbeit*. Es mag ja sein, daß eine Gesellschaft, die an ihrem materiellen Reichtum zu ersticken droht, ohne freilich gleichzeitig die Kraft zu haben, der Entstehung neuer Armut wirksam entgegenzutreten und den Reichtum für die Emanzipation der Menschen zu nutzen, an den auf die Produktionssphäre gerichteten utopischen Erwartungen, der Befreiung der Arbeit von Fremdbestimmung, zu verzweifeln beginnt. Insofern könnte man in der Tat davon sprechen, daß die »arbeitsgesellschaftliche Utopie ihre Überzeugungskraft eingebüßt hat«. (Die neue Unübersichtlichkeit. Die Krise des Wohlfahrtsstaates und die Erschöpfung utopischer Energien, in: *Merkur*, Sonderdruck aus Heft 1, 3)

Für die erdrückende Mehrheit der Weltbevölkerung sind die Utopien der Arbeitsgesellschaft nicht ausgezehrt. Für sie verbindet sich mit Arbeit die Möglichkeit, dem Elend zu entkommen, als gesellschaftliche Wesen anerkannt zu werden, die nicht an Straßenecken stehen und liegen, um zu betteln oder durch kleine Dienstleistungen von Stunde zu Stunde zu bekommen, was sie am Leben erhält. Da sie wissen, daß es genügend Reichtum in der Welt gibt, werden sie nicht Ruhe geben, bis sie ihren Anteil bekommen haben. Es ist also nicht damit zu rechnen, daß im Weltmaßstab die Arbeit für gesellschaftliche Sozialisation, für Alphabetisierung und Lernen, für die Herstellung menschlicher Würde an Bedeutung verlieren wird. Im Gegenteil; gerade der Universalitätsanspruch, der sich in den Utopien der Arbeitsgesellschaft verkörpert, wird im Zuge der enger und dichter werdenden Verflechtung der verschiedenen Gesellschaftsordnungen in der Welt zunehmend praktische Bedeutung annehmen. Daß dadurch die Sozialpathologien der europäischen Moderne nicht einfach wiederholt werden, hängt wesentlich davon ab, ob die naturwüchsig hergestellte Weltgesellschaft ihren Naturzustand verliert und zu einem bewußten, solidarischen Projekt auch derjenigen wird, die den Rubikon bereits überschritten haben, und jetzt nicht mehr so recht wissen, was sie mit ihrer gewonnenen Zeit am anderen Ufer anfangen sollen.



Argument

### **Immanuel Wallerstein Der historische Kapitalismus**

Wallerstein entwickelt hier seinen Begriff des Kapitalismus als historisches Weltssystem, erklärt die Mechanismen der Weltwirtschaft und ihren institutionellen Rahmen: Staaten, Klassen, Völker und die ideologischen Mechanismen — Rassismus, Sexismus, Universalismus. Er erläutert die historische Entstehung von systemfeindlichen Bewegungen und die Schranken, an die sie stoßen. »Das Buch macht deutlich, daß Wallerstein eine Herausforderung gerade für die 'linke' Sozialwissenschaft darstellt.«

*Karl Georg Zinn*

110 Seiten, Frz. Brosch., 18,- DM

## Der Yankee-Imperialismus in Nicaragua\*

Nicht einmal der, dem die Episoden und der Geist der US-Politik in Mittelamerika unbekannt sind, kann die Argumente ernst nehmen, mit denen Herr Kellog die Invasion Nicaraguas durch Yankee-Truppen zu rechtfertigen sucht. Wer sich aber an die Entwicklung dieser Politik in den letzten zweieinhalb bis zwei Jahrzehnten erinnert, dem wird die absolute Übereinstimmung dieser bewaffneten Einmischung in die inneren Angelegenheiten Nicaraguas mit den offenkundigen Zielen und der notorischen Praxis dieser Expansionspolitik zweifellos klarer.

Schon vor vielen Jahren haben die Vereinigten Staaten ein Auge auf Nicaragua geworfen, und bei verschiedenen Gelegenheiten haben sie, unter ähnlichen Vorwänden, in seine formelle Autonomie eingegriffen.

Roosevelt, der »große Jäger«, unterrichtete Nicaragua während der Präsidentschaft Zelayas von der Absicht der Vereinigten Staaten, San Juan in einen interozeanischen Kanal zu verwandeln und im Golf von Fonseca einen Flottenstützpunkt zu errichten. Doch dieser Plan, mit klar imperialistischer Zielsetzung, stieß naturgemäß auf heftigen Widerstand in der öffentlichen Meinung Nicaraguas. Präsident Zelaya konnte der nordamerikanischen Regierung in dieser Hinsicht nicht das geringste Zugeständnis machen. Die Vereinigten Staaten erhielten von ihrem Vorarbeiter in der nicaraguensischen Politik nicht mehr als einen Freundschaftsvertrag. Daraufhin unterzogen sich ihre Agenten der Mühe, einige Aufstände zu organisieren, aus denen, unter dem Schutz der Yankee-Gewehre, eine dem Imperialismus des Nordens gehorsame Regierung hervorgehen sollte.

Endgültig erreicht wurde dieses Ziel mit der Bildung der Regierung von Adolfo Díaz, einem bedingungslosen Diener des Yankee-Kapitalismus. Zur Verteidigung dieses Regimes, das von der Öffentlichkeit leidenschaftlich abgelehnt wurde, intervenierten die amerikanischen Truppen damals wie heute, sobald seine Stabilität ernsthaft bedroht schien. Und von der Regierung Díaz erhielten die Vereinigten Staaten schließlich den gewünschten Vertrag.

Der Kanzler, der diesen Vertrag unterschrieb, Chamorro, erbt die Macht. Die nordamerikanischen Interessen in Nicaragua blieben während einiger Jahre ausgezeichnet gewahrt. Doch dem beständig gärenden Volkszorn gelang es, diesen Agenten des Yankee-Imperialismus zu vertreiben. Seitdem verspürten die Vereinigten Staaten, oder besser ihre Regierung, die Notwendigkeit einer erneuten Intervention in Nicaragua. Der Präsident, den die nordamerikanischen Kanonen diesem Volk jetzt aufzwingen wollen, ist Adolfo Díaz. Sacasa, der rechtmäßige Vizepräsident, repräsentiert wegen der Demission des Präsidenten die Verfassung und das Wählervotum Nicaraguas.

Für die amerikanische Presse ist es sehr leicht, die Völker Mittelamerikas in ständigem revolutionärem Aufruhr darzustellen. Gewiß ist es sehr viel weniger leicht, vor den Augen der Welt die Hauptbeteiligung der Yankees an diesen Unruhen zu enthüllen. Die Vereinigten Staaten haben ein Interesse daran, daß Mit-

\* Veröffentlicht in *Variiedades* (Lima), 22. Januar 1927. Aus dem Spanischen von Nora Rätznel.

telamerika gespalten ist und brennt. Die notwendige Konföderation der kleinen mittelamerikanischen Republiken hat in Nordamerika einen ihrer Hauptfeinde. Als dieses Bündnis vor sechs Jahren beabsichtigt war, gingen die Yankees daran, es durch Intrigen zu verhindern. Nicaragua, dessen Regierung damals ein bedingungsloser Vasall der Yankee-Politik war, bildete die Achse und den Ausgangspunkt der imperialistischen Machenschaften gegen die freie Vereinigung der mittelamerikanischen Staaten.

Die Schwerpunktsetzung des nordamerikanischen Expansionismus ist — zum gegenwärtigen Zeitpunkt — von perfekter Logik. Europa erlebt augenblicklich eine Phase der »kapitalistischen Stabilisierung«. Es reorganisiert deshalb sein Minenimperium in Afrika, Asien usw. Durch die natürliche Triebkraft ihrer industriellen und finanziellen Entwicklung sind die Vereinigten Staaten andererseits gezwungen, ihre Vorherrschaft auf den Märkten, den Transportwegen und in den Rohstoffzentren zu behaupten. Wenn der nordamerikanische Kapitalismus seine Herrschaftsgebiete nicht erweitern kann, wird er unweigerlich in eine Krise geraten. Die Vereinigten Staaten leiden bereits an den Folgen ihrer Goldschwemme und ihrer landwirtschaftlichen und industriellen Überproduktion. Ihre Finanz und ihre Industrie ist dringend genötigt, sich größere Märkte zu verschaffen. Das Erwachen Chinas, das sich jetzt, nach den vielen Jahren des moralischen Zusammenbruchs, beherzt gegen die fremde Vorherrschaft zur Wehr setzt, gefährdet eine der Ausgangsbasen, von denen aus der Yankee-Imperialismus darum kämpft, den britischen und japanischen Imperialismus schrittweise zurückzudrängen. Mehr denn je sind die Vereinigten Staaten gezwungen, sich zurückzuwenden zum amerikanischen Kontinent, wo der Krieg es ihnen ermöglicht hat, den zuvor allmächtigen Einfluß Englands teilweise zu vermindern.

Diese Gründe verbieten es der lateinamerikanischen Öffentlichkeit, den Konflikt in Nicaragua als einen Konflikt zu betrachten, der mit ihren eigenen Interessen nichts zu tun hat. Die Solidarität mit Nicaragua, das von der verfassungsmäßigen Regierung Sacasa repräsentiert und verteidigt wird, bekundet sich deshalb ohne jeden Vorbehalt.

Und noch viel verächtlicher als die Übergriffe des Yankee-Imperialismus selbst erscheint im Urteil des Kontinents der Verrat der mittelamerikanischen Kaziken, die sich in seinen Dienst stellen.

## Phantasie, Stimme und Macht

### Feministische Kunstgeschichte und Marxismus\*

Welche politische Relevanz kann eine feministische Intervention in einen entlegenen Bereich wie die Kunstgeschichte haben, in »einen Vorposten reaktionären Gedankenguts«, wie sie genannt wird? Zugegeben, Kunstgeschichte ist keine einflußreiche Wissenschaft, sie ist in Universitäten, Kunsthochschulen und verstaubten Kellern von Museen eingesperrt, wo sie ihr »kultivierendes« Wissen an einige Auserwählte verhökert. Trotzdem dürfen wir die Wirksamkeit ihrer Definitionen von »der Kunst« und »dem Künstler« für die bürgerliche Ideologie nicht unterschätzen. Die Zentralfigur des kunsthistorischen Diskurses ist der Künstler, der als unaussprechliches Ideal in Ergänzung der bürgerlichen Mythen vom universalen, klassenlosen Menschen/Mann dargestellt wird.

Unsere Kultur ist darüber hinaus von Ideen der Individualität des Schöpferturns durchtränkt, davon, daß das Genie alle sozialen Hindernisse überwindet, daß Kunst eine unerklärbare, ja magische Sphäre ist, die verehrt, aber nicht analysiert werden darf. Solche Mythen werden in den Ideologien der Kunstgeschichte erzeugt und dann über Fernsehdokumentationen, Kunstbände und biografische Schnulzen über das Leben von Künstlern popularisiert. »Voraussetzung einer revolutionären Auseinandersetzung ist, daß wir die Bourgeoisie ihrer Vorstellung von Kunst berauben, nicht ihrer Kunst selbst.«<sup>1</sup>

Feministische Fragen an die Kunstgeschichte haben dieses Programm dahingehend erweitert, daß sie die herrschenden Unterstellungen entlarven und kritisieren, nach denen diese »Kreativität« ein ausschließlich männliches Vorrecht ist und die Bezeichnung »Künstler« sich automatisch nur auf Männer bezieht. So schreiben Gabhart und Broun (1972) in ihrem einleitenden Aufsatz zur Ausstellung »Old Mistress: Women Artists of the Past«, die sie 1972 organisierten:

»Der Titel dieser Ausstellung spielt auf die unausgesprochene Unterstellung in unserer Sprache an, daß Kunst von Männern geschaffen wird. Der ehrfürchtige Begriff 'Alte Meister' hat kein inhaltliches Äquivalent für Frauen. Sein weibliches Pendant 'Old Mistress' hat (im Englischen) ganz andere Konnotationen.« (Anm. d. Übers.: »mistress« im Englischen bedeutet: außereheliche Geliebte. »Alte Meisterinnen« im Deutschen hat diese Bedeutung nicht.)

\* Gekürzte Fassung des Aufsatzes »Vision, Voice and Power«, *Block* 6/1982, 2-21, übersetzt von Claudia Gdaniec und Nora Rätznel. Im hier nicht wiedergegebenen ersten Teil diskutiert Pollock, welche Momente einer marxistischen Analyse für Feministinnen fruchtbar sind: die Betonung auf der Relevanz des Ideologischen für die Reproduktion von Herrschaft und die spezifisch historische Einordnung von Kunst. Ferner begründet sie, *warum* Frauen aus der Kunstgeschichte ausgeschlossen wurden, u.a. in der Auseinandersetzung mit dem breit rezipierten Buch von Germaine Greer (Das unterdrückte Talent, 1980), die ihr Hauptaugenmerk auf die Hindernisse richtet, die Frauen in den Weg gelegt wurden. Ausgehend von der Einsicht, daß erst und gerade im 20. Jahrhundert mit der Institutionalisierung der Kunstgeschichte die in der Geschichte der Kunst immer wieder auffindbaren Frauen »vergessen« wurden, sind Roszika Parker und Griselda Pollock in ihrem Buch »Old Mistresses: Women, Art and Ideology« dieser Frage nachgegangen (beide Bücher sind in *Argument* 152 besprochen worden).

Gabhart und Broun entlarven das Verhältnis von Sprache und Ideologie. Sie fragen jedoch nicht danach, *warum* die Sprache der Kunstgeschichte keinen Platz für Frauen hat, obwohl doch viele Frauen Künstlerinnen waren und sind. Der Grund dafür scheint mir, nach den Ergebnissen meiner Forschung zusammen mit Roszika Parker, daß die sich herausbildenden Vorstellungen vom »Künstler« und die gesellschaftlichen Definitionen des Weiblichen historisch sehr unterschiedliche, ja gegensätzliche Wege gegangen sind. Kreativität wurde als ideologischer Bestandteil von Männlichkeit angeeignet, während Weiblichkeit als das dem Mann — und damit auch dem Künstler — Entgegengesetzte konstruiert wurde. Ein Schriftsteller schreibt Ende des vorigen Jahrhunderts:

»Solange die Frauen sich nicht ihrer weiblichen Eigenschaften entledigen, sollen sie sich doch aus Liebhaberei mit allem befassen. Es kann keine geniale Frau geben. Sollte eine Frau ein Genie sein, wäre sie ein Mann.«<sup>2</sup>

Welches Verhältnis besteht zwischen dieser abwertenden Sichtweise, daß Frauen nicht künstlerisch kreativ sein können — als schöpferische Individuen — und ihrer untergeordneten Stellung im Arbeitsprozeß, der niedrigen Bezahlung, der ungelerten und nicht ernstgenommenen Hausarbeit, in die sie gedrängt werden, weil solche Tätigkeiten angeblich die »natürlichen« Beschäftigungen für Frauen sind? Selbstverständlich möchte ich kein Spiegelungsverhältnis zwischen Ideologie und Ökonomie behaupten, auf jeden Fall aber besteht da eine Beziehung. Kunst wird uns als Ideal einer sich selbstverwirklichenden, individuellen, schöpferischen Tätigkeit dargestellt. Ihre lebendige Antithese ist die entfremdete Arbeit des Proletariers. Ich gehe einen Schritt weiter und behaupte, daß das vollständige Gegenteil die repetitive und sich selbst immer wieder auslöschende Plackerei der »Frauenarbeit« ist. Auf einer ähnlichen Ebene liegt der Ruf nach der Biologie, die erhalten muß, wenn der Anspruch des Mannes auf seine naturgemäße künstlerische Größe im Gegensatz zur ewigen Zweitrangigkeit des Weibes untermauert werden soll. Männer schaffen Kunstwerke, Frauen bekommen nur Kinder. Dieser falsche Gegensatz wurde häufig herangezogen, um kulturelle Leistungen von Frauen nicht anerkennen zu müssen. Die Geschlechtertrennungen, denen wir in der Vorstellung von Kunst und vom Künstler begegnen, sind Bestandteil von kunsthistorisch spezifischen Mythen und Ideologien, die allerdings zu den allgemeinen gesellschaftlichen Definitionen von Weiblichkeit und Männlichkeit beitragen und so auf der ideologischen Ebene an der Reproduktion der Hierarchie zwischen den Geschlechtern beteiligt sind. Um diesen Aspekt der Kunstgeschichte haben sich marxistische Studien bisher nicht gekümmert.

Die radikale Kritik von seiten marxistischer und feministischer Kunsthistoriker/innen steht in doppelter, jedoch nicht überlappender Opposition zur bürgerlichen Kunstgeschichte. Bis heute hat die feministische Kunstgeschichte es abgelehnt, sich grundsätzlich mit den herrschenden kunsthistorischen Ideologien und Praxen auseinanderzusetzen. Statt dessen hat sie sich damit zufriedengegeben, Namen von Künstlerinnen in die Chronologien einzutragen und Kunstwerke von Frauen den Inventaren von Stilrichtungen und Strömungen einzugliedern. Liberale Politik innerhalb der etablierten Kunstgeschichte räumt diesem nicht-bedrohlichen, »additiven« Feminismus als abwegigem Nebenthema

einen marginalen Platz auf Konferenzen ein und gesteht ihm einige Artikel in den Fachzeitschriften zu. Die kritischen Implikationen feministischer Arbeiten für die Kunstgeschichte als ganzer jedoch werden unterdrückt und dürfen weder den Gegenstand kunsthistorischer Forschung verändern, noch die Art und Weise, wie er erforscht und gelehrt wird. (...)

Wenn wir uns der Methoden bewußt sind, mit denen die Kunstgeschichte als Disziplin ein Bild vom Künstler entwirft, das die bürgerlichen Idealvorstellungen des Mannes verdichtet, dann können wir damit beginnen, eine neue Kunstgeschichte zu entwerfen. Zunächst müssen wir uns das Wissen über die konsistente, wenn auch vielfältige Geschichte der künstlerischen Tätigkeiten von Frauen aneignen. Dann müssen wir die historisch spezifischen Positionen beschreiben, aus denen heraus Frauen in die kulturellen Praxen insgesamt eingegriffen haben, manchmal in Unterstützung herrschender gesellschaftlicher Ideale, manchmal sich kritisch widersetzend im Bündnis mit anderen progressiven Kräften. Bei allen Überlegungen müssen wir die sich wandelnden Definitionen der Begriffe Künstler und Frau herausarbeiten. Wenn wir unberücksichtigt lassen, auf welche Weisen Frauen ihre Positionen als Frauen in den veränderlichen Klassen- und Geschlechterverhältnissen ausgehandelt haben, wird unsere historische Theorie von Frauenkunst und von Ideologie keine politische Bedeutung erlangen können. Im Gegenteil wird sie dann in ein Konstatieren individuellen Erfolgs oder Versagens zurückfallen und gesellschaftliche und ideologische Transformationen ignorieren. (...)

Die Arbeiten feministischer Kunsthistorikerinnen werden sowohl von ihrer Vorstellung von Kunstgeschichte als auch von ihrem Feminismus geprägt. Im folgenden werde ich zeigen, wie die unterschiedlichen Wahrnehmungsweisen des feministischen Projekts ihre kunsthistorische Arbeit beeinflussen und beschränken. (...)

Sutherland Harris (1976) möchte auf die Künstlerinnen in der Geschichte aufmerksam machen und nachweisen, daß ihre Kunst in der gleichen Weise mit formalistischen oder ikonografischen Kategorien erfaßt werden kann wie Männerkunst in der etablierten Kunstgeschichte. Sie hofft, daß Frauen so die Eintrittskarte für die Kunstgeschichte erwerben können. Künstlerinnen sollen also in das gegenwärtige Kunstgeschichtsverständnis integriert werden: ihre Werke sollen unsere Vorstellung von Kunst, von Geschichte und den Methoden kunsthistorischer Forschung nicht verändern. Die Katalogaufmachung gestattet es den Autorinnen (Sutherland Harris and Nochlin, 1976), die individuellen Werke von Künstlerinnen zu besprechen. Zusätzlich zu den üblichen Methoden, Gemälde in Chronologien von Stilrichtungen und Strömungen einzuordnen, gibt es im Katalog Beispiele für die Tendenz, Geschichte zu modernisieren und intuitive Analogien zwischen Inhalt und Geschlecht herzustellen. Exemplarisch möchte ich dies am Gemälde »Der Antrag« (1631, Den Haag, Mauritshuis) der niederländischen Malerin Judith Leyster (1609-1660) vorführen. »Der Antrag« war in den Niederlanden des 16. und 17. Jahrhunderts ein übliches Motiv. Die Darstellungen betonten häufig etwas Prostituiertenhaftes in den weiblichen Figuren und enthielten oft eine ältere Frau als Kupplerin. Sutherland Harris stellt diese »rauen und vulgären« Bearbeitungen des Themas Leysters Gemälde gegenüber, das —

wie sie behauptet — insofern ungewöhnlich ist, als die dargestellte Figur die Werbung nicht provoziert und im Begriff steht, sie abzulehnen:

»Die hier abgebildete Frau ist keine Hure. Sie ist eine Hausfrau, die sich mit Hausarbeit beschäftigt. Die Konzentration auf ihr Nähzeug und wie sie versucht, den Mann zu ignorieren, der ihren Arm berührt und ihr eine Handvoll Münzen hinhält, wird das Mitgefühl jeder Frau erhalten, die selbst ähnlich von einem Mann bedrängt worden ist, der sich stur weigerte anzuerkennen, daß seine Aufmerksamkeiten unerwünscht sind. (...) Leysters 'Antrag' ist eine einzigartig persönliche Interpretation mit feministischen Assoziationen.« (Sutherland Harris, 1976, 140)

Sutherland Harris hebt Leysters Bild hervor, indem sie an gemeinsame Erfahrungen von Frauen appelliert, an ein gemeinsames Geschlechterbewußtsein. Dies erreicht sie mit einem widersprüchlichen Verfahren. Einerseits setzt sie das Bild in einen kunsthistorischen Kontext und vergleicht es ikonografisch mit anderen Beispielen dieses Genres der niederländischen Malerei im 17. Jahrhundert. Andererseits jedoch verschiebt sie es in eine überhistorische Kategorie, in eine Sehweise vom Frauenstandpunkt. Sie vermutet ein gemeinsames Bewußtsein von Frauen, unabhängig von Unterschieden nach Klasse, Nationalität und historischer Epoche. Diese überhistorische Einheit entsteht nicht etwa aus einer argumentativ abgesicherten Lesart des Gemäldes oder aus einer Argumentation für die letzte Bestimmtheit von Kunstproduktion und -rezeption durch Geschlechtszugehörigkeit, sondern allein auf Grund ihrer eigenen modernen feministischen Projektionen in das Bild. Ein Anstrich von Kunstgeschichtlichkeit zusammen mit einem Schuß ad-feminam-Appeal verdeckt dabei eine subtile Form von Un-Geschichtlichkeit.

Natürlich müssen wir fragen, warum Leyster das Thema auf ihre Weise gestaltet hat. Die Antwort kann jedoch nicht in einem überhistorischen Frauenbild zu finden sein. Statt dessen müssen wir uns genauer ansehen, wie Leyster sich mit historisch spezifischen Materialien und Diskussionen auseinandergesetzt oder sie transformiert hat. Auf Grund meiner beschränkten Kenntnisse der niederländischen Kunst des 17. Jahrhunderts kann ich hier lediglich zwei mögliche Untersuchungsfragen aufwerfen. Interessant sein könnte die Beziehung zwischen dieser Art häuslicher Darstellung von Werbung (bzw. Belästigung) und den Debatten über den Status und die Rolle der Frau in den sich verbreitenden protestantischen Sekten — wie z.B. der egalitären Labadisten, denen Maria Sibylla Merian (1657-1717) und ihre Töchter später angehörten — und in den bürgerlichen Ideologien des 17. Jahrhunderts über Häuslichkeit und unbezahlte weibliche Hausarbeit. Darüber hinaus haben jüngere Forschungen die realistischen Interpretationen der holländischen Genre-Malerei in Frage gestellt und statt dessen argumentiert, daß viele Darstellungen scheinbar gewöhnlichen häuslichen Lebens als Allegorien interpretiert werden müssen, und zwar als politische Allegorien, als Teil des erbitterten Kampfes, den verschiedene Fraktionen in Holland um die Fortführung bzw. Beendigung des Befreiungskrieges gegen Spanien führten. Im Symbolismus auf Münzen, politischen Veröffentlichungen und Flugschriften der damaligen Zeit ist festgestellt worden, daß Amsterdam als Hausfrau symbolisiert wurde, die sich — weiß gekleidet — um den Haushalt sorgt und von den Versprechungen des Handelsgolds nicht verführen läßt. Ich habe diese beiden möglichen Untersuchungsrichtungen angedeutet, um darauf

hinzuweisen, welch schlechten Dienst wir Künstlerinnen erweisen, wenn wir sie nicht als gesellschaftliche und politische Subjekte anerkennen. Neben dem konkreten Geschlechterkonflikt, in dem sie sich engagiert haben mögen, waren die Frauen häufig in zeitgenössische Klassenkämpfe und ideologische Auseinandersetzungen verwickelt. Wir müssen immer daran denken, daß auch die Sexualität eine Geschichte hat — wie die Familie und andere Institutionen, die Identitäten von Weiblichkeit und Männlichkeit hervorbrachten. Alles, was eine Geschichte hat, unterschied sich in der Vergangenheit erheblich von heutigen Vorstellungen. (...)

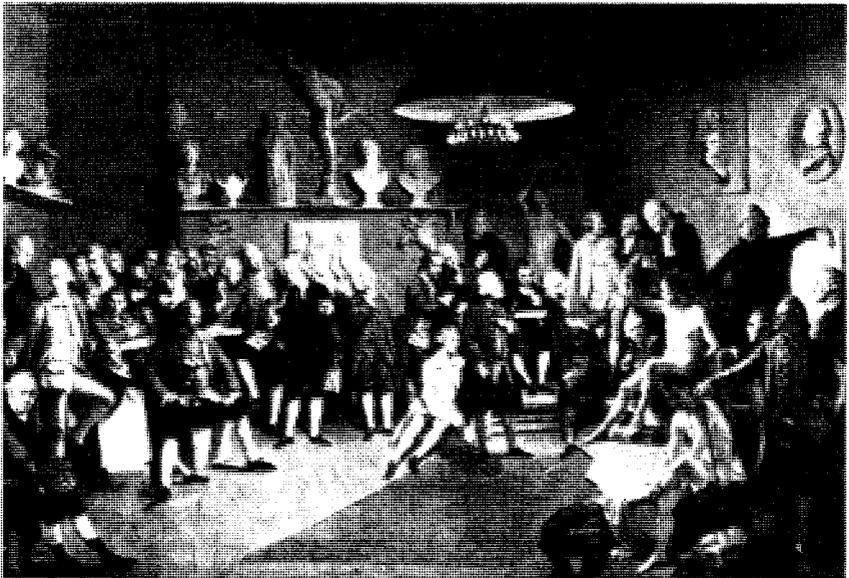
### **Künstlerakademien: Nackte Macht**

Feministische Kunsthistorikerinnen haben Art und Folgen der Zwänge mißverstanden, die den Künstlerinnen in den Blütezeiten der Akademien, im 18. und 19. Jahrhundert, auferlegt waren. Der beschränkte Zugang zur akademischen künstlerischen Ausbildung wurde als das Haupthindernis dargestellt, als die Form der Diskriminierung, die Frauen hinderte, an allen Genres der Kunst teilzunehmen. Zugegeben, die Tatsache, daß Frauen aus den Klassen ausgeschlossen wurden, in denen am lebenden Modell gelernt wurde, hinderte sie daran, offiziell die menschliche Anatomie zu studieren. Dreihundert Jahre lang, von der Renaissance bis zum späten 19. Jahrhundert, war der Akt die Grundlage für das, was als hohe Kunst anerkannt wurde. Die akademischen Theorien nannten diese Kunst Historienmalerei und bewerteten sie als den Gipfel künstlerischer Leistung. Die einfache Tatsache, daß Frauen gehindert wurden, den nackten Körper zu studieren, zwang sie, ausschließlich im Genre des Stillebens, der Portrait- und Landschaftsmalerei zu arbeiten. Diese Kunstgattungen hatten weniger Prestige, und es wurde angenommen, daß sie weniger Fähigkeiten oder Intellekt erfordern. Daraus wurde abgeleitet, Künstler, die sich auf diese »niederen« Genres spezialisierten, besäßen selbst weniger Talent. Aber in Fällen, in denen sie von Männern praktiziert wurden (z.B. Joshua Reynolds 1723-92 oder Chardin 1699-1779), wurden deren Fähigkeiten als Künstler niemals in Frage gestellt. Vom Standpunkt, von dem aus Frauen damals und seitdem beurteilt wurden, erschien ihre Konzentration auf diese Gebiete stets als Zeichen ihrer Minderwertigkeit. Nehmen wir zum Beispiel den Kommentar von M. H. Grant:

»Blumen zu malen erfordert weder einen geistigen noch einen spirituellen Genius, sondern nur den Genius der Mühsal und höchste handwerkliche Fertigkeiten. (...) In den gesamten dreihundert Jahren dieser Produktion bis 1880 gibt es weniger als 700, die sich dieser Tätigkeit gewidmet haben. (...) Nur sehr wenigen Künstlern gebührt höchste oder wenigstens hohe Anerkennung. Mehr als zweihundert davon sind aus dem achtzehnten und neunzehnten Jahrhundert und mindestens die Hälfte sind Frauen.« (1952, 21)

Wir können hier wieder eine Diskursstrategie ausmachen, mit der zwischen guter und schlechter Kunst unterschieden wird in bezug auf Männer und Frauen. Es war für Frauen sicher unangenehm und ärgerlich, von der Ausbildung ausgeschlossen zu sein, die notwendig war, um Historienmalerin zu werden — was natürlich nicht alle Frauen daran hinderte, auf diesem Gebiet zu arbeiten. Wichtiger war aber, daß dies als strategisches Mittel fungierte, mit dem das akade-

mische Establishment zwischen den Sphären weiblicher und männlicher Aktivitäten unterscheiden konnte. Diese institutionell konstruierte Trennung wurde dann als Beweis für angeborene unterschiedliche Begabung präsentiert. Die Akademien leisteten aktiv Widerstand gegen die volle Beteiligung der Frauen an der künstlerischen Produktion, indem sie verhinderten, daß diese den nackten Körper studierten. Aber das hatte eine viel weiterreichende Bedeutung. Frauen konnten sich schon inoffiziell ein nacktes Modell mieten oder ihren Mann oder Freund dazu bringen zu posieren. Aber es wurde nicht offiziell anerkannt, daß Frauen an der Produktion größerer historischer Bilder beteiligt waren, und das bedeutete, daß sie nicht wirkungsvoll zu dem beitragen konnten, was diese historischen Gemälde darstellten. Die Männer der Akademie bestimmten allein, welche Vorstellungen auf diesem ideologisch bedeutsamen Gebiet höherer Kulturproduktion hergestellt wurden. Die Kontrolle des Zugangs zum Akt war ein Instrument der Machtausübung, mit dem darüber bestimmt wurde, welche Bedeutungen von einer Kunst produziert wurden, die auf einem Ideal des menschlichen Körpers basierte. Der offizielle Ausschluß der Frauen vom Aktstudium sicherte ab, daß Frauen keine Mittel hatten, die Sprache der höheren Kunst zu bestimmen oder ihre eigenen Bilder der Welt zu schaffen, um auf diese Weise der Hegemonie der herrschenden Klasse oder des herrschenden Geschlechts Widerstand zu leisten. Gleichzeitig kann man eine andere Entwicklung im späten 18. Jahrhundert verfolgen, die eine noch rigidere geschlechtsspezifische Arbeitsteilung in der Kunst hervorbrachte. Das Gruppenportrait der Mitglieder der Britischen Königlichen Akademie von Johann Zoffany (1772) bildet die versammelte



Johann Zoffany: Die Mitglieder der Königlichen Akademie (1772). London, Royal Collection

Gesellschaft von Künstlern als Gentlemen und als Wissenschaftler ab. Sie befinden sich im Aktsaal, umringt von Exemplaren klassischer Kunst und in Gesellschaft eines Aktmodells, das eine heroische Pose einnimmt. Sie sind dort, um ihre Kunst und ihre Ideale zu diskutieren. Das offizielle Portrait erfüllt alle Anforderungen eines Dokuments wie einer Idealisierung: Wir können alle, die dort sitzen, auf Grund der gekonnten Wiedergabe der Gesichter identifizieren. Es ist eine Abbildung der königlichen Akademiemitglieder, aber das Gemälde handelt vom Ideal des akademischen Künstlers. Es handelt vom Begriff der Person des Künstlers im achtzehnten Jahrhundert und davon, wie die Kunst betrieben und praktiziert werden sollte: wissenschaftlich, vernunftbezogen und von Männern.

Es gab zu der Zeit zwei weibliche Akademiemitglieder: Angelika Kauffmann (1741-1807) und Mary Moser (1744-1819). Diese zwei Frauen sind ebenfalls in Zoffanys Gemälde, aber nur als kleine Gesichtsporraits an der Wand. Im Interesse der historischen Genauigkeit durften sie nicht aus dem Gruppenportrait ausgeschlossen werden, aber im Interesse der Männer — ein Interesse, das sich als Anständigkeit und Schicklichkeit maskiert — durfte es nicht so aussehen, als hätten sie Zugang zum Akt. Sie sind daher auch auf einer anderen Ebene ausgeschlossen — aus der Vorstellung vom Künstler. Als Gemälde an der Wand, weniger sorgfältig behandelt als ihre männlichen Kollegen, kann man sie leicht für einen Teil des Ateliermobiliars halten. Sie werden zum Material, das die Männer diskutieren und benutzen können wie die klassischen Statuen um sie herum. Die Frau wird so als Objekt der Kunst dargestellt, anstatt als Produzentin. Und in der Tat, eine genauere Untersuchung anderer, geschriebener Texte, in denen die Künstlerinnen jener Zeit vorkommen, enthüllt einen Diskurs über Künstlerinnen, der sie nicht als die Verkörperung von Vernunft und Wissenschaft erscheinen läßt, sondern als eine schöne Erscheinung, sexuell begehrenswert, eine künstlerische Inspiration — eine Muse. Angesichts der Handlungsbedingungen von Frauen im späten achtzehnten Jahrhundert wäre die Behauptung gar zu vereinfachend, sie seien ausgeschlossen oder diskriminiert worden. Es liegt vielmehr auf der Hand, daß Unterschiede aktiv konstruiert wurden: Unterschiedliche Bereiche für die Arbeit von Frauen und Männern, unterschiedliche Identitäten für den Künstler, der ein Mann war — »der Künstler« — und für die Künstlerin, die eine Frau war — »der weibliche Künstler«. Die Kategorie des weiblichen Künstlers wurde eingeführt und mit der wachsenden männlichen Hegemonie in institutionellen Praxen und gar in der Sprache selbst ein geschlechtsspezifischer Kunstdiskurs geschaffen.

### **Die Niederlage in der Revolution: Die bürgerliche Ordnung der Dinge**

»Schließlich wird keine Biographie ihr gerecht, die nicht den historischen Kontext ihres Werdegangs berücksichtigt: Eine sich schrittweise zersetzende aristokratische Gesellschaft, deren glühende Verfegerin sie war und für die ihr Werk, sowohl das geschriebene als auch das gemalte, ein unvergleichliches Zeugnis ablegt.« (Sutherland Harris 1976, 192)

Elisabeth Vigée-Lebrun (1775-1842), von der hier die Rede ist, ist mein letztes Beispiel. Die zitierte Passage verdeutlicht die Fallen, in die man geraten kann, wenn man Geschichte als reinen Hintergrund behandelt und Kunst als soziales Dokument. Es ist natürlich notwendig, Vigée-Lebrun als die historisch interessante Figur zu behandeln, die sie war, anstatt ihre Arbeit als sentimental oder als

kitschig süß abzutun, wie das in vielen Kunstgeschichten getan wird, sofern sie sich überhaupt herablassen, sie zu erwähnen. Aber ihre Beziehung zu den Ereignissen von 1790 ist keineswegs so klar und einfach.

Vigée-Lebrun wurde von Marie Antoinette beauftragt, für sie Portraits zu malen. Auf Grund dieser königlichen Verbindung waren vieler ihrer Auftraggeber Mitglieder des aristokratischen Kreises am Hof. In den gewalttätigen Kämpfen, die die Revolution von 1789 begleiteten, wurden diese Klasse und der Geschmack, für den sie ihre Künstler/innen bezahlte, vorübergehend erschüttert. Vigée-Lebruns Flucht aus Frankreich am Vorabend der Revolution von 1789 zeigt nicht so sehr ihre politische Loyalität als vielmehr ihre Angst darum, was aus ihren beruflichen und finanziellen Verbindungen zum Hof von Marie Antoinette werden würde. Nach den ersten Aufständen unterzeichneten Künstler und Freunde in Frankreich eine Petition, in der darum gebeten wurde, ihren Namen von der Liste der geächteten Emigranten zu streichen. Dennoch blieb sie (seit 1802 freiwillig) im Exil. Anhand des Lebenslaufs von Vigée-Lebrun lassen sich wichtige Fragen über das Verhältnis der Künstler zu gesellschaftlichen Veränderungen stellen. Denn Künstler/innen reproduzieren die herrschende Ideologie nicht passiv; sie wirken an ihrer Konstruktion und Veränderung mit. Künstler/innen arbeiten im Rahmen von Ideologien, aber auch *an* ihnen. Vigée-Lebruns Tätigkeit als Künstlerin wurde durch die widerstreitenden Ideologien geformt, die in einer Periode radikaler gesellschaftlicher Umwälzungen entstanden. Nicht nur die politischen Machtstrukturen der Gesellschaft änderten sich dramatisch; noch wichtiger war die Transformation der Frauenrolle innerhalb der neuen Klassenformation. Vigée-Lebrun malte viele Selbstportraits und viele Portraits ihrer Malerkollegen. Ein Vergleich mit ihrem *Selbstportrait* (London, National Gallery) und ihrem Portrait von *Hubert Robert* (Louvre, 1788) ist lehrreich: Sie trägt ein seidenes Kleid und einen Hut mit Blumen, die zu der Farbkomposition auf ihrer unbenutzten und dekorativen Palette passen. In ihrem Portrait von Hubert Robert nimmt sie das romantische Ideal des Künstlers vorweg: Lässig gekleidet wie ein Arbeitender, die Falten in seiner Jacke stören ihn ebensowenig wie der achtlos gebundene Knoten seiner Krawatte. Das Bild zeigt nicht die einstudierte sorgfältige Lässigkeit der Hausportraits »der Philosophen« aus dem achtzehnten Jahrhundert. Für solch ein Portrait saß zum Beispiel Diderot, ohne Perücke, in einen bequemen Hausmantel gehüllt. Aber auch der respekttheisende Formalismus öffentlicher Kleidung wird nicht zur Schau gestellt. Robert schaut nicht den Betrachter an, sondern blickt auf einen unsichtbaren Punkt wirklicher oder eingebildeter Inspiration. Seine Palette und seine benutzten Pinsel hält er mit ruhigem Selbstbewußtsein. Der Künstler wird als Außenseiter dargestellt: Bei der Arbeit und privat schöpft er aus sich selbst, ist in sich selbst vertieft, seine Kleidung ist funktional für die Arbeit und dient seiner Bequemlichkeit, sein Verhalten wird durch die Erfordernisse der künstlerischen Kreativität bestimmt.

Im Selbstbildnis Vigée-Lebruns sind völlig andere Bedeutungselemente angeordnet. Sie trägt ein modisches Gesellschaftskleid, das fürs Ausgehen bestimmt ist. Ihre Frisur und ihr Schmuck sind sorgfältig arrangiert. Sie ergeben das Bild einer schönen Frau, ein Ineinandergreifen von Schönheit und Weiblichkeit, ein-

gefangen in Kleidung, Haar, Teint, Stoff und dem sorgfältig organisierten Zusammenspiel von Künstlichkeit und Natur. Darüber hinaus schaut sie uns an, nicht, um ihren Blick dem unsrigen gegenüber zu behaupten, sondern eher, um uns einzuladen, sie anzuschauen. Vom Schatten ihres Hutes bis zur Geste der willkommen heißenden Hand fügt sich alles zusammen, uns zu zeigen, daß sie für uns existiert; sie präsentiert sich selbst als Schauspiel für uns. In dem Abgrund, der die beiden Bilder von Künstler und Künstlerin voneinander trennt, liegt das, was sich in der bürgerlichen Gesellschaft zum unüberwindbaren Gegensatz zwischen dem Begriff des Künstlers und dem Begriff der Frau entwickeln sollte.

In einem faszinierenden Artikel über die Genre-Malerei des späten achtzehnten Jahrhunderts (1973) hat Carol Duncan die Entstehung einer neuen moralischen, gefühlsbeladenen Darstellung des Familienlebens verzeichnet. Häuslichkeit und die Beziehung zwischen Eltern und Kindern wurden nicht nur als angenehm, sondern als wahre Wonne vorgeführt. Den Grund für die neue Art, Mütter, Kinder und Familie zu behandeln, sieht sie in der Entwicklung der neuen bürgerlichen Institutionen Familie und Kindheit, die die Vorstellung des Ancien Regime, das die Familie als Dynastie sah, ersetzten durch eine gefühlsmäßige Bindung zwischen Eltern und Kindern in der Kleinfamilie. Die klar unterschiedene Rolle von Vater und Mutter, die nachdrückliche Belohnung emotionaler Bindungen zwischen den Mitgliedern dieser sozialen Einheit waren konstituierende Elemente der damaligen progressiven bürgerlichen Ideologie. Eine der auffälligsten Neuheiten war der Kult der glücklichen Mutter, der Frau, die durch das Gebären und Aufziehen von Kindern Erfüllung findet. Wie sehr dieses Beharren auf Familie und Mutterschaft auch kennzeichnend war für die entstehenden Ideen des Bürgertums, so war es doch nicht auf diese Klasse beschränkt und nicht nur in der Genre-Malerei gefeiert, die sich mit dem häuslichen Leben beschäftigt, das mit ihrer Kundschaft assoziiert wurde. Schauen wir uns zum Beispiel das Bild an, das Elisabeth Vigée-Lebrun von Marie Antoinette und ihren Kindern gemalt hat (1787, Versailles). Das Portrait der Königin zeigt sie mit einem lebhaften Kleinkind auf dem Knie, eine Tochter lehnt sich liebevoll an sie und der Thronerbe spielt mit der Kinderwiege. In einem anderen Selbstportrait, 1789 gemalt, präsentiert Vigée-Lebrun sich und ihre Tochter.

Das Portrait artikuliert die ideologische Verschiebung. Das Neuartige des Bildes liegt darin, daß es eine säkularisierte Verschiebung des Madonnenbildes mit dem männlichen Kind durch ein zweifach weibliches Portrait ist — Mutter und Tochter. In dieser Selbstdarstellung betont die Künstlerin das zeitgenössische Frauenbild auf zweifache Weise: Teilweise verschleiert, zartgliedrig und schön, »natürlich« gekämmt, läßt sie sich auch auf die Position einer Mutter ein — einer liebenden Mutter. In dieser eher auf die Mutterrolle als auf den Beruf verweisenden Darstellung ist der bürgerliche Frauenbegriff schon vorweggenommen: »Der Platz der Frau ist im Hause — Du wirst keine Künstlerin, Du wirst Kinder haben.« Darüber hinaus verbindet das Bild die Frauen zu einer zirkulären Umarmung. Das Kind ist die kleinere Version der erwachsenen Frau. Die Mutter findet Erfüllung durch das Kind; das Kind wird in eine zukünftige Rolle hineinwachsen, die mit der ihrer Mutter identisch ist. Die kompositori-



*Elisabeth Vigée-Lebrun: Porträt der Künstlerin und ihrer Tochter (1789). Paris, Louvre*

schen Mittel schreiben in das Bild den geschlossenen Lebenszyklus der Frauen ein, wie er nach der Revolution Wirklichkeit wurde. Mit der Festigung der patriarchalen Bourgeoisie als herrschender Klasse im 19. Jahrhundert wurden die Frauen zunehmend in die Familie eingeschlossen. Die Kategorie Frau wurde auf diese Familienpositionen begrenzt, und wenn Frauen hinaus gingen und anders lebten und arbeiteten, wurden sie als unnatürlich, unweiblich und asexuell behandelt und bestraft. Weiblichkeit war ausschließlich häuslich und mütterlich. Gleichzeitig entwickelte sich das bürgerliche Bild vom Künstler. Es verknüpfte die kreative Person mit allem, was anti-häuslich war, sei es das romantische Ideal des Außenseiters im Bündnis mit der edlen Natur, sei es der Bohemien, der sozial entfremdete Ausgestoßene, freiheitsliebend und voller sexueller Energie. Da die bürgerliche Weiblichkeit in rigide vorgeschriebenen Rollenzwängen gelebt werden mußte — Frauen waren für Reproduktion und Unterstützung zuständig —, wurde ein tiefgreifender Gegensatz zwischen der ideologischen Identität des Künstlers und derjenigen der Frau aufgebaut.

Der kategorische Identitätsunterschied zwischen den Begriffen vom Künstler und von der Frau wurde also bei der Herausbildung der bürgerlichen Ordnung historisch produziert. In vielerlei Hinsicht war die Bürgerliche Revolution für die Frauen eine Niederlage, und die spezifische Form von Macht und Herrschaft, gegen die wir Frauen uns heute behaupten müssen, hat diese Revolution hervorgebracht. Wir müssen die Geschichte ihrer Konsolidierung, d.h. also die bürgerlichen Verhältnisse und ihre herrschenden ideologischen Formen, analy-

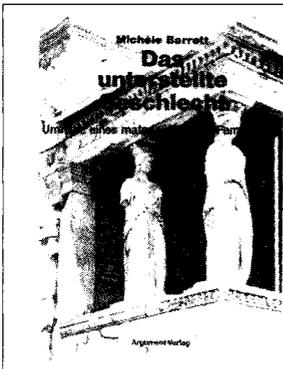
sieren und umstürzen. In der Kunstgeschichte ist das Verhältnis zwischen Marxismus und Feminismus also keine »Ehe« (vgl. Hartman) und auch kein Zusammenflecken. Vielmehr müssen wir einen Raubzug durch den Marxismus antreten, seine Erklärungsinstrumente erbeuten, seine Theorie der bürgerlichen Gesellschaft und bürgerlicher Ideologien uns aneignen, damit wir die spezifische Ausprägung der bürgerlichen Weiblichkeit und die Formen bürgerlicher Mystifizierungen bestimmen können, die die Wirklichkeit gesellschaftlicher und geschlechtlicher Antagonismen verbergen: Sie entziehen uns Macht, indem sie unsere Stimme und unsere Phantasie leugnen.

## Anmerkungen

- 1 Zitiert in G. Wall 1978, vii. Für eine ausführlichere Erörterung siehe Pollock 1980.
- 2 Zitiert in Octave Uzanne, *The Modern Parisienne*, 1912.

## Literaturverzeichnis

- Duncan, Carol, 1973: *Happy Mothers and other new Ideas in French Art*. In: *Art Bulletin*, December 1973
- Gabhart, A. und E. Broun, 1972: *Old Mistresses: Women Artists of the Past*. In: *Walters Art Gallery Bulletin*, Vol. 24, Nr. 7
- Grant, H. M., 1952: *Flower Painting Through Four Centuries*.
- Greer, Germaine, 1980: *Das unterdrückte Talent. Die Rolle der Frauen in der bildenden Kunst*. West-Berlin/Frankfurt/Wien
- Hartman, Heidi, 1979: *The unhappy marriage of Marxism and Feminism*. In: *Capital and Class*, Nr. 8
- Pollock, Griselda, 1980: *Artists, Media and Mythologies*. In: *Screen*, Vol. 21, Nr. 3: 57-96
- Pollock, Griselda and Roszika Parker, 1981: *Old Mistresses, Women, Art and Ideology*. London and Henley
- Sutherland Harris, A. and L. Nochlin, 1976: *Women Artists 1550-1950*. New York
- Wall, G., 1978: *Translator's Preface*. In: *Pierre Macherey, A Theory of Literary Production*. London



### Michèle Barrett

#### **Das unterstellte Geschlecht — Umriss eines materialistischen Feminismus**

Frauen und Ideologie, Frauenunterdrückung und kapitalistische Produktionsweise, Männerherrschaft und Frauenknechtschaft: In diesem Rahmen erarbeitet M.Barrett Bausteine für einen marxistischen Feminismus. »... keine andere Veröffentlichung aus der englischen Frauenbewegung wäre geeigneter, die dortige Diskussion in Deutschland bekannt zu machen.« (Feministische Studien) 240 S., frz.Br., DM 24,-/Ln. DM 34,-

Walter Dirks

## Europa — solidarische Großregion oder technokratische Supermacht?\*

### 1. Großmacht Europa?

Die europäische Idee war einmal unschuldig — in der Zeit um den 1. Weltkrieg, als der große Pädagoge Friedrich Wilhelm Foerster im modernen Nationalstaat die gefährlichste Form der politischen Organisation erkannt hatte; denn im Nationalstaat beruhe die gewaltigste wirtschaftliche, militärische und organisatorische Macht aller Zeiten meist je auf einer irrationalen Basis: der Gemeinschaft der Sprache oder des Volkes. Es sei nicht so gut, so viel hochkonzentrierte Macht einer emotionalen Großgruppe anzuvertrauen. Relativ unschuldig war die Europa-Idee der ersten europäischen Bewegung des Grafen Coudenhove-Kalergi; unschuldig — einigermaßen — kann dann wieder die kurze Phase unserer Nachkriegsgeschichte gesehen werden, als junge Deutsche und Franzosen in Straßburg die Grenzzäune niederrissen. Diese schöne Wallung hörte auf, als Adenauer, de Gaulle und de Gasperi die Sache in ihre Hand nahmen. Sie proklamierten das »abendländische Europa«, das man nach Karl dem Großen, dem deutschen und französischen Nationalhelden, das »karolingische« nannte. Meine föderalistischen Freunde, vor allem Eugen Kogon, haben diese Anfänge in der Konzeption einer föderativen Union der europäischen Völker demokratisch differenziert. De Gaulle proklamierte als Endziel das Europa der Vaterländer: will sagen: der Nationalstaaten. Dadurch würden die Mißlichkeiten aller Staaten in Europa in das neue Europa übertragen. Jede der Provinzen Europas schmort im eigenen Fett, und die ganze Provinzialität ginge in das Europa der Vaterländer über. De Gaulle wollte dieses Europa bis zum Ural reichen lassen, ungestört durch die Tatsache, daß Sowjetrußland, die neue euro-asiatische Macht, dann sowohl um die eigene bitter erlebte und erarbeitete sozialistische Struktur gebracht worden wäre als auch um die Früchte des Großen Vaterländischen Verteidigungs-Krieges. Heute ist diese Konzeption in unserem Bereich lebendiger als je, in einer peinlich antikommunistischen Variante. Nun, die Technokraten und Bürokraten in Brüssel haben so finstere Gedanken nicht. Sie sind zum großen Teil braver, weil realistischer und auf den unmittelbaren Vorteil der angeschlossenen Staaten gerichtet. Sie sind so auf neue Weise gefährlich, denn sie wollen den Zustand, in dem die Gesellschaften dieser Staaten leben, den gemischten Zustand einer sozial gebremsten, aber kapitalistischen Gesellschaft mit ihrer fatalen Neigung zum autoritären Regiment durch die europäische Gemeinschaft geradezu zementieren.

Nicht alle Politiker der EG wollen die Supermacht Europa, die im Besitz der Atommacht gipfelt: heimlich träumen davon aber wohl viele, und einige sagen es auch oder deuten es an, die deutsche Bombe eingeschlossen. Die beiden gewichtigsten Partner der Bundesrepublik haben die Bombe ja bereits: sie sind auch deshalb nicht nur für die linken und für die pazifistischen Europäer ein besonders hartes Feld, sondern auch für die »Grünen«. Übrigens sollte uns Deutsche, gerade auch die »Grünen«, die Tatsache, daß unsere Nachbarn in Sachen der Friedenspolitik und des Umweltschutzes offenbar den Ernst der Lage noch nicht radikal genug verstanden haben, nicht dazu bringen, diesen Nachbarn erneut zu demonstrieren, am deutschen Wesen müsse die Welt genesen. Viel Energie, aber auch viel Takt ist nötig, um da weiterzukommen. Ein bißchen erholen von der Ar-

\* Vorgetragen beim Kongreß der GRÜNEN »Für ein anderes Europa« in Köln, 29. November 1986

beit, die uns in Frankreich und in England bevorsteht, werden wir uns in Italien, wo die Gesellschaft etwas offener für das Ziel zu sein scheint, aus dem Bündel der provinziellen Staaten Europas eine solidarische Region zu schaffen. Die »Grünen«, welche — mit anderen Humanisten — eine Atommacht Europa verhindern wollen, sollten, so meine ich, bald erkennen, daß das nicht in einer Negation der Europa-Idee am wirkungsvollsten geschehen könnte; sie sollten vielmehr der entstehenden Großmacht, der von den Reaktionsären geplanten Supermacht, eine eigenständige europäische Lösung entgegensetzen: unser anderes Europa. Übrigens wären in ihm die Regionen, auch die grenzüberschreitenden, besser aufgehoben als die Basken unter Madrid und Paris, als das Dreieckland am Oberrhein unter Paris, Bonn und Bern. Aber damit greife ich in den zweiten Teil meines Vortrags vor.

Ich möchte nur auf eine neue Variante dieser Gefahren hinweisen, auf ein neues Gespenst, das unter uns umgeht: auf die Parole »Mitteleuropa«. Sie war im 1. Weltkrieg erfunden worden, zum Teil als diskutabile regionale Lösung im Zeichen der damals neu etablierten und sofort mißbrauchten »Geopolitik«, zu einem anderen Teil aber als die immerhin bescheidenere Variante der deutschen Expansion. Statt auf die totale Hegemonie des Herrenvolkes über ganz Europa zu setzen, erdachte man sich um das problematische deutsch-ungarisch-slawische Österreich-Ungarn und um das mächtige Reich herum eine mitteleuropäische Zone. Deutschland sollte auf diese Weise mächtig sein zwischen der riesigen russischen Landmacht im Osten und dem als dekadent und allzu aufgeklärt geltenden europäischen Westen. Was die zu neuem Scheinleben erwachte Idee in der gegenwärtigen Stunde so gefährlich macht, ist — wie im Fall des Europa bis zum Ural — der Anspruch, zu dem erräumten Mitteleuropa im Osten die Tschechoslowakei zu rechnen. Es gilt da eine klare Grenze zu ziehen zwischen dem verständlichen Wunsch nach einem kulturellen Austausch zwischen — sagen wir einmal — Prag und Köln, einem Wunsch, der auch die Vorstellung einschließen mag, die Tschechen und die Polen würden, ohne in einen tödlichen Konflikt mit den Sowjetrussen hineinzugeraten, durch einen solchen Austausch mit uns zu produktiven, auf die Humanisierung des Ostblocks gerichteten Entwicklungen ermutigt werden. Aber da wäre der Gedanke an einen gesamteuropäischen Austausch — Prags also nicht nur mit Köln und München, sondern auch mit Paris, Rom, Madrid und London — sowohl produktiver als auch unschuldiger, weniger gefährlich. Ganz ohne Gefahren ist auch dieser Austausch nicht. Die an ihm beteiligt sind — ich kenne grüne Freunde, die sich da erfreulich engagieren —, müßten sehr aufpassen, daß sie sich nicht mit Oppositionellen vom Schlage Solschenizyns oder des Radio Freies Europa solidarisieren, sondern ausschließlich mit humanistischen Sozialisten, die zwar gegen die stalinistische Gewalt der Sowjetherrschaft opponieren, aber den Umsturz des sowjetischen Systems schon deshalb nicht erstreben, weil er ein neues Signal für den Dritten Weltkrieg wäre. Unsere Freunde im Osten sollten evolutionäre Sozialisten sein, wie sie seinerzeit im Namen eines Sozialismus mit menschlichem Antlitz den Prager Frühling herbeigeführt haben, gescheitert, aber nicht für alle Zeit. Ist also auch für eine gesamteuropäische Tendenz die Situation eines Gesprächs mit Freunden im Osten zwar fruchtbar, aber problematisch, am heikelsten wohl in Polen, so liegt die Sache im Fall Mitteleuropas anders. Ein mitteleuropäischer Austausch ist keineswegs fruchtbarer als der gesamteuropäische, dafür aber viel heikler. Unter anderem, weil zu Mitteleuropa ja sehr entschieden auch die DDR zählt. Ein verwirklichtes Mitteleuropa setzt die deutsche Wiedervereinigung voraus; für manche Anhänger der Idee mag das sogar der größte Vorteil sein, den sie erhoffen. Wer sie zur falschen Zeit proklamiert, bringt uns in Lebensgefahr: er heizt den Ost-West-Konflikt an.

Denn wenn wir so oder so oder ganz anders über die Zukunft Deutschlands und Europas einerseits, des europäischen Ostens andererseits nachdenken, dürfen wir eine ele-

mentare Gegebenheit nicht vergessen: die produktive Reihenfolge der zu erhoffenden Geschehnisse. Jede Änderung der Verhältnisse in Osteuropa, Ostdeutschland eingeschlossen, setzt als erstes die kräftige Entspannung des west-östlichen Weltkonfliktes voraus, den erreichten wirklichen Frieden zwischen den beiden Supermächten. Erst wenn dieser gesichert ist, sind friedliche Entwicklungen denkbar, die den Staaten und Völkern Osteuropas eine größere Selbständigkeit geben, Entwicklungen, in denen zunächst der kulturelle Austausch selbstverständlich würde, so daß man wieder von einer gesamteuropäischen Kultur wird sprechen können — mit größeren Möglichkeiten auch politischer gesamteuropäischer Strukturen. Erst wenn dieser Zustand verwirklicht sein sollte, kann in einer dritten Phase der eine Teil der sogenannten deutschen Frage, die Frage nach der Einheit, auch nur diskutiert werden. Fazit: Die Umkehrung der Reihenfolge ist lebensgefährlich.

Ob jene deutsche Einheit dann faktisch möglich, ob sie sinnvoll sein wird, ob wir sie dann überhaupt noch wollen und wollen dürfen, läßt sich heute überhaupt noch nicht voraussagen. Mindestens wird das Gewicht dieser Fragen durch die Relativierung aller Grenzen dann geringer sein als heute. Heute aber hat, was den anderen Teil der sogenannten deutschen Frage angeht, die Frage der deutschen Ostgrenzen, ihr jetziger Verlauf als Ergebnis des von Deutschen geplanten, geführten und verlorenen Krieges für uns ein Tabu zu sein. Die deutsch-polnische Grenze ist endgültig. Die Idee eines Mitteleuropa darf nicht im geringsten diese Grundtatsache unserer außenpolitischen Existenz in Frage stellen. Darum: Vorsicht, Mitteleuropa! Wir haben uns damit abzufinden, daß die besser organisierte solidarische Großregion, für die wir arbeiten müssen, für lange Zeit weder jenes Mitteleuropa noch das ganze Europa sein wird. Indem es Osteuropa nicht einschließen kann, wird es aus dem Westen des Kontinents *und* seiner Mitte bestehen; die aber kann man nicht mit dem verwechseln, was jene phantasievollen Zeitgenossen »Mitteleuropa« nennen.

## 2. Zur Gestalt eines anderen Europa

Vielleicht ist ihnen im Titel dieses Vortrags das Wort »Großregion« aufgefallen. Ich benutze es lieber als das Wort »Kontinent«, das mir zu geographisch fixiert zu sein scheint. Kontinente können Großregionen sein, sie müssen es aber nicht. Natürlich spielt sowohl die Geographie als auch die reiche europäische Geschichte mit, wenn wir Deutschen, Franzosen und Briten, die nördlichen Anrainer des Mittelmeers und die Skandinavier wie — vielleicht — die Türken sich zu Europa zusammenfinden wollen, aber der Ausdruck Großregion weist auf andere, neue oder neu zutage getretene Realitäten hin. So sind wir zum Beispiel die Region sehr vergleichbarer Produktionsverhältnisse — was die Marxisten noch nicht recht sehen wollen, die Sozialisten überhaupt, die allzu viele Jahrzehnte lang einerseits kräftig in der nationalen Kategorie, andererseits vollmundig in der Vorstellung der Internationale der Proletarier aller Länder gedacht haben. Bessere Ansätze für alle sozialistischen Lösungen als die Nationalstaaten einerseits und die gesamte Welt andererseits sind, gerade wegen der Verwandtschaft der Produktionsverhältnisse, Großregionen. Eine andere Definition der Großregion Europa ist die strategische: Alle Teile der Erde sind von amerikanischen oder von sowjetrussischen Atombomben bedroht, aber in einem speziellen Sinn gilt das vom Zielgebiet Europa, das breit und gewichtig die beiden Supermächte entschiedener voneinander trennt als der Pazifische Ozean; man hat dessen große Bedeutung für die beiden Mächte richtig erkannt, aber dieser Ozean besteht mehr aus Wasser als aus bewohntem Land, Europa dagegen wird von einem Dutzend Völker bewohnt. Auch indem die Europäer dies erkennen und daraus die Konsequenzen ziehen, fassen sie in spezifischer Motivation ihre Einheit ins Auge.

Die Kennzeichnung Großregion macht auch darauf aufmerksam, daß eine Struktur entstanden ist, die in unserer Sprache auch für andere Gebiete der Erde bedeutsam ist. Die USA mit Kanada bilden ebenso wie das eurasiatische Sowjetreich schon bestehende, als solche organisierte Großregionen, Nordamerika im Ansatz, das sowjetische Eurasien ganz und gar. Ob die lateinamerikanischen Staaten gut daran täten, sich als Großregion zu verstehen und zu organisieren, wage ich nicht zu beurteilen. Bestimmt gilt für Schwarzafrika, daß die Befreiung vom Kolonialismus erst vollendet sein wird, wenn die zum großen Teil sehr künstlichen Nachfolgestaaten anglophoner und frankophoner Vergangenheit aus eigener Kraft eine schwarzafrikanische Einheit geschaffen haben werden. »Das wird kaum möglich sein«, sagt der Kenner der Verhältnisse, »aber es *muß* geschehen, wenn es mit dem Kontinent gut gehen soll«, sagt der humanistische reale Utopist. Dasselbe gilt fast für die arabisch-israelische Großregion, die produktive Alternative sowohl zur Vision der großarabischen Nation wie zum gegenwärtigen Dauerkonflikt.

In Hinsicht auf die Großregionen und die Eine Welt ist eine Unterscheidung wichtig. Die Großregionen sind, wenn sie gelingen, durch sozusagen innenpolitische Strukturen bestimmt, durch eine Verfassung, durch Gesetze; sie sind strukturiert, reich strukturiert. Die Eine Welt dagegen ist nicht durch einen entsprechend ausgebauten Weltstaat in Ordnung zu bringen, sondern durch geordnete Beziehungen zwischen den Staaten, Imperien, und Großregionen: im wesentlichen durch Verträge. Das gilt generell und also auch für das Verhältnis der ersten westlichen und der zweiten östlichen Welt, des reichen Nordens also, zur dritten Welt, dem armen Süden. Und es ist ein zusätzliches Argument für ein starkes Europa, daß es den unterprivilegierten Völkern der dritten Welt wirksamere und qualifiziertere Partnerschaft und Hilfe zur Selbsthilfe wird anbieten können als heute die aggressiven Weltmächte, die zersplitterten Nationalstaaten und die UN. Vor allem Afrika wartet auf Europa.

Schon deshalb habe ich von einem »starken« Europa gesprochen, in dem Bewußtsein, zunächst mißverstanden zu werden. Wir denken nicht an eine Militärmacht, schon gar nicht an eine Atommacht, aber durch unseren Abscheu vor diesen gefährlichen exzessiven Möglichkeiten dürfen wir uns nicht verführen lassen, auf ein zu schwaches Europa zu setzen. Das andere Europa, das wir wollen, wird schon durch seine basidemokratische Struktur daran gehindert werden, die Muskeln spielen zu lassen. Was von der militärischen Macht gesagt wurde, gilt auch von einem Teil der wirtschaftlichen Macht, der uns allzu vertrauten kapitalistischen Macht, der Herrschaft über Menschen im Zwang der Gewinn-Maximierung. Stark wird Europa auf eine sozusagen natürliche Weise sein, in der Folge seiner Vereinigung selbst. Es wird ja nicht nur ein bedeutender innerer Markt entstehen, sondern ein bedeutendes Forum der Ideen und Empfindungen — mächtig als größere Wirklichkeit. Vor dieser Art von geistiger, seelischer, auch ökonomischer Mächtigkeit dürfen wir keine Angst haben: sie ist keineswegs der alleinige Sinn unserer Bemühungen um Europa, aber eine unentbehrliche Voraussetzung einer sinnvollen Existenz.

Wie könnte, wie sollte die große Region Europa aussehen? Ein Stichwort deutet schon im Titel meiner Ausführungen etwas davon an, und es ist sogar eine zentrale Aussage: Unser Europa ist als solidarische Großregion konzipiert. Das richtet sich kritisch gegen eine Reihe von unsolidarischen oder antisolidarischen Strukturen: gegen das kapitalistische, das technokratische, das nostalgische, gegen das elitäre, gegen das autokratische Europa. Schwerer als sich von diesen Fortsetzungen der nationalen Schwächen und Laster ins Größere der Großregion abzusetzen ist es, die positive Struktur unserer linken Utopie zu bezeichnen. Ich will es in einiger Kürze versuchen. Dabei muß ich eine Warnung vorausschicken: die Warnung vor der allzu sicheren Fixierung auf bestimmte Details unserer Zielvorstellung. Was am Ende, wenn es gut gegangen sein wird, konkret und eindeutig be-

schreibbar vorhanden sein, lebendig sein wird, das ist nicht vorauszusehen. Es ist zu sehr vom Ablauf des Prozesses und der Aktionen und Gegenaktionen bestimmt. Das andere Europa konkret ergibt sich im Prozeß und in der Aktion, mitbestimmt von der Auseinandersetzung mit gegenläufigen Entwicklungen und Reaktionen. Seit Marx könnten wir wissen und sollten selbst die Marxisten wissen, daß der geschichtliche Prozeß »dialektisch« verläuft. Populär ausgedrückt: Ich muß morgen, wenn ich aus dem Heute heraus Ziele entworfen und auf sie hin gehandelt habe, diese Ziele aus den Erfahrungen modifizieren, die ich im Feld des geschichtlichen Ganzen gemacht habe. Aber eben deshalb ist es notwendig, Grundprinzipien und Großziele klar zu erkennen und zu benennen.

Außenpolitisch wird unser Europa natürlich eine blockfreie Friedensmacht sein. Man hat immer wieder von einem »dritten Weg« sprechen können; doch wäre diese Großregion in der Mitte zwischen dem kapitalistischen Westen und dem sowjet-bolschewistischen Osten keineswegs eine Funktion dieser beiden Systeme, etwa als ihre Vermittlung, in der man das Gute aufgreift, wo man es findet, in Amerika und im Sowjetsystem, in einem historischen Kompromiß. Als die mittlere Position ergibt sich die europäische nicht aus der doppelten Abgrenzung, sondern umgekehrt aus einem originären politischen Willen; er stammt aus der europäischen Geistes- und Seelengeschichte und ist an den neuen Aufgaben orientiert, die sich aus den vier oder fünf Aspekten der tödlichen Weltkrise ergeben, an der Einsicht in unsere eigene Realität. Der »Eurozentrismus«, den man uns nachsagen wird, ist in der Reflexion über unsere *Aufgaben* begründet, die nun einmal *unsere* Aufgaben sind. Weil unser Kontinent es ist, der nicht nur durch den Kolonialismus, sondern in manch anderer Beziehung den Schaden angerichtet, den Zustand bewirkt hat, unter dem die ganze Erdkugel leidet, haben wir im Guten und im Bösen spezielle Erfahrungen, aber auch ein spezielles kritisches Bewußtsein unserer selbst, wie es sowohl in den USA wie in der Sowjetunion fehlt. Das ergibt besondere Chancen gegenüber der großen vielgestaltigen Dritten Welt, die sich gründlicher auf uns sollte verlassen können als auf die beiden aus Europa ausgewanderten Pioniermächte, die USA und das euro-asiatische Sowjetreich, die beide in je verschiedener Weise europäische Ideen überspitzt und pervertiert haben. Wir könnten z. B. zu den Entartungen des technischen Systems und zu einer Art von Rationalität, die frieren macht, sozusagen den Sokrates mitliefern, der überzeugend am Anfang aller Aufklärungen steht und ihnen die Selbstbegrenzung mitgegeben hat.

Was die Innenausstattung des europäischen Hauses betrifft, so komme ich persönlich nicht ohne die Vokabel »Sozialismus« aus. Der mißlichen Tatsache, daß wir keinen einzigen der bisher verwirklichten sozialistischen Versuche als vorbildlich anerkennen können, steht die Einsicht gegenüber, daß wir, die wir niemals neokonservativ über die große bürgerliche Revolution des 18. Jahrhunderts, über die bürgerliche Freiheit und die bürgerliche Aufklärung zurück ins Ständische und Autoritäre wollen, doch ebenso auf den Ertrag der zweiten Aufklärung angewiesen sind, der sozialistischen Arbeiterbewegung. Wenn wir uns nicht auf einen etablierten Sozialismus berufen können, so doch auf die Ansätze der Erneuerung, wie sie in der Praxisgruppe in Jugoslawien, im Eurokommunismus Italiens, im Prager Frühling und in der Charta 77 formuliert worden sind. Was die eigene Tradition betrifft, so sollten wir uns weder am Sozialdemokratismus festmachen noch an den deutschen kommunistischen Positionen stalinistischer oder maoistischer Art, sondern im Zeichen der großen Rosa Luxemburg die unheilvollen Spaltungen der Arbeiterbewegung von 1917, 1919 und 1930 bis 33 produktiv überwinden.

Der »Plan« wird eine Rolle spielen; dem Markt wird eine begrenzte Rolle zufallen: die wichtigsten sozialen Aufgaben zu lösen ist er außerstande. Der neue Name der Demokratie wird »Mitbestimmung« heißen, in einem sehr allgemeinen Sinne, eine breite Mitbestimmung in vielen Bereichen und auf vielen Stufen, zwischen einer radikalen Basis-

demokratie und einem entwickelten System von »Räten«, in denen zwischen der Basis und den Regierungen sach- und situationsgebundene Verantwortungen und Befugnisse ihren Ort haben. Zur Frage der Industriegesellschaft und ihrer Technik, deren grüne Beantwortung dem Kandidaten der SPD soviel Sorge zu machen scheint, gebe ich nur die Stichworte »nicht quantitatives, sondern qualitatives Wachstum« und »sanfte Technik«. Zur Jahrtausendwende sollten sich sowohl die Senioren der sozialistischen Bewegung, der Frauenbewegung, der Friedensbewegung als auch die der sozialistischen Arbeiterbewegung im anderen europäischen Haus wiederfinden, aber auch die radikal demokratischen Bürger, die den ursprünglichen Freiheitswillen der bürgerlichen Revolution nicht der entfesselten Wirtschaftsfreiheit geopfert haben, sondern dem Impuls der persönlichen Freiheit treugeblieben sind, den aufrechten Gang nicht aufgegeben haben. Aber damit bin ich — nach spärlichen Andeutungen über die allgemeinste Struktur des anderen Europas, wie ich sie mir vorzustellen wage — in den dritten Teil meiner Ausführungen geraten; wenn in ihnen von dem Prozeß gesprochen werden soll, der zum Ziel führen könnte, von den Aufgaben, die sich unterwegs stellen, dann muß ja auch von den Kräften die Rede sein, die dafür zur Verfügung stehen und mobilisiert werden können und müssen.

### 3. Europäisch werden

Denn wenn wir alle Europäer sind, so sind wir noch lange nicht alle europäisch. Es gab einmal eine schmale Schicht gebildeter Europäer, die so weit waren, in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts und im Anfang des unsrigen: Manche von ihnen, Großbürger, Adelige, waren es auf elitäre Weise, andere waren durch hohe Bildung europäisch geworden. Der internationale Jet-Set, der mit jener europäischen Bildungselite verglichen werden könnte, hält diesen Vergleich nicht aus. Um den 1. August 1914 verkündigte ein europäischer Engländer den Untergang dieses Anfangs: Er sprach den berühmten Satz: »In Europa gehen die Lichter aus ...« Durch den Entschluß zum europäischen Bürgerkrieg der vier europäischen Imperialismen zerstörte der Nationalismus jene Ansätze.

Es geht um das Europa der Basis, der Individuen, der Köpfe und der Herzen. Das ist einerseits eine Frage des einzelnen, andererseits die Frage vieler Kollektive. Die einzelnen sollen sich nicht mehr nur als Schwaben oder Westfalen, als Deutsche oder Italiener empfinden, sondern primär, nämlich in ihrer politischen Grundrichtung, als Europäer. Mir ist das in Rom und Paris schon früh geschehen, daß ich mein europäisches Herz entdeckte — und der leibliche Kontakt, der Austausch, die Reise gehört zu den Voraussetzungen des »Europäisch-Werdens«. Der organisierte Massentourismus dagegen ist leider in vielem wirkungslos, dann nämlich, wenn die produktive Neugier sich nur auf die reizvolle oder abstoßende Oberfläche richtet. Diese Art des Reisens kann sogar die wechselseitigen Vorurteile verstärken.

Von größerer Bedeutung ist die Mehrsprachigkeit, zunächst also die Zweisprachigkeit, die ja nicht nur das Tor zu *einer* »Fremdsprache« öffnet, sondern von vornherein die Enge der Einsprachigkeit sprengt, die Phantasie in vielen Richtungen anregt. Die kleinen Leute aus den unterprivilegierten Schichten müssen das Privileg der mehrsprachigen Mittel- und Oberschicht aufbrechen. Der Grund dazu muß in der Grundschule und in der Hauptschule gelegt werden. Aber ich frage mich, weshalb der deutsch-französische Jugendaustausch erstens so offiziell bleibt, zweitens seinen Schwerpunkt noch durchaus bei den höheren Schülern hat. Ich wundere mich, daß weder die Arbeiterparteien noch die Gewerkschaften einige Energie in die konkrete werktägliche Begegnung junger Arbeiter gesetzt haben: sie hätten als verschworene Internationalisten schon ein Jahrhundert lang die Zeit dafür haben müssen.

Wir Deutsche haben übrigens einen analogen Vorgang hinter uns: als aus den Vaterländern der Kleinstaaten das deutsche Vaterland entstand. Im 19. Jahrhundert waren die Arbeiter mit dabei, in der Tradition der wandernden Handwerker. Daß die Sprachgrenze dann zugleich die Grenze der Wanderungen geworden ist, ist eine der Ursachen des spezifischen, zwar nicht aggressiven, aber kräftigen Nationalismus der Arbeiterbewegung. 1914 wirkte sich aus, daß man sich nicht verstand, weil man sich — leiblich, mit Ohr und Mund — nicht hatte verstehen können. Obschon niemand alle europäischen Sprachen wird beherrschen können, gilt es in einer möglichst dreisprachigen Gesprächsgemeinschaft das größere Vaterland Europa zu erfahren. Dazu müssen nicht alle Millionen einzelne europäisch denken und fühlen, aber es müssen in allen wichtigen Bereichen mindestens qualifizierte Minderheiten und ihre Vordenker und Wortführer für diese Option eintreten. Ich gebrauche das Wort Vaterland in diesem Zusammenhang gern und bewußt, denn einmal verweist es uns darauf, daß nicht nur die deutschen Vorfahren unsere Väter genannt werden können, sondern auch die Vorfahren der nordgermanischen, romanischen und slawischen Völker Europas; sodann aber sollten wir uns nicht schämen, über der Analyse unserer Lage dem Entschluß zu Europa und der Arbeit für seine Realisierung die Empfindung hochzuhalten, die Emotion, das Herz. Europa ist ja das politische Gebilde, das helfen soll, auf der vielfältig gefährdeten Erdkugel unser Leben und unsere Menschlichkeit zu retten. Wir werden es ebenso leidenschaftlich wie nüchtern wollen.

Wir müssen entwickeln, was wir vorfinden. Wir finden aber bei uns andere geistige und seelische Grundstrukturen vor als die Bewohner anderer Großregionen. Ich will Ihnen keinen Abriss der europäischen Kulturgeschichte zumuten, sondern gleich eine These vortragen. Wie auch immer das europäische Haus ausgestattet sein wird: es muß drei historisch übermittelte Kräfte mobilisieren und fruchtbar machen: die Kraft der ersten Aufklärung von griechischen und römischen Zeiten an bis zur radikalliberalen und radikaldemokratischen Option einer Minderheit derer, die aus der bürgerlichen Freiheitstradition leben. Zweitens ist da die Kraft der zweiten, der proletarischen Aufklärung, der Arbeiterbewegung zu nennen, und zwar beider tief verfeindeter Flügel, der sozialdemokratischen und der kommunistischen Tradition, des marxistischen Kerns und anderer nicht marxistischer Sozialismen. Drittens sind wir angewiesen auf die verborgene Kraft des Christentums, und zwar sowohl auf die der volkskirchlichen Traditionen wie besonders der jesuanischen Erneuerungen in unserer Epoche. Die von diesen und von speziellen Motivationen bewegten Menschen sollen versuchen, einen Konsensus über die europäische Einiung zu entwickeln, also auch eine Sprache des Konsenses, in der jeder seine eigene Sprache auf die des Partners hin und auf das gemeinsame Werk hin entwickelt. Dieser Konsensus ist eine wichtige Voraussetzung der realen Utopie, die sich konkrete Ziele setzt.

Vor Ihnen, liebe Freunde, brauche ich nicht lange auszuführen, daß diese der Erneuerung fähigen historischen Kräfte heute durch neue ergänzt werden, die als Antworten auf bestimmte Herausforderungen der Gesellschaft vor der Jahrtausendwende sich gebildet haben, durch die Frauenbewegung, durch die Friedensbewegung, durch die grüne Bewegung. Angesichts der Trägheit jener historischen Kräfte und der Halsstarrigkeit der etablierten Mächte, die Parteien eingeschlossen, haben die neuen sozialen Bewegungen innovatorische Aufgaben; sie sind der Ort, an dem in den Köpfen und in den Herzen neue Einsichten, neue Empfindungen, neue Optionen, neue Entschlüsse sich bilden. Ist die Europa-Konzeption, die wir hier überlegen, im historischen Sinne »richtig«, ist dieser Ansatz fruchtbar, so kommt alles darauf an, daß sie auch von der innovatorischen, alternativen Bewegung angenommen wird, damit diese helfen, das Haus Europa einzurichten. Das kann und soll zunächst in unseren Köpfen und Herzen geschehen, aber es hat sehr reale Konsequenzen für die praktische Arbeit. Sie muß in weit höherem Maße die

Grenzen unseres provinziellen Nationalstaats überschreiten. Dabei dürfen wir darauf vertrauen, daß aus vergleichbaren Umständen und Herausforderungen anderswo vergleichbare Kräfte originär entstehen und wachsen werden. Wir, die wir aus den speziellen Nöten unserer letzten Vergangenheit und der Nachkriegszeit früher als andere aufgebrochen sind, können nur als erste Anreger und Auslöser nützlich sein — aber dieser Arbeit dürfen wir uns nun auch nicht entziehen. Entstehen bei unseren Nachbarn entsprechende Aufstände der Frauen, der Pazifisten, der Umweltschützer, so werden wir um die Verbindung aller mit allen bemüht sein müssen, eine Verbindung, für deren Strukturen wir seit einiger Zeit das Bild »Vernetzung« zur Verfügung haben. — Irgendwann, und es beginnt schon heute, werden wir im europäischen Geist die Sphäre der staatlichen Organisation, der Regierungen und Verwaltungen, der Parlamente, der Parteien ins Auge fassen. Das Europa, das uns vorschwebt, wird basisdemokratisch sein — das bedeutet, daß die Basis ihre demokratischen Impulse bis in jene Sphäre des nicht überbordenden, sondern maßvollen Regimentes hineinträgt. Die Partei der »Grünen« hat das ja begonnen. Inzwischen dürfen wir nicht übersehen, daß es zwischen der Basis und der Sphäre des Regiments eine Fülle von gesellschaftlichen Strukturen gibt, die gleichsam als Mittelbau zwischen oben und unten existieren. Besonders wichtig sind in dieser Beziehung in unserem Bereich die Kirchen und die Gewerkschaften. Soll unser Sozialkörper europäisch werden, dann müssen unter anderem die Kirchen und die Gewerkschaften beginnen, europäisch zu werden. Sie sind national und in ihren Internationalen organisiert; die europäische Dimension dagegen ist in ihnen bisher höchst ungenügend entwickelt. Es gibt, habe ich mir sagen lassen, Ansätze einer europäischen Organisation der evangelischen Kirchen, und es gibt potentiell, aber wenig aktiv, die europäische Bischofskonferenz—aber es gibt weder das, was man den europäischen Protestantismus nennen könnte, einen durcheuropäisierten Protestantismus, noch den europäischen Katholizismus. Gibt es eine spezifisch europäische Wissenschaft, eine entsprechende Wissenschaftsorganisation? Wie steht es mit der europäischen Kunst? Wie mit den Bauern? Wie mit der technischen Intelligenz, den technischen Berufen? Wie mit dem Sport? Die Dimensionen dieses breiten Mittelbaus der Gesellschaft, Dimensionen verschiedenster Art, sind für das Bewußtsein der einzelnen wichtige Instanzen; sie »bilden« die Menschen, die in ihnen arbeiten und leben. Jede einzelne dieser Strukturen des Mittelbaus muß die europäische Dimension entdecken und entwickeln, wenn die Bevölkerung der Länder Europas europäisch werden soll.

Eine aktuelle Bemerkung zum Schluß. Ich brauche nicht zu betonen, daß im Augenblick von allen vergleichbaren Elementen des gesellschaftlichen Systems der Bundesrepublik die »Grünen« an einer Realität besonders interessiert sind: an der deutschen Sozialdemokratie. Ich plädiere weder für noch gegen Koalitionen: Nicht die deutsche Innenpolitik ist mein Thema, sondern Europa. Das würde bedeuten, daß die Forderungen, welche die alternativen Bewegungen an die SPD zu richten haben, zum Beispiel was die Kernenergie und was die Sicherheitspolitik betrifft, auch auf die europäische Aufgabe bezogen werden müssen. Sind die Sozialdemokraten immun gegen die Verführung zur industriell fixierten technokratischen Großmacht Europa? Werden sie, wenn es in der allernächsten Zeit zu greifbaren Entscheidungen in der Frage der Abrüstung oder Aufrüstung, Entspannung oder Konfrontation kommen wird, bereit sein, mit Energie die europäische Karte auszuspielen? Wissen sie, daß da möglicherweise schon in nächster Zeit Entscheidungen fällig sind? Der Ausgang der Wahl in Hamburg hat die Wahlstrategie der Partei durcheinandergebracht: die große Koalition steht ins Haus. Es stellt sich die Frage, ob man der SPD noch zutrauen kann, in der Tagespolitik der gegenwärtigen Staatenwelt einen eigenen Weg einzuschlagen. Sollte sie dazu noch in der Lage sein: dieser Weg dürfte weder ein atlantischer noch ein nur deutscher sein, sondern ein europäischer. Ebendies wird auch in den neuen sozialen Bewegungen erkannt und gewollt werden.

## Interventionen

### Rüdiger Röver: Entdeckt das Argument das Subjekt?\*

Offensichtlich ist es nicht möglich, im *Argument* frei über Männer- resp. Frauengefühle zu diskutieren. Herrgott, der ein Thema anschneidet, das Männer und Frauen seit Urzeiten verängstigt, wird von Kornelia Hauser verhöhnt und bekämpft. Als ob Frauen nicht die gleichen Angst-, Ekel-, Eifersuchts- und Ohnmachtsgefühle nebst »Männernbildern« in Kopf und Bauch hatten, haben und haben werden, wenn die »Konkurrenz« auf dem Markt auftaucht!

Dabei fing alles so gut an: Der Herrgott kam und — nach 25 Jahren *Argument* — schrieb er in der *Ich*-Form! Dieses Novum und das große Interesse, das er in meinem Freundes- und Bekanntenkreis auslöste, erinnerte mich an die Wirkungen des letzten Wortkrieges im *Argument* vor zehn Jahren zu einem anderen Thema. Nicht zuletzt deshalb wäre ich begeistert, wenn das *Argument* die Diskussion fortführen würde, die endlich den Zugriff auf breitere Leserschichten ermöglichen würde, die nicht nur an »grauer« Theorie interessiert sind.

Nachdem K. Hauser in *Argument* 158 jegliche inhaltliche Beschäftigung mit Herrgotts Problemen zurückwies, behauptet die Frauenredaktion im Editorial des *Argument* 159 scheinheilig: »Eine produktive Unsicherheit über das jeweils 'andere' macht es vielleicht möglich, mit weniger Vorurteilen und Spekulationen tatsächlich etwas über *Geschlechterverhältnisse* erfahren und begreifen zu können«. »... vielleicht möglich ...« — und das nach der gehässigen und voller Lusthaß geschriebenen Replik von K. Hauser, deren Aggressionen sich offensichtlich darauf richten, daß der Herrgott seine pubertären Phantasien und Probleme ins Erwachsenendasein »herübergerettet« hat und es wagt, sie auch noch öffentlich zu problematisieren! Wodurch er uns alle daran erinnert, daß wir in diesem »Bereich« ebenso unsicher, pubertär oder patriarchalisch sind.

Interessant ist auch der Verarbeitungsversuch von Jan Rehmann in seinem »Nachdenken« über Herrgotts Ich-Schreibweise, die die theoretische Form des *Argument* revolutioniert. Herrgotts klar benannte Probleme werden von Rehmann auf knapp 5 Seiten mit sage und schreibe 300 Fremdwörtern wieder vernebelt; theoretische Zuordnungsversuche werden unternommen, Vermutungen geäußert und deutliche Gedanken und wirkliche Gefühle wieder verwässert. Auf der einen Seite werden von K. Hauser aggressiv und problemblind Gefühls- und Bewußtseinslagen gefordert, die — (Herr-)Gott sei's geklagt — in unserer derzeitigen Gesellschaftsordnung nicht praktisch existieren können, sondern höchstens vernunftmäßig erscheinen. Auf der anderen Seite werden von J. Rehmann hilflos Versuche unternommen, mit offensichtlich unbrauchbaren theoretischen Versuchen von Freud, Lacan etc., Herrgotts Probleme einzubinden und größtenteils in Theorierphrasen einzukleiden und damit wieder zu verstecken! Woher kommt die Unfähigkeit, sich ohne Wut oder theoretische Verblendung über Männer/Frauen-Probleme streiten zu können? Woher die Angst, konkrete Gefühle, Lüste und Ängste zu äußern?

Herrgott ist ehrlich, äußert ihn (und keineswegs nur ihn) schmerzende oder störende Probleme und Ängste — und wird bestraft. Als ob Probleme gelöst würden, indem man sie weglügt oder vor lauter Angst vor Kritik nicht zu äußern wagt! Lustvolle Sexualität *erscheint* in »unserer« Gesellschaft nur als Produkt der Pornoindustrie, serienmäßig fabriziert. Im Alltag herrscht der Mief der Angst und der Langeweile. Ich habe kaum

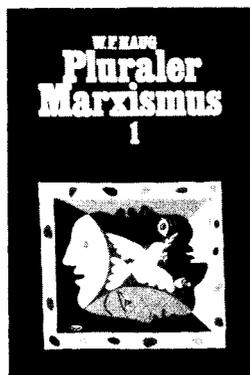
\* Zu: Gerhard Herrgott, Das Innerste ist das Äußerste, in *Argument* 157, 345-359. In *Argument* 158, 555-559 und 159, 706-711 erschienen bereits Diskussionsbeiträge von Kornelia Hauser und Jan Rehmann. Gerhard Herrgott antwortet im Anschluß an den Leserbrief von Rüdiger Röver.

Freunde/-innen, die ihre gegenseitige Lust aufeinander länger als drei Monate »hegen« können. Glaubt man den veröffentlichten Statistiken über das Sexualverhalten der Deutschen, kann nur der traurige Zustand der »toten Hose« festgestellt werden! Frustration, Unglück, Langeweile, Streit — soweit das Auge reicht! Warum sind wir alle so verbittert, so lustvoll-lustfeindlich? Ich glaube, es liegt daran, daß die Lust für die meisten Menschen im Kopf stattfindet — und genau dorthin gehört sie nicht! Warum haben Psycho-Sekten, Therapiechaos und Gefühlstrainingsvereine millionenschwere DM-Hochkonjunktur? Das Ergebnis ist klar: mit angestaubten Thesen und Theorien verstellt man sich den Blick für diejenigen Gefühlstatsachen, die Herrgott und viele andere betreffen und die — trotz oder wegen Freud? — nicht gelöst werden! Gegen Gefühle hilft keine Theorie!

Natürlich hatte ich gehofft, daß die Frauenredaktion bzw. eine ihrer Mitgliederinnen sich ebenso klar zu Ohnmachts- und Eifersuchtsphantasien äußert und eine Vermittlung möglich wäre. Aber die sog. feministische Reaktion war, die Erscheinungsweise von Männergefühlen bestimmen zu wollen und eine tieflangweilige theoretische Lust »analyse«, nämlich K. Hausers instrumentaler Moralismus. Ihre Arbeit bestand darin, durch die Beschränkung auf wenige Begriffe die Äußerung von Gefühlen heftig zurückzuweisen (Schreibverbot läßt grüßen!). Frage: Wie stellt sich die Frauenredaktion das Begreifen von Männerängsten vor, wenn sie verhindern will, sie zu äußern? Ebenso: Wie sollen Männer Frauenängste begreifen, wenn Frauen ihre Ohnmachts- und Angstgefühle nicht äußern? Auch solche Gefühle (oder gerade die), die noch nicht »wissenschaftlich« berdigt sind!

Das ganze Thema läßt es nicht zu, daß man in allgemeinen Begriffen darüber spricht, sondern jeder muß seine konkreten Erfahrungen äußern — und vielleicht erkennen wir uns dann doch gegenseitig als gar nicht so verschiedene Individuen. Bloß dürfen wir auf keinen Fall in »solidarischer Perspektive« miteinander sprechen, wie es J. Rehmann fordert, denn die Reaktion (s. K. Hauser) kennen wir schon. Die Begierden und Ängste müssen zunächst geäußert werden, ehe Theorien darüber schrittweise entwickelt werden können. Und wichtig ist auch, theoretische Absicherungsversuche zunächst zu unterlassen, da diese Probleme nicht von Marx und Freud »gelöst« oder erklärt werden.

Bringen wir den (Still-)Stand des derzeitigen Geschlechterk(r)ampfes in Bewegung. Beenden wir endlich den »wissenschaftlichen« Selbstbetrug und die Heuchelei. Die Vergewaltigung von Herrgotts Äußerungen durch die Frauenredaktion zeigt, daß das Thema Sexualität in Beziehungen nicht mehr von den *Argument*-Frauen, sondern von den Männern weitergetrieben werden muß — machen wir da weiter, wo Herrgott begonnen hat. Es lebe die praktische Potenz!



Wolfgang Fritz Haug

## Pluraler Marxismus

Beiträge zur politischen Kultur

»Ein Band, der für die geistige Situation der deutschen Linken kennzeichnend und wichtig ist.« *Peter Glotz*

Soeben erschienen: Band 2

Die Frage nach dem Ideologischen / Marx, Ethik und die ideologische Formbestimmtheit von Moral / Antisemitismus als Bewährungsprobe marxistischer Ideologietheorie / Marxismus und die drei Welten

300 Seiten, Ln. 32,- DM; br., 24,- DM

Gerhard Herrgott

## Reinheitsphantasien

Denn anders als die Rede vom Schönen,  
die keineswegs immer schön sei,  
sei die Rede vom Schmutzigen selber schon schmutzig.  
Sie rufe etwas in Erinnerung, wovon man nicht spricht,  
was sich nicht schickt und die Ohren beleidigt:  
daß man verletzlich ist und immer schon verletzt.  
(C. Enzensberger)

### 1.

In dem Punkt sind sie sich einig. Für Kornelia Hauser »verdopple« ich nur die »unterstellte theoretische Wirklichkeit« (557). Jan Rehmann vermutet, daß mich ein »psychoanalytischer Reduktionismus« (709) die ganze Zeit an der Nase herumgeführt hat. Beide sagen das gleiche: Du hast gar keine Erfahrung gemacht. Und warum nicht? Weil meine Erfahrung von Theorien dirigiert sei.

Rüdiger Röver ermuntert uns Männer, über Probleme, Begierden, Ängste, Gefühle auch dann zu sprechen, wenn das, was wir da wahrnehmen, nicht zu unseren geliebten Theorien paßt. Er verteidigt mich, weil ich von solcherlei Dingen geredet habe und greift Jan Rehmann an, weil der mit »offensichtlich unbrauchbaren theoretischen Versuchen von Freud, Lacan etc.« Herrgotts Probleme wieder verneble. Nun war aber gerade ich derjenige, der versucht hat, Herrgotts Probleme mit theoretischer Hilfe u.a. von Lacan zu entnebeln und in eine mitteilbare Erfahrung zu verwandeln, und Jan Rehmann hat mich dafür kritisiert.

In dem Punkt scheint einige Verwirrung zu bestehen. Was ist denn überhaupt eine Erfahrung?

### 2.

Wovon ich in *Argument* 157 berichtet habe. Ich werde jahrelang von »sexuellen« Eifersuchtsvorstellungen verfolgt. In einem therapeutischen Prozeß, der drei Jahre und drei Wochen dauert, stoße ich auf ein Rätsel: meine Suche nach traumatischen Kindheitserlebnissen, die diesen Zwang erklären könnten, *verändert ihn nicht*, endet leer. In dieser Leere aber entdecke ich durch eine methodische Anstrengung etwas anderes, was meiner Obsession zugrundeliegt: eine symbolische Struktur von einer bemerkenswerten Dummheit und Frauenfeindlichkeit, die sich als fixer Kern meiner Phantasien herauschälen läßt, und die zuerst die Frau auf ein Gefäß, die Vagina, reduziert, und dann ein Gesetz verhängt, das vorschreibt, die Reinheit dieses Gefäßes zu bewahren. Das Erschrecken darüber, daß ich in meinem intimsten Bereich einem archaischen Gesetz der Frauenunterdrückung folge und so funktioniere, wie dieses Gesetz es will, verwandelt sich in Wut gegen die anonyme Struktur, die mich gleichzeitig unterdrückt und zum Unterdrücker macht. Ich spreche in der (Volksuni-)Öffentlichkeit über diese Beobachtungen. In den Wochen danach registriere ich, daß die Obsession verschwindet.

Wo und wann habe ich nun eigentlich eine Erfahrung gemacht? In meinem Aufsatz habe ich diese Stelle so genau zu beschreiben versucht, wie es mir möglich war (wir werden gleich sehen, daß es eine prinzipielle Grenze der Genauigkeit hierfür gibt, eine Art Unschärferelation für Erfahrungen). Die methodische Suche, die ich *Exhaustion* genannt habe, bestand darin, den Raum meiner obsessiv aufgezwungenen Phantasien auszus schöpfen, um durch Variation der Elemente dieser Phantasien die Konstellation zu lokalisieren, die die quälenden Gefühle auslöste. Diese Gefühle (des Nicht-aushalten-Könnens, Verkrampfens, des mich-Auflösenden) ermöglichten das Exhaustionsverfahren, weil ich sie

nach dem Prinzip des Heiß-Kalt-Spiels als Wegweiser benutzen konnte, dorthin, wo es am meisten weh zu tun schien. Selbstverständlich wurde ich in dieser Suche von *gelebten Bildern* geführt: von der »Sexualität«, genau wie sie Jan Rehmann beschrieben hat (710), und von der Vorstellung, daß Eifersuchtsphantasien äußere Darstellungen eines inneren Mangels oder einer inneren Wunde seien.

Ausgerüstet mit diesem enormen Wissen kam ich bis zu dem Punkt, den ich als Ende der Exhaustion markiert habe: der Erkenntnis, daß meine Phantasien nach einer Logik funktionierten, die überhaupt nicht zu den mich leitenden Vorstellungen paßte: das Un-aushaltbare der Phantasien hing nicht daran, ob er oder sie in meinem Szenario »sexuelle Lust« irgendwelcher Art empfanden, es war abhängig einzig und allein davon, ob darin die Berührung einer beschmutzenden Substanz mit der reinzuhaltenden Vagina vorkam.

Sehen wir für einen Moment von dem symbolischen Inhalt ab, dann wird es möglich, den *Ort der Erfahrung* genauer zu bestimmen: er wird zugänglich, wo ein theoretisches Muster, ein Deutungsschema, wo etwas, was unsere Alltagswahrnehmungen strukturiert, zu scheitern droht. Dieses Scheitern ist kein aussagenlogisch rekonstruierbarer Vorgang. Das heißt aber nichts weiter, als daß kein logischer Zwang besteht, die alte Theorie aufzugeben und sich auf den Standpunkt dessen zu stellen, was diese Theorie in Frage stellt. Wenn wir sie jedoch in Frage stellen *wollen*, dann werden wir das nur tun können, indem wir die Elemente des *Widerspruchs* zur alten Theorie als neue Stützpunkte, als Ausgangspunkte für weiteres Fragen verwenden.

Ich habe soeben einige Grundgedanken eines avantgardistischen wissenschafts- und existenzphilosophischen Werkes referiert, auf das ich schon an der entsprechenden Stelle in meinem Aufsatz hingewiesen habe; ein Hinweis, nebenbei, der meine Kritiker doch hätte aufmerksam machen können, daß ich nicht von einer allzu naiven Vorstellung von Erfahrung ausgegangen bin.

Aber doch! Ich bin wohl von ihr ausgegangen. Nur bin ich nicht wieder bei ihr angekommen.

### 3.

An meinem Bericht in *Argument* 157 kann deutlich werden, daß eine *Erfahrung nichts Einfaches* ist. Sie besteht nicht im plötzlichen Umkippen einer Gestalt, sie ist nicht zu wechseln mit einer Beobachtung oder dem Ergebnis eines Experiments. Sie spielt sich überhaupt in einer anderen Zeit und an einem anderen Ort ab, als der vom Modell der physikalischen Wissenschaft ausgehende Empirismus dies sich vorstellt.

Eine Erfahrung ähnelt vielleicht am ehesten einer Serie von Auffahrunfällen: einer Kette von Ereignissen, die wir nicht vollständig übersehen oder kontrollieren können, zu der wir mit einem gewissen bewußten und einem großen unbewußten Anteil beitragen und an deren Ende wir mit etwas zusammengestoßen sind. Eine Erfahrung ist in gleichem Grad durch einen *Gegenstand* wie durch einen *Willen* bestimmt. Sie hat es mindestens zu tun mit einer *Ausgangsstruktur* (hier: die Sexualität), einem *Gegenstand*, an dem Beobachtungen und Erlebnisse stattfinden (meine Phantasien) und den Elementen, aus denen sich eine neue Struktur aufbauen läßt: im *Widerspruch* auf die von der Ausgangsstruktur bestimmte Frage. In meinem Fall war das die Beobachtung, daß die Phantasien sich nicht um eine *innere Verletzung* aufbauten, sondern um ein *äußeres Gesetz* der Reinhaltung von speziellen Gefäßen; Symbole, die zweifellos das von mir gesuchte Innerste ausmachten und die ich, nachdem ich sie erkannt und benannt hatte, in der Position der Herrscher und Verursacher meines Leidens und meiner Verwirrung doch nicht länger akzeptieren *wollte* — ohne da schon zu wissen, wie sie eigentlich zu entmachten seien, denn das bloße *Erkennen* hat an der Existenz der Obsession nichts geändert.

Man wird in dieser Anordnung kaum einen Punkt, sei er zeitlich oder räumlich, und kein *Ereignis* festmachen können, von dem sich zeigen läßt, daß da genau die Erfahrung sei, um die es geht. Jedenfalls aber werden wir, solange wir *in* einer Struktur handeln, denken, fühlen und wahrnehmen, immer nur Illustrationen dieser Struktur versammeln und so von der Wirklichkeit und damit von *Erfahrungen* abgeschnitten sein durch eben das, was uns gleichzeitig Orientierung und Handeln, also Kontakt mit der Wirklichkeit ermöglicht. Erst das Scheitern dieser Struktur öffnet uns für Erfahrungen in einem anderen Sinn als dem einer bloßen Wiederholung dessen, was wir eh schon wußten und schon hundertmal erlebt haben.

#### 4.

Für den Sinn meines Aufsatzes ist die zeitliche Ordnung ebenso wesentlich wie das *mehrstimmige Sprechen*, das den drei Elementen entspricht und entspringt, die die Erfahrung konstituieren:

- die *Ausgangsstruktur*: mein Handeln im sexuellen Diskurs;
- der *Gegenstand*: die innere Stimme meiner Phantasien und die damit verworrenen Gefühle von Begehren und Schmerz;
- der *Widerspruch*: die symbolischen Elemente des Reinheitsdispositivs. Die mich zur Theorie von Lacan geführt haben.

Jan Rehmann stellt daher etwas, nämlich die Zeit, auf den Kopf, wenn er annimmt, daß ich zuerst von der Theorie Lacans geleitet bin und am Ende immer noch im zentralistischen Sexualitätsdispositiv zapple und dem Orgasmus hinterherjage. In seiner Lektüre ist die Zeit etwas Homogenes und damit formlos (auch das ist eine Vorstellung, die uns das physikalische Weltbild suggeriert), im Gegensatz zu der Zeit, in der wir uns *durch Erfahrungen verändern*. Hier hat die Zeit eine andere Gestalt, als dies der Uhrzeiger behauptet, der immer zur selben Stelle zurückkehrt. Was wir verlassen und was wir aufsuchen, steht nicht zeit-los und gleich-gültig nebeneinander wie die Bücher im Regal und in manchem Kopf. Jan Rehmann stellt nicht die Frage, ob die Abfolge, die ich darstelle — die *Zersetzung* des Sexualitätsdiskurses und seine *Ersetzung* durch eine Theorie der symbolischen Formung und Beherrschung meiner Gefühle —, *der Erfahrung angemessen* ist. In der Anordnung, die er hergestellt hat, gibt es für sie keinen Ort.

Rüdiger Röver ermuntert uns, die innere Stimme laut werden zu lassen, die Stimme der Gefühle. Er klammert aus, daß diese Gefühle durch Symbole und Diskurse geformt sind; daß in den »Gefühlstatsachen« wir es mit *Fühlformen* zu tun haben, und daß nicht das *Ausprechen der Gefühle* (das geschieht inzwischen auf Männertagen von Bremen bis Berlin), sondern die *Veränderung dieser Formung* das schwierige Problem ist. Natürlich hat er trotzdem recht, wenn er uns auffordert, den Gegenstand überhaupt ins Auge und in Sprache zu fassen. Zur Konstitution von Männlichkeit gehört allererst, daß Männer ihre eigenen Gefühle weniger kennen als das Innere Afrikas oder der Atome. Die Männer gehen lieber in den Krieg als in ihr Inneres, und der Aufruf, diese unbekannte Gegend zu erforschen, bezeichnet genau so viele revolutionäre Möglichkeiten, wie die Aufrufe zu Kreuz- und Kriegszügen in der versammelten männlichen Geschichte an solchen Möglichkeiten vernichtet haben.

Die Sinn-Verschiebungen bei Jan Rehmann und Rüdiger Röver sind dennoch vergleichsweise sanfte Transformationen gegenüber dem, was Kornelia Hauser mit meinem Aufsatz anstellt. Hier bleibt buchstäblich kein einziges Sinn-Element unzerstört. Sie reduziert die Polyphonie auf eine Stimme und ignoriert dabei noch jede zeitliche Logik. Es ist ungefähr so, als würde sie ein Musikstück so spielen, daß sie alle Töne, die darin irgendwo und irgendwann vorkommen, auf einmal auf dem Klavier anschlägt, um anschließend auf Basis dieses seltsamen Lärms die Komposition zu beurteilen, wobei sie die ganze Zeit mit Selbstgewißheit unterstellt, daß sie eine adäquate Interpretation der Musik vorgeführt habe.

## 5.

Nun können wir aber nicht länger vom *Inhalt* der Erfahrung absehen. Gegenstand meines Aufsatzes war ja nicht das Verhältnis von Theorie und Erfahrung, sondern die Frage, *wie das Reinheitsdispositiv auf die Konstruktion von Männern einwirkt*; ich habe dort beschrieben, wie diese Frage in mir entstanden ist im Ausgehen und Durchgehen durch die Probleme, die ich mit der »Sexualität« hatte.

Die Frage wird von denen, die bisher auf meinen Aufsatz geantwortet haben, überhaupt nicht aufgenommen. Jan Rehmann widmet ihr ganze sechs Zeilen und weist sie ansonsten mit ähnlichen Argumenten wie Kornelia Hauser zurück. Beide identifizieren die Frage mit überholten Theoriemodellen, dem der »expressiven Totalität« (Rehmann 708) und dem des ökonomistischen Reduktionismus (Hauser 557).

Was ich gesagt hatte, war aber doch ein bißchen konkreter:

- daß meine Gefühle geordnet waren durch einen Innen-Außen-Dualismus und eine Hierarchisierung des Inneren, die sakralen Anordnungen gleicht, wo gilt: das Innerste = das Allerheiligste = das Tabuierte;
- daß dieses Innerste in familiären Zusammenhängen Macht auf mich ausübte in Form von zwanghaften Eifersuchtsvorstellungen;
- daß die Funktionsweise dieser Macht in nichts weiter bestand als der unbewußten Anwendung einer zugleich gewaltsamen und lächerlichen symbolischen Gleichsetzung (Frau = Vagina = Gefäß, das sauber bleiben muß) auf die wirklichen Frauen, mit denen ich lebte.

Ich gebe zu, es ist wirklich nicht leicht, sich vorzustellen, daß ein derartig intelligenter Mensch wie ich, sensibel, vielseitig und soweit, aufgeklärt über dies und jenes, daß ein solch hochachtbar komplexes Wesen also in seiner Intimität von einem Gesetz beherrscht sein soll, das einfacher und dümmer nicht ausdenkbar ist: rein oder nichtrein — das sei hier die Frage.

Es wird leichter fallen, darauf zu antworten, wenn man sich klarmacht, daß ich mitnichten ein spezielles Opfer ausgesucht unglücklicher Umstände gewesen bin — ich habe nichts anderes erlebt als einen typischen Fall von Herrschaft. Und vielleicht ist das das wichtigste, was wir über Herrschaft lernen müssen: Wir werden beherrscht, nicht weil wir dumm sind, sondern weil das, was uns beherrscht, dumm ist. Unvorstellbar dumm, so daß wir es nicht wahrnehmen können, weil wir es nicht wahrhaben wollen und uns jahrelang oder ein Leben lang auf die Suche nach einem Sinn machen, den wir *verstehen* könnten. Michael Jäger hat diese außerordentlich befreiende Erkenntnis ausgesprochen (1986) am Ende einer Untersuchung über den Sinn unseres Parteiensystems (der sich auch nicht als etwas viel Klügeres herausstellt als die Reinhaltungsvorschrift für die Vagina).

## 6.

Den Sinn meiner Eifersucht habe ich erfahren (»verstehen« kann man ihn nicht). Aber neben der Familie gibt es andere Institutionen, und ich frage mich, ob ein Gesetz, welches jahrelang eine solche Macht auf mich ausgeübt hat, dies tatsächlich nur in *einer* Institution getan haben soll — für diese optimistische Annahme gibt es ja überhaupt keinen Grund. Ich begeben mich erneut auf die Suche, nicht nach dem Einen Gesetz, welches mich mit Haut und Haar determiniert, sondern *mit einem Gesetz*, das ich gefunden habe, und von dem ich weiß, daß und wie es mich *hier* bestimmt hat, frage ich, wo noch außerdem es mich beherrscht. Träumereien über bunte und vielfältige Verhältnisse kann ich auch nachhängen, aber ich werde deswegen nicht die Möglichkeit von vornherein ausschließen, daß *ein Machtzentrum* alle Kräfte an sich zieht und so gerade die Entstehung des Vielfältigen blockiert. Hier rede ich nicht über die Konstruktion von Gesellschaften, sondern über die von Männern, und der besseren Anschauung halber von dem uns schon

bekannten Gerhard Herrgott. — Dieser nämlich, nicht genug, daß er in seinen sexuellen Obsessionen von einem Reinheitsgesetz bestimmt war (und gegen diese Erkenntnis habe ich keinen einzigen sachhaltigen Einwand gehört, nur Wunschträume von Jan und Kornelia), nein, es hat ihm neben sexuellen auch noch einige andere Probleme beschert. Zum Beispiel in seinem Denken.

Denn das hat er gut gekonnt: saubere klare vollständige widerspruchsfreie Ableitungen und Begründungen suchen und Lücken mit aller Schärfe aufdecken übergehen vom Allgemeinen zum Besonderen und auch umgekehrt — das vor allem — das Allgemeine entdecken meistens dasselbe Behauptung Beweis und Folgerung unterscheiden Voraussetzungen klären Definitionen präzisieren Abschweifungen unterlassen Einfälle auch sofern sie nicht dazugehörten und das effektive Denken das geordnete systematische logische störten und ihn hinderten immanent folgerichtig und kohärent zu schließen einzuschließen abzuschließen auszuschließen.

Und das nicht: immer ein Neues ins Auge fassen und den Assoziationen folgen.

### 7.

Die Betrachtung über den Zwang, *rein zu denken*, kann uns weiterführen zu einigen bekannteren Produkten dieses reinen Denkens. Man könnte z.B. die gigantische Institution befragen, die sich unser Medizinsystem nennt, und die nach einigen Erfolgen in der Seuchenbekämpfung im 19. Jahrhundert es geschafft hat, sich zum Krankheitsverursacher ersten Grades fortzuentwickeln, weil sie unsere Fähigkeit, krank zu sein, in den Zwang verwandelt hat, jeden Schmerz sofort mittels chemischer Drogen zu betäuben und damit das Bewußtsein über das, was an uns verletzt und verletzbar ist, immer mehr ausrottet (Illich 1975). Die, statt uns zu helfen, unsere Krankheiten zu verstehen und was uns krank macht zu verändern, uns als Maschinen behandelt, die ab und zu repariert und gereinigt werden müssen, und die sich überhaupt als Weissmacherei par excellence in unsere Körper und Seelen einmischt.

Man könnte fragen, welche Art Schmutz der Körperzerfall ist, und welch zwanghafte Erzeugung von Reinheit diesen Schmutz so sehr herbeisehnen läßt, daß die zielbewußtesten Unternehmungen unserer fortgeschrittenen Gesellschaften gerade das vorbereiten: die Auflösung dieses Zwangs in einem allgemeinen Verschmelzen, Verbrennen und Verstrahlen aller Körper und aller Ordnung.

So könnte man fragen und um die Funktionsweise unserer Gesellschaft zu verstehen, müßte man die Möglichkeit ins Auge fassen, daß sie unbewußt symbolischen Strukturen folgt, die ganz denen gleichen, die z.B. Mary Douglas bei sogenannten primitiven Stämmen beobachtet hat. Als propädeutische Übung für eine solche Betrachtungsweise mag jeder bei sich nachforschen, wie weit sein eigenes Reinheitsverhalten etwas mit Rationalität zu tun hat; welchen wissenschaftlichen Erkenntnissen beispielsweise sein Waschmittelverbrauch oder sein Verhältnis zu anderen Körpern entspringt.

Vergessen wir schließlich nicht, wo wir herkommen. Beichtstuhl und Archipel Gulag, beide waren gut für Säuberungen. In Ausschwitz hat man sich um die Reinheit unseres Blutes gekümmert. Und vor welchem Schmutz hat es uns geschützt, das saubere kleine Einfamilienhaus, in das wir eingesperrt waren?

### 8.

Hier ist noch einmal eine methodische Reflexion angebracht. Es geht nicht darum, *einen Ursprung* aller Probleme zu behaupten. Ich will andeuten, in welchen Institutionen sich hierzulande die Reinheit ausbreitet. Das Dispositiv der Reinheit legt vielfache Schnitte durch unsere Seele, von denen wir nichts mehr oder noch nichts wissen. Coop hat gerade bekannt gemacht, daß es uns beim Persilkauf um *Die wahre Reinheit* gehen könnte. Aber

nicht überall geht es so offenherzig zu, und daß mein Innerstes dem Reinheitsdispositiv einen Stützpunkt abgab, davon wußte ich nichts. Soweit gehöre ich also selber in die wenig erfreuliche Reihe der Institutionen, die jedenfalls das gemeinsam haben: daß das Begehren nach Reinheit sie mitgeschaffen hat.

Unser Betrachtung wird nicht zu Sätzen und Gesetzen führen von der Art »Für alle und alles gilt ...«, sondern zu der nächsten Frage: »Wo gibt es das noch, was wir hier schon gefunden haben?«. Das Geld begegnet uns ja auch nicht nur dort, wo wir es in der Hand halten. Marx hat gezeigt, wie uns das Geld beherrscht auf Grund der unbewußten Weise, in der Geld die gesellschaftliche Arbeitsteilung reguliert. Die unbewußten Strukturen überlagern sich, die Reinheit und die Familie, die Familie und das Geld, das Geld, wir wissen es, das ein außerordentlich reines Ding ist. Ja, wenn es überhaupt etwas wirklich Reines gibt, dann kann das nur das Geld sein, jenes Ding, das »alle Unterschiede auslöscht« (Marx, 146) und bekanntlich auch nicht stinkt. Und das ein großes Begehren auf sich zieht.

Das Begehren nach der Reinheit ist kein großes, allgemeines Gesetz, es ist nicht Wurzel, Ursache oder Kern allen Übels. Es ist ein Knoten, so wie es viele gibt: wo die Herrschaftsverhältnisse ineinander verworren und wir darin mit festgeschnürt sind. Ein anderer Mann wird in seinem Inneren auf einen anderen Knoten stoßen, der ihn festhält, vielleicht auch auf mehrere: sie werden in derselben Weise zugleich primitiv und kompliziert sein — und schmerzhaft aufzulösen. Es wird ihm dumm und obszön vorkommen, was ich in mir gefunden habe, und was er in sich findet. Das sind die Obszönitäten unserer Gesellschafts-Ordnung, die wir in uns antreffen, weil wir ihnen zunächst und ganz unfreiwillig zum Aufenthaltsort dienen mußten.

## 9.

*Wundern* sollten wir uns jetzt alle gemeinsam, wieso mein Aufsatz, der, sei's ihm nun ge-  
glückt oder nicht, auch ein Beitrag sein wollte, um Funktionsweisen der Frauenunter-  
drückung zu verstehen, wieso dieser Aufsatz von Kornelia Hauser, und nicht nur von ihr  
allein, sondern von zwei Frauenkollektiven mit ihr, auf solche Weise gelesen worden ist:  
als nichtsnutzig, gewalttätig und frauenfeindlich. Und wie eine Lektüre zustandekommt,  
die den Sinn meines Textes, der zur Auflösung der Gewalt gegen Frauen beitragen will,  
so vollständig zerstört, daß er selbst als Akt der Gewalt gegen Frauen erscheint.

Mein mehrstimmiges Reden, mein Versuch, die Spuren der Männerherrschaft vorzu-  
führen, wie ich sie in mir wahrnehmen konnte und wie sie sich mir zunächst unbegreiflich  
darstellten, und vor allem: daß ich ihnen *widerspreche* — in Kornelias Darstellung ver-  
schmilzt meine Stimme unterschiedslos mit denen, die ich in mir zitiere, um sie vorführen  
und entmachten zu können. So entsteht eine neue Figur »Herrgott«, der die erstaunlich-  
sten Dinge zugeschrieben werden. Sogar jene Weisheit des Pater Leppich, der verkündet,  
daß in jeder Frau eine Dirne und eine Heilige steckt — bei Kornelia kommt sie mir ent-  
gegen, zusammen mit meiner ironischen Antwort, daß so wohl auch in jedem Mann ein  
Kind und ein Vergewaltiger stecke, als »Befund« von »Herrgott«. Ist es denn möglich, daß  
in den Gruppen, für die Kornelia ihren Artikel veröffentlicht hat, selbst diese groteske  
Vermischung keiner einzigen Frau aufgefallen ist?

Kornelias Text nimmt verschiedene Haltungen zu »Herrgott« ein: Einerseits schreibt sie  
aus der Position der überlegenen Einsicht. Sie erteilt mir Nachhilfeunterricht in weiblicher  
Anatomie (»hier überrascht Herrgott mit der Unkenntnis biologischer Tatsachen ...«, 556),  
männlicher Anatomie (das Bild von der Geschlossenheit, das in meinen Phantasien  
auftaucht, sei »eine Verfälschung des männlichen Körpers«, ebd.). Ideologiekritik (Impo-  
tenz: eine »durch und durch ideologische Konstruktion«, 557), Wissenschaftstheorie (die  
Suche nach dem einen Gesetz, siehe oben) und in Deutsch: neben dem Gegensatz von In-

nerem und Äußerem könne es keinen zwischen Innerstem und Äußerstem geben. Und wie werden wir unsere Subjektivität befragen, Kornelia, dort, wo sie sich in der unlösbaren Aufgabe verzehrt, die Welt nach einem unbewußten Gesetz einzurichten, um es überall wiederzufinden, einem Gesetz, welches zwar nicht die Welt, aber mich *im Innersten zusammenhält*? Wenn ich mich aus diesem Festgehaltenensein befreien will, wird es mich nicht einen Schritt weiterbringen, den Wörtern ihre Existenz zu bestreiten.

Auf der anderen Seite beginnt sie mit dem Leitmotiv des »schmierigen Zugriffs« von Männern auf Frauen, mein Text ist »gewalttätig«, ich werde vorgeführt als der, der seine »Freundin« in seinem »Besitz« hält (556), der versucht, etwas »weiszumachen« (ebd.), ich »stilisiere« mich als einen, der sich »ausschließlich beherrscht fühlt« (559).

Wo ich doch in Wahrheit ein »Herrschender« (559) bin, ein naiver, gewiß, der sich die tolpatschigsten Sachen erlaubt, ein richtiges Kind eben, zugleich aber doch ein Gewalttäter, ein Vergewaltiger. — Dabei geht es uns um das gleiche:

»Untersuchen wollen wir, wie die Aktivitäten um den Körper organisiert werden, wie also der Körper selber und die Gefühle in und um ihn historisch geworden sind und was dies mit unserer Einordnung in die Gesellschaft im Großen zu tun hat.« (Frauenformen 2, Sexualisierung der Körper, hrsg. von Frigga Haug, 25; Kornelia Hauser ist Mitautorin und -Redakteurin. Alle folgenden Seitenangaben beziehen sich auf diesen Band)

Die uns gemeinsame Einsicht in das Hauptproblem, das bei dieser Untersuchung auftreten wird:

»Da wir es gewohnt sind, unser Gleichgewicht durch schnellstmögliche Verdrängung ... aufrechtzuerhalten, ist dieser Versuch des Rückschreitens, des Bewußtmachens einer, der ... die Stabilität der Personen gefährdet. Wir meinen, daß die Macht der vergangenen Bilder in uns tatsächlich so stark unser heutiges Leben bestimmt, daß diese Gefährdung der Personen immer gegeben ist.« (19)

Aber es hat Sinn, diese »Gefährdung« zu akzeptieren:

»Die Macht der Bilder zu hinterfragen, den Stoff, aus dem wir uns machten, bewußt zu machen, destabilisiert nicht nur, sondern erlaubt zugleich, damit ein tragfähigeres Gewebe herzustellen.« (Ebd.)

Diese Formulierungen hätte ich als Zwischenüberschriften in meinem Aufsatz verwenden können. Wo liegt denn überhaupt eine Differenz zwischen meinem Vorgehen und der Methode der kollektiven Erinnerungsarbeit, die die Autorinnen des Sozialistischen Frauenbunds in diesem Band darstellen?

Wir können die Differenz offenbar erst finden, wenn wir fragen, *wie* es praktiziert wird, das Hinterfragen und Bewußtmachen, und *wie* mit der »Destabilisierung« umgegangen wird. — Betrachten wir einen Fall, in dem das erwartete Problem der Destabilisierung tatsächlich auftaucht. Die Verfasserin einer Geschichte »Der Bauch« wird weiter aufgefordert, sich auf einem Kinderphoto zu beschreiben.

»Die neue Geschichte überraschte uns. Die Schreiberin wählt Worte, die Haß ausdrücken, Ekel und Wut: das schräge Grinsen, die hängenden Schultern, der runde Bauch, der stauchende Rock, die klaffende Lücke zwischen den Beinen — um dann überraschend ihre Liebe zu der so beschriebenen Gestalt zu offenbaren.« (76)

Beim Umgang mit dieser Gefühlsspaltung

»nahmt die Bearbeitungsphase eine solche Katastrophenstruktur an, daß beinahe das gesamte Projekt gescheitert wäre.« Und das »selbst an diesen eher harmlos anmutenden Bilderinnerungen« (77).

Wie geht das Frauenkollektiv mit der Katastrophe um?

»Unsere Versuche, das kleine Mädchen zu entdecken, scheiterten an eben diesem Widerstand, den die Schreiberin gegen alle Erinnerungen und gegen uns, die wir Aktualisierer ehemaliger Strukturen wurden, entwickelte. (...) Wir nutzten daher das Kollektiv, indem wir die Frage des Bauches einfach von anderen weiter bearbeiten ließen.« (Ebd.)

Das ist eine überraschende Wendung, Einfach mag sie sein, insofern nicht für alle Frauen die »Frage des Bauches« so traumatisch geladen ist, wie für die erste Schreiberin. Aber kann das eine verallgemeinerbare Lösung sein?

»Der Versuch, die Unsicherheit und die Gefühle von Unzulänglichkeit abzubauen, da sie eine Einbruchsstelle von Herrschaft sind ...«

Um *diese* Gefühle bei *dieser* Schreiberin ginge es also: ihr »dicker Bauch« ist der Ort, an dem die Herrschaft bei ihr »eingebrochen« ist —

»... gefährdet zugleich das Selbstbewußtsein, das eine Basis ist für den Widerstand gegen Herrschaftsstrategien (vgl. dazu das Kapitel Erinnerungsarbeit).« (Ebd.)

Dort erfahren wir, es sei

»eine Möglichkeit .... *nicht in jedem Fall* auf Überschreiten aller Widerstände zu drängen. Bearbeitungen abzubrechen, andere den Faden aufnehmen zu lasse, bei denen die Stabilität der Person nicht gerade durch die spezifische Erinnerung gefährdet scheint.« (26; Hervorh. d. d. Verf.)

Aber ist es derselbe Faden, den die anderen da aufnehmen? Die »Frage des Bauches«, bearbeitet von denen, die nicht so schrecklich am Bauch leiden, ist eine andere, als die, die sich der ersten Schreiberin stellte. Ihre Frage hatte eine Richtung, sie kann Ausgangspunkt einer Suche sein, in der allmählich ein Herrschaftsmechanismus entziffert wird: Schmerzen und Widerstand führen uns dorthin, wo wir beherrscht werden — nichts anderes besagt die Methode der Exhaustion. Die Methode der kollektiven Erinnerungsarbeit nutzt das Kollektiv, um die Exhaustion, die Lokalisierung der Schmerzpunkte, *in manchen Fällen* zu umgehen. Dadurch wird »forschende Bearbeitung ... ungefährdet möglich«, was sich das Kollektiv bei der Bauchgeschichte auch von Anfang an, auf Grund der »kühlen Beschreibung«, erhofft hatte (75). Was bei der ungefährdeten Bearbeitung dann herauskommt, sind einige harmlose Allgemeinheiten (vgl. 80ff.). *In welchen Fällen* wird das Ziel der Selbstveränderung, das doch ohne Destabilisierung, ohne Gefährdung gar nicht zu erreichen ist, aufgegeben? Die Autorinnen verharren an diesem Punkt, der ihr eigenes Ziel und ihre eigene Einsicht in Frage stellt, in unentschiedenem Schweigen. Oder ist es ein entschiedenes Schweigen? Hängt es zusammen mit einem anderen Schweigen in diesem Buch?

»So dehnte sich unser Forschungsgebiet ... sogleich aus auf den gesamten Körper ... und ließ uns vermuten, daß die Begrenzung in den Büchern über Sexualität auf die Geschlechtsorgane und 'erogenen Zonen' in der Wahl ihres Gegenstands den Gegenstand verfehlen mußte.« (6)

Die Begrenzung und Gegenstandsverfehlung, die sie vorfinden, beantworten die Autorinnen des Sozialistischen Frauenbunds nicht mit der behaupteten Ausdehnung, sondern mit der umgekehrten Begrenzung: In ihrem Buch über die »Sexualisierung der Körper« stoßen wir auf ein entschiedenes Schweigen gegenüber der Frage, *wie die Geschlechtsorgane sexualisiert werden*.

Worüber hätte geredet werden müssen wenn in der »Frage des Bauches« nicht die »einfache« Lösung gewählt worden wäre? Über die »klaffende Lücke zwischen den Beinen«? Warum darf davon nicht gesprochen werden? Käme dabei etwas ähnliches zur Sprache wie bei mir, Phantasien von Reinheit und Schmutz, von Gewalt und Unterwerfung?

### Literaturverzeichnis

- Douglas, Mary, 1985: Reinheit und Gefährdung. West-Berlin  
 Enzensberger, Christian, 1968: Größerer Versuch über den Schmutz. München  
 Hauser, Kornelia, 1985: Männliche Phantasmen. In: Argument 158  
 Illich, Ivan, 1975: Die Enteignung der Gesundheit. Reinbek  
 Jäger, Michael, 1985: Die Methode der wissenschaftlichen Revolution. Argument-Sonderband AS 137, West-Berlin  
 Jäger, Michael, 1986: Parteiensystem und Sexismus. In: Kommune 7 und 8  
 Marx, Karl, 1971: Das Kapital, Bd. I. Berlin/DDR  
 Rehmann, Jan, 1986: Befreiung der Lüste in der Nebelwelt Lacans? In: Argument 159  
 Sexualisierung der Körper. Frauenformen 2, hrsg. v. Frigga Haug. Argument- Sonderband AS 90, West-Berlin

## Kongreßberichte

### Naturwissenschaft und Technik — doch Frauensache?

Seminar des Deutschen Museums im Kerschensteiner Kolleg in Zusammenarbeit mit der Münchner Volkshochschule, München, 30.11. bis 3.12.1986

»Entstellt männliches Denken die Naturwissenschaft?« fragte Erika Hickel (Braunschweig) im Einleitungsvortrag. Die Geschichte der Naturwissenschaften sei zu lesen als eine männliche Geschichte zum Zwecke der eigenen Selbsterhöhung. Angetrieben von der Angst vor der eigenen Unvollkommenheit und der der Natur, versuchten Männer ihre Herrschaft über Frauen auch auf die Natur auszudehnen. Wichtiger als die Forschung sei ihnen die Anerkennung durch ihresgleichen. E. Hickel sah eine Chance, daß Frauen heute die Hoffnungen des 18. Jahrhunderts auf emanzipatorische Naturwissenschaften umsetzen können, da sie den Mut besäßen, auch das Unberechenbare anzuerkennen, das Lebendige nicht zu zerstören. Als Voraussetzung nannte sie u. a. ein Quotensystem, Kollektivität und Arbeitszeitverkürzung.

Untersuchungen über die berufliche Situation von Chemikerinnen und Informatikerinnen (Roloff), Mathematikerinnen (Teller), Ingenieurinnen (Berg-Peer) und Textiltechnikerinnen (Bohnsack) vermittelten einen Einblick in den Alltag. Mit Frauenförderplänen in der Industrie beschäftigte sich die Betriebsrätin Christa Lippmann (München). Sie forderte dazu auf, die hierfür in der Industrie günstigere Rechtslage (verglichen mit dem Öffentlichen Dienst) mehr zu nutzen. Problematisiert wurde in der Diskussion, daß es für Frauen leichter geworden ist, in »anrühigen« Bereichen wie Gentechnik oder Atomtechnik Arbeitsplätze zu finden, da diese von Männern zum Teil abgelehnt werden. In ihrem Projekt »Büroinformationstechnologien und Geschlechterverhältnis« an der Hochschule für Wirtschaft und Politik (Hamburg) haben Ellen Kowalk, Sigrid Meier und Hannelore Thate durch Befragungen in Hamburger Betrieben die Technikfeindlichkeit der Frauen als Mythos entlarvt: es handelt sich nicht um ein Geschlechter-, sondern um ein Generationsproblem.

In den neuen Büroinformationstechnologien sahen sie die Chance, bestehende Arbeitsteilungen zu verändern — wobei die Männer jedoch dies zu verhindern suchten, indem sie sich zu Blöcken zusammenschließen, Informationen vorenthalten und sich auf Kosten der Frauen in der entfremdeten Arbeitswelt Freiräume schaffen (ausführlich nachzulesen in dem demnächst erscheinenden Argument-Sonderband 151: »Frauen/Männer/Computer«, hrsg. v. G. Brosius und F. Haug).

Hannelore Faulstich-Wieland (Frankfurt) stellte ein hessisches Bildungsprojekt »Kritische Einführung von Computern« vor. Gruppendiskussionen mit Jugendlichen (7. und 8. Klasse) ergaben, daß Mädchen in der Arbeit mit Computern eine Möglichkeit sehen, dem Hausfrauendasein zu entkommen und großen Wert darauf legen, auch die Auswirkungen der neuen Technologien zu diskutieren. Die Jungen waren auch dafür, daß Mädchen mit dem Computer arbeiten sollen. — Allerdings hatten dieselben Jungen Zeichnungen angefertigt, auf denen die abgebildeten Mädchen verzweifelt und es vorzogen, mit Puppen zu spielen. Zustimmung fand die von Faulstich-Wieland zum Schluß aufgeworfene Forschungsfrage, welchen spezifischen Zugang Mädchen zur Computertechnologie haben. Als Methode zur Erforschung weiblicher Vergesellschaftung stellten Frauen vom Projekt Frauengrundstudium aus Marburg kollektive Erinnerungsarbeit vor: Erinnerungsgeschichten zur Technikaneignung von Mädchen können z.B. Aufschluß geben, warum so viele Mädchen und Frauen sich von Technik und Naturwissenschaft abwenden.

Die Referate des letzten Tages formulierten feministische Kritik an Naturwissenschaft und Technik. Sarah Jansen (Wendeburg) vertrat die These, daß es keinen feministischen

Zugang zur Naturwissenschaft geben könne, nur einen feministischen Zugang zur Natur. Die Naturwissenschaft sei durch und durch vom patriarchalen Sozialcharakter geprägt, d.h. durch Gebärneid und Zerstörung des Lebendigen. Daraus lasse sich auch erklären, daß die favorisierte Interpretation für Verhaltensweisen der Lebewesen untereinander die der Konkurrenz sei, obwohl es ebenfalls Modelle von Kooperation und Koexistenz gibt. Die Utopie der Referentin sei, Magie und Natur wieder zusammenzubringen, was nur in autonomen Zusammenhängen, nicht in der Uni, dem Parlament und auch nicht im Deutschen Museum möglich sei. Eine solche Position vertraten in München jedoch nur wenige. Meist wurde gefordert, daß Frauen den schwierigen Weg in die Institutionen gehen sollten, um sie von dort zu verändern.

Wichtigstes Ergebnis war für uns die Einsicht, daß es notwendig ist, noch interdisziplinärer zu arbeiten, d.h., Naturwissenschaften und Sozialwissenschaften stärker zu verknüpfen. Als erster Schritt zur Veränderung wurde die Finanzierung eines Dreijahresprogramms, das laufende Veranstaltungen und Treffen samt Begleitforschung vorsieht, durch das Deutsche Museum gefordert. Langfristig soll das Deutsche Museum, »Hochburg der maskulinen Intelligenz«, unter dem Aspekt der weiblichen Technikgeschichte umgewandelt werden.

Martina Löw (Marburg) und Erika Niehoff (Hamburg)

### **Frauenalltag und Frauenbilder im Mittelalter**

Ein Symposium, veranstaltet von der Edition »Ergebnisse der Frauenforschung an der Freien Universität Berlin«, West-Berlin. 13. bis 15. November 1986

Umrahmt von verschiedenen Gastvorträgen stellten das Historiker-Projekt »Frauen in Spätantike und Frühmittelalter« und das Germanisten-Projekt »Bilder von Liebe, Ehe und Familie in der Literatur des 15. und 16. Jahrhunderts« ihre Forschungen vor. Die verschiedenen Ansätze folgten der leitenden Frage nach Handlungsspielräumen und Widerstandsmöglichkeiten von Frauen gegen ihnen zugewiesene Rollen.

Werner Affeldt zeigte, wie schwierig es ist, Quellen und Dokumente aus dem 5. bis 10. Jahrhundert — die ohnehin nur dünn gesät sind, kaum über Frauen handeln und noch seltener von Frauen selbst verfaßt sind — auf die Existenzformen von Frauen hin zum Sprechen zu bringen. Sabine Reiter untersuchte Mutter-Kind-Beziehungen und stellte fest, daß Kinder primär unter dem Aspekt des Fortbestands der (adligen) Familie gesehen und ihre Aufzucht gleichermaßen als Aufgabe von Frauen und Männern betrachtet wurde. Gemäß dem interdisziplinären Ansatz des Projektes stellte auch eine Archäologin ihre Arbeit vor: bei ihrer Untersuchung von Frauengräbern zeigte Birgit Dübner-Manthey, inwieweit deren Ausstattung schichtenspezifisch differiert.

Claudia Opitz (Konstanz) stellte an Heiligenbiographien aus dem 12. und 13. Jahrhundert dar, daß auch der Gang ins Kloster eine Form weiblichen Widerstands gegen vorgeprägte Rollenzuweisungen, z.B. eine Verheiratung, sein konnte. Ausgehend von der Analyse literarisch-fiktionaler Texte untersuchte Petra-Karina Kellermann-Haaf (Köln) die Handlungsmöglichkeiten adliger Frauen im politischen Leben. Michael Schröter (West-Berlin) betrachtete literarische Texte soziologisch. Sein Gegenstand war die Herstellung von Geschlechterbeziehungen, konkret: Männer-Aktionen und Frauen-Reaktionen mittels Blickkontakten. Die »Zähmung des erotischen Blicks«, des begehrenden Blicks des Mannes auf die adlige Dame, deutete er als eine Form der Dämpfung von Triebreaktionen des feudaladligen »Kriegers« vor dem Hintergrund der »Zivilisation« der Adelsgesellschaft im 13. Jahrhundert.

Gegenstand des Germanisten-Projektes sind die Handlungsnormierungen und Verhaltensentwürfe in pragmatischen und fiktionalen Texten des 15. und 16. Jahrhunderts. An Autobiographien von Adligen und Patriziern zeigte Hans-Jürgen Bachorski, welche — überraschend geringe — Rolle Ehefrau und Kinder, die Reflexion über Liebe und Ehe in

den Rückblicken der männlichen Autoren auf ihr Leben spielen; die Funktion dieser Texte liegt offenkundig weniger in der Herstellung persönlicher als vielmehr sozialer Identität. Erika Kartschoke untersuchte Familienbilder in Dramen des 16. Jahrhunderts; sie stellte die Stilisierung der Frau zur tugendhaften Ehefrau und Mutter, die des Mannes zum gerechten und liebevollen Hausvater und Ehemann dar sowie die Exemplifizierung von »rechter Herrschaft« am Bild der idealen Familie, des funktionierenden Hauswesens. Kira Heidemann beschäftigte sich mit verschiedenen Entwürfen der Griseldis-Figur aus dem 14. bis 16. Jahrhundert und zeigte, wie diese in den späteren Texten zum Ideal einer demütig-gehorsamen, sich dem Ehemann freiwillig unterwerfenden Frau umgeformt wird. Das »Ehezuchtbüchlein« (1578) von Johann Fischart stand im Mittelpunkt des Vortrags von Maria E. Müller-Breuer. Sie führte vor, wie Fischart in seiner Ehedidaxe an die Stelle des traditionellen Gewaltverhältnisses die »züchtige« Sexualität als Regelungsmechanismus der Beziehung der Ehepartner setzt und zudem mittels des Bildes von der Schnecke das Ideal einer vor allem häuslichen Frau entwirft. Hubertus Fischer (Hannover) zeigte, daß Sexualität in den Ehebüchern des 15. und 16. Jahrhunderts als eine besondere Weise sprachlichen Handelns erscheint: Entfaltet wird kein Pathos der Leidenschaft, sondern eine »züchtige«, auf ein bürgerliches Mittelmaß gezogene erotische Sprache. Der Primat der Rede wird zudem den Männern zugewiesen, während die Frau — das zeigt anschaulich Fischarts Bild von der Schnecke — auf das (Zu-)Hören und auf die »Tugend« der Schweigsamkeit verpflichtet wird.

Inwieweit derartige Verhaltensanweisungen allerdings in der Realität des Geschlechterverhaltens Niederschlag fanden, sei dahingestellt: Die zahlreichen literarischen Polemiken gegen die »geschwätzige« Frau sowie die vielfältigen Lektüreeinweisungen (bzgl. christlicher Erbauungsschriften) und -verbote (vor allem bzgl. der frühneuhochdeutschen Prosaromane) lassen eher darauf schließen, daß die intendierte Zurichtung der Frauen nicht den gewünschten Erfolg hatte, und daß offenbar gerade in der sprachlichen und literarischen Kommunikation Widerstandspotentiale lagen.

Eine Unterschriftenammlung gab es für die Mitarbeiterinnen der Zentraleinrichtung zur Förderung von Frauenstudien und Frauenforschung an der FU Berlin, einer von Studierenden und Lehrenden viel genutzten Einrichtung, deren Weiterarbeit für die Zukunft in Frage steht, da die befristeten Beschäftigungsverhältnisse auslaufen bzw. ausgelaufen sind.

Marga Stede (West-Berlin)

## Technik und sozialer Wandel

23. Soziologentag in Hamburg, 29. bis 3. Oktober 1986

Riesenhuber, der Forschungsminister, eröffnet einen Soziologentag! Stand sein Kommen für neugewecktes staatliches Interesse an der Soziologie, für die Bereitschaft, mehr Geld für Personal und Forschung auszuschütten? Er selbst begünstigte eine solche Interpretation, verwies auf den 12-Millionen-Etat der Gesis, der Gesellschaft sozialwissenschaftlicher Infrastruktureinrichtungen, in der sich das Informationszentrum Sozialwissenschaften (Bonn) mit seinen Datenbanken, das Zentralarchiv für empirische Sozialforschung (Köln) und das Zentrum für Umfragen, Methoden und Analysen (ZUMA) Mannheim zusammenfinden und auf die seit Anfang 1986 vom BMFT bereitgestellten Mittel für »Sozialwissenschaftliche Technikforschung«. Als institutionelle Vorbilder wurden das »neugestaltete« Wissenschaftszentrum Berlin und das Max-Planck-Institut für Gesellschaftsforschung in Köln erwähnt; die Hochschulen gehören nicht zu Riesenhubers Ressort. Zum Schluß gab er dem Kongreß noch seine Lesart der Kern/Schumann-Studie mit auf den Weg: Jene Untersuchung zeige, daß der technische Wandel sozial eben doch zu bewältigen sei. Zu fürchten sei der technische Wandel mithin nicht,

und — so sei ergänzt — zu fürchten ist für Politiker auch nicht mehr seine Thematisierung auf Soziologentagen.

Die mehr als 200 Referate beschäftigten sich mit *Technikfolgenabschätzung*. War man sich anfangs wenigstens noch einig in der Ablehnung des »technologischen Determinismus« (aber wer hatte denn noch behauptet, daß »die« Technik naturwüchsig ihre sozialen Folgen hervorbringe?), so verlor sich die Hoffnung auf eine *soziologische* Erklärung der Zusammenhänge von »neuer Technik, betrieblicher Politik und Zukunft der Arbeit« bereits auf dem ersten Podium, als sich die Vertreter des Instituts für Sozialforschung aus München und des Soziologischen Forschungsinstituts aus Göttingen nur ihre kontroversen Forschungsergebnisse entgegenhielten. Ob die Zukunft qualifizierter Arbeit stabil ist (wie H. Oberbeck ausführte) oder nicht, beide Aussagen konnten empirisch gestützt werden. So gewann ich zunehmend den Eindruck, auf einem Basar der Meinungen zu sein, die mehr oder minder unverbindlich vorgetragen wurden, ohne daß das Ziel erkennbar gewesen wäre, Einzelbefunde zu gewichten und in einem theoretischen Konzept zusammenzuführen. Selbst auf einem Podium, das mit der Frage »technische Zwänge oder Pfade in die Freiheit?« geradezu nach einer Diagnose des aktuellen Entwicklungsstandes rief, blieben derartige Hoffnungen enttäuscht: Oskar Negt gab eine dialektische Antwort, in der das »Wesen« der technischen Entwicklung und deren mindestens so »wesentliche« gesellschaftliche Beherrschung in der widersprüchlichsten Art und Weise — halt ihrem Wesen gemäß — untriebiger waren. Charles Sabel, mit dem Bonus der neuen Veröffentlichung (*Das Ende der Massenproduktion*) bekundete mit Witz und Selbstironie, weniger philosophieren als konkrete Wege der Änderung diskutieren zu wollen. Da er freilich nicht darauf bestand, konnte ihm allenthalben Zustimmung zuteil werden. Auch dies zeichnete diesen Soziologentag aus: die politische Interesselosigkeit der Beiträge, in denen man sich hütete, Entwicklungslinien zu bewerten, und zwar auch und gerade unter sozialpolitischen Frage- und Zielvorstellungen.

Wo blieben die Impulse aus der Frauenforschung? Frauen bleiben zum einen in der Perspektive der technischen Entwicklung stärker denn je am Arbeitsmarkt diskriminiert (Diskussionsbeitrag von Birgit Geissler), zum anderen vertrat Margarete Landenberger den auch möglichen Standpunkt, daß die Diskriminierungslinie mittlerweile unabhängig vom Geschlecht entlang dem Kriterium Vollzeitbeschäftigung verläuft. Nur Michaela Schreyer von den Grünen aus Bonn trat mit eindeutigen politischen Vorstellungen und Interessen auf. Während sie noch die Quotierung forderte, stand aus dem Publikum bereits der Personalplaner von der BASF auf, um der verblüfften Fachöffentlichkeit kundzutun, daß sein Unternehmen die *Frau als Wettbewerbsvorteil* erkannt habe und verstärkt Frauen auf allen Qualifikationsebenen anwerbe und fördere, um sich für die 90er Jahre genügend qualifizierte Arbeitskräfte in ausreichender Zahl zu sichern. (In Anzeigen teilt mittlerweile der Bundesverband der Banken mit, daß der diesjährige Ausbildungsjahrgang paritätisch besetzt worden sei.)

Am Abend des zweiten Tages hielt Norbert Elias einen Vortrag »Technik und Zivilisation«. Er stand dabei, auf seinen Stock gestützt, vor dem Rednerpult, »ungeschützt«, ein Geschichtenerzähler. Er unternahm einen anekdotenreichen Streifzug durch die Sozialgeschichte der Technik, und doch war seine Zivilisationstheorie immer unaufdringlich spürbar. Es war die bestbesuchte Veranstaltung, an seinen Lippen hingen 1000 oder vielleicht noch mehr Soziologen. Am Ende des Vortrags bereiteten sie ihm Ovationen. Unwillen erregte Burkart Lutz, der Vorsitzende der Deutschen Gesellschaft für Soziologie, der noch einmal das Wort ergriff, obwohl sich nach dem »Ite missa est« von Elias wohl die Kirche zu leeren hatte. Dabei wollte Lutz nur in Anspielung auf den greisen Soziologen die Resignation der Mittvierziger beklagen, wollte die aufmuntern und anspornen, die sich gerade träumend zurückgelehnt hatten.

Manfred Boni (Wuppertal)

### »Die Schuld der Worte« — Sprachbewußtsein und neue Schreibweise in der Literatur der DDR

Tagung der Karl-Arnold-Bildungsstätte in Zusammenarbeit mit dem Arbeitskreis für Literatur und Germanistik in der DDR. Bad Godesberg, 5. bis 7. Dezember 1986

Die Frage nach der Macht der Sprache, respektive durch die Sprache, hat in der DDR größere Brisanz als in Westeuropa, wo sich Germanisten, Sprachwissenschaftler, Philosophen, Psychologen/innen seit längerem streiten, ob dieses nun die Macht in letzter Instanz sei. Wenn Wolfgang Hilbig, DDR-Arbeiterschriftsteller und seit einem Jahr mit einem Visum in West-Berlin, von Vor-Schriften redet, die ihn wie Gespenster verfolgen, so wird der Zuhörer spontan nicht auf die Dichter und Denker des literarischen Erbes kommen, die Hilbig das Gefühl geben, es sei alles schon mal gesagt, alles schon mal geschrieben worden, sondern auf die Zensur. Insofern wurde mit dem Tagungsmotto — Titel eines in der BRD veröffentlichten Buches des ebenfalls anwesenden Gert Neumann — die zweiseitige Macht durch die Sprache, Struktur und Zensur, einseitig aufgelöst.

Immer wieder kreisten die Diskussionen nach den Vorträgen und Lesungen um die Schwierigkeit der Schriftsteller/innen, in einer durchideologisierten Sprache zu schreiben, wobei das Schreiben im Extremfall therapeutische Funktion anzunehmen schien wie bei Elke Erb. Der Hilflosigkeit, schreiben zu müssen, um einem durch sie hindurch schreibenden »Es« Gehör zu verleihen, und der daraus resultierenden Verslossenheit ihrer Lyrik begegnete sie mit Kommentaren, die aber allenfalls ihr Bemühen um Verständlichkeit deutlich machten. Schwer hatte es Ursula Heuckenkamp (Humboldt-Universität Berlin/DDR), die in früheren Schriften von Elke Erb eine Offenheit zum Leser hin entdeckte, indem die Sinnggebung auf den »subjektiven Sinn« zielt, der beim Lesen hergestellt wird. Dieses »prozessual verlaufende« Schreiben sah sie in späteren Gedichten aufgegeben zugunsten eines »resultativen« Schreibens, das die Selbstveränderung der Autorin bezweckt. Viele Diskutanten vermuteten, daß Heuckenkamp, wengleich behutsam, die Aufgabe der sozialistischen Schriftsteller einforderte, zu führen und Wege aufzuzeigen, statt Suchbewegungen vorzuführen. Sie fügte daraufhin dem, was sie gesagt hatte, das hinzu, was sie meinte: »Subjektwerdung ist ein Wert, der in keinem anderen Wert aufgeht«.

Alexander von Bormann (Amsterdam) arbeitete bei seinen Versuchen, Figuren der Rhetorik auf die Analyse von Lyrik anzuwenden, zwar mit konkretem Textmaterial, ließ jedoch naheliegende Interpretationen zu DDR-spezifischen Inhalten außer acht. Günter Saße (Göttingen) nahm sich die sprachthematizierende Literatur vor und führte anhand von Kategorien wie »sprachdemonstrativ« und »sprachtraditionell« unterschiedliche Funktionen von Sprache vor: zum einen hat sie Ausdrucks- und Darstellungsfunktion, zum anderen ist sie Mittel, mit dem der/die Autor/in an sich selbst arbeitet. Gert Neumanns Tagebuchroman »11 Uhr« sah Saße zwischen beiden Funktionen oszillieren (aber wie denn auch sonst?). Uwe Pörksen (Freiburg) untersuchte an den Wortbeispielen Sexualität (BRD) und Entwicklung (DDR) das Aufkommen und die Verwendung von konnotationstarken Begriffen, die eine Leerstelle besetzen. Zum Auffinden solcher linguistischen Phantome benannte er mit einer gewissen Sammelleidenschaft 27 Merkmale, die er dann auf die wesentlichen reduzierte: stereotyp, kontextautonom, konnotationstark, Spielmarkenfunktion, Brücke zwischen Wissenschafts- und Alltagssprache. Anna Chiarloni (Turin) stellte ihre Interpretation von Pietraß' dadaistischem Gedicht »Spielplan« vor: DDR-Dadaisten wie Pietraß beabsichtigen nicht die Zerstörung der Sprache, sondern zeigen ihre Zerstörtheit auf. Gegen einen allzu pädagogischen Impetus und die offizielle Kulturpolitik wird der Versuch gemacht, eine ideologieentladene Autonomie der Sprache zu entwickeln, die Möglichkeit des unbefangenen Ausdrucks zu eröffnen und eine neue Alphabetisierung der Menschen zu beginnen. Genia Schulz (Gießen) setzte sich in An-

wesenheit des Autors mit Hilbigs Erzählband »Der Brief« auseinander und entwickelte mit Analysemustern von Derrida die Spaltungsproblematik eines Arbeiterschriftstellers, der die Doppelfunktion, zugleich Arbeiter und Schriftsteller zu sein, als eine Fiktion der Macht erlebt. Ein unlösbares, wenngleich produktives Problem. Er, so Schulz über Hilbig, sieht sich im Kreuzungspunkt zwischen dem Vater (Gesetz, Staat) und der Mutter (Arbeiterklasse). Die Lösung scheint im Inzest zu liegen. »Ich bin verwundert, was bei mir so alles drinsteht. Ich meine, ich will nicht sagen, daß es falsch ist, aber es wäre besser, ich hätte es nicht gehört«, kommentierte der im Anschluß befragte Autor.

Ursula Blankenburg (West-Berlin)

## Innovazione

Planung zur Modernisierung, Organisation, Qualität der Arbeit und Industriebeziehungen. 12. bis 13. November 1986, Bologna

Gegen die Auffassung, Technik könne die Arbeit und die Zukunft der Industrie vollständig determinieren und für Möglichkeiten einer Zusammenarbeit von Arbeit und Kapital diskutierten ca. 40 Referenten aus der Bundesrepublik Deutschland und aus Italien vor einem Publikum von etwa 300 Vertretern aus Gewerkschaften, Staat und Wissenschaften. Man kann das natürlich nicht eine Diskussion nennen, wenn an zwei Tagen 40 Referate in zwei Sprachen vorgetragen werden; jedoch ergibt diese Unverbundenheit von vielen Beiträgen von sehr unterschiedlichen Standpunkten eine Mischung in den einzelnen Zuhörerköpfen, die zumindest zur »inneren« Diskussion zwingt.

Veranstalter war die Stadtverwaltung Bologna in der kommunistisch regierten Provinz Emilia-Romagna. Ich hatte mir bisher nicht ausreichend die Frage gestellt, was passiert, wenn Kommunisten die Regierung in einem kapitalistischen Land übernehmen. In Bologna ging es wesentlich darum, mit der neuen Technologie den Klein- und Mittelbetrieben mit ihrer Produktion qualitativ hochwertiger Produkte zu einem Wirtschaftswachstum zu verhelfen, welches der gesamten Provinz und so schließlich auch den Arbeitern zugute kommen sollte. Musterbeispiel für die angestrebte Entwicklung war das Partnerland Baden-Württemberg, welches ebenso wie die Emilia über eine geringere Arbeitslosigkeit, einen überdurchschnittlich hohen Anteil an Facharbeitern und ein höheres Wirtschaftswachstum verfügt als die umgebenden Regionen. Staat und Gewerkschaften aus Baden-Württemberg waren eingeladen. Zum Kummer der Veranstalter war die Landesregierung nur durch einen einzigen Vertreter präsent.

Zu meiner Überraschung arbeiteten die italienische Regierung, die Gewerkschaftsvertreter und die Wissenschaftler einander in die Hände in dem Projekt, Arbeit und Kapital zur Zusammenarbeit zu bringen. Zwar war das Thema der »Arbeitskultur« in vielen Beiträgen ein wichtiger Gegenstand; indem es aber in die Milieuforschung integriert wurde, konnte es relativ zwanglos an die Existenz und Förderung von Klein- und Mittelbetrieben geknüpft werden.

In dieser Umgebung wirkten die baden-württembergischen Vertreter der IG-Metall (G. Zambelli) und des DGB (M. Manz) geradezu klassenkämpferisch, indem sie die Lage in ihrem Land weit weniger optimistisch einschätzten, als sie von einem Vertreter des ehemaligen Instituts für Managementforschung (jetzt Wissenschaftszentrum Berlin, H. Maier) vorgestellt wurde. Eine weitere Dissonanz kam aus der italienischen Psychiatrie (E. Rebecchi, F. Garibaldi). Mit der These, daß Depressionen am Computer aus einer totalen Subjekt-Objekt-Verkehrung rührten. Der im Computer angelegte »Sieg über den Tod« zeige die »Welt als verbrannte Erde«. Unnötig zu erwähnen, daß auch mein Beitrag zu den neuen Herausforderungen an gewerkschaftliche Strategien nicht gerade zum breiten Selbstverständnis der Tagung gehörte.

Aus der BRD referierte noch A. Sorge (Wissenschaftszentrum) zu den Möglichkeiten alternativer Management-Konzepte bei CNC-Produktion; H. Kern stellte die »neuen Produktionskonzepte« (vgl. unsere Kritik in Heft 154, 1985) vor; G. Bechtle aus München bezweifelte (in Kritik am Psychiatrie-Referat) die Möglichkeit einer wissenschaftlichen Methode zur Erforschung von Subjektivität überhaupt; W. Däubler aus Bremen trug die rechtlichen Möglichkeiten gewerkschaftlichen Handelns vor; H. Schmidt (Bielefeld) warf — kritisch gegen Kern — die größere Bedeutung von Zufälligkeiten auf, während schließlich H. Sperling allgemeine kritische Überlegungen zum Verhältnis von Staat und Industrie vortrug.

Am interessantesten waren für mich die begeisterten Schilderungen, die die italienischen Gewerkschaftsvertreter und auch einige Wissenschaftler über ihre Projekte gaben, die »Gruppe« zum zentralen Subjekt von Kritik und Neuerung zu machen. Aus der BRD gab es keinen ähnlichen Bericht.

Der Rahmen der Konferenz war luxuriös und kulinarisch bis an die Grenzen des Fassungsvermögens. Ein Mammutprogramm band uns bis zu neun Stunden pro Tag an die Kopfhörer und so an die Worte der vielen Referenten. Zum »Ausgleich« gab es täglich zwei große Mahlzeiten mit sechs Gängen und schweren Weinen.

Wie üblich bei staatlichen Anlässen, gab es eine weibliche Gruppe, die das ganze organisiert hatte und im übrigen nicht bemerkt wurde; es gab weibliche Dolmetscherinnen, Informantinnen, Kaffeeauschenkerinnen und Garderobenfrauen und außer mir noch eine weibliche Referentin aus einer italienischen Gewerkschaft. Daraus ungeduldig lernend, kam ich am Ende mit den Organisatorinnen überein, daß wir einen nächsten Kongreß 1987 zur Frage »Frauen und Arbeitspolitik« und diesmal nur mit Frauen veranstalten werden.

Frigga Haug (West-Berlin)

## **Gesundheit ist mehr!**

Soziale Netzwerke für eine lebenswerte Zukunft. Hamburg, 28. bis 30.11.1986

Die Veranstalter, Mitarbeiter des Hamburger Instituts für Medizinische Soziologie, hatten ca. 80 Veranstaltungen organisiert, die von insgesamt 2.500 Teilnehmern besucht wurden. Anlaß der Tagung war die öffentliche Diskussion von Ergebnissen einer Befragung, die das Institut im Rahmen des Programms »Forschung und Entwicklung im Dienste der Gesundheit« durchgeführt hatte. Befragt wurden 1.700 gemeindebezogene Projekte in Hamburg und Umgebung, die »jenseits von Markt und Staat«, für jeden zugänglich und nicht kommerziell arbeiten. Erfragt wurden die Bedingungen, unter denen sie sich bemühen, gemeindenahе Dienstleistungen anzubieten mit dem Ziel einer stärkeren Einflußnahme der Bürger auf Arbeits- und Lebensbedingungen in ihrer Gemeinde. Die Hamburger Medizinsoziologen wollen damit zwischen den selbständig arbeitenden Projekten einerseits und den traditionellen Wohlfahrtsverbänden, Krankenkassen, Gewerkschaften und staatlichen Behörden andererseits vermitteln.

Die Initiativen wollen öffentlich gefördert werden, ohne Abstriche von ihrer inhaltlichen Arbeit machen zu müssen. Sie haben aber auch Ängste, zu Forschungsobjekten von Wissenschaftlern zu werden. Zugleich haben sie Interesse an theoretischen Orientierungen für ihre praktische Arbeit.

Die Tagung wurde nach dem Vorbild der von Robert Jungk entwickelten »Zukunftswerkstätten« durchgeführt. Es gab für die Initiativen einen Infomarkt, Ausstellungen, Ruhezeiten für die Teilnehmer, ein Café und ein Restaurant. In den zahlreichen Arbeitsgruppen trafen sich engagierte Praktiker aus den befragten und darüber hinaus eingeladenen Projekten zum Erfahrungsaustausch. Dort wurden neue Kontakte geknüpft, Zwischenbilanzen gezogen, Absprachen getroffen.

In den Podiumsdiskussionen sollten allgemeine Probleme, Trends, Widersprüche der

Projekte diskutiert werden. Die Chance, übergreifende theoretische Konzepte und Orientierungen zu diskutieren wie z.B. Ganzheitsmedizin, Verhältnis von Laien und Experten und Staatsknete samt ihrer ideologischen Implikationen, wurde jedoch vertan. Die eingeladenen Experten waren in der Regel unvorbereitet, hatten sich inhaltlich nicht aufeinander abgestimmt, redeten im schönsten Fachjargon über die Köpfe vieler Praktiker hinweg. Letztere ließen sich davon zum Teil noch beeindruckten.

Faktisch war die Tagung, zwischen dem letzten nationalen Gesundheitstag in Bremen (1984) und dem kommenden in Kassel (Mai 1987), ein regionaler Gesundheitstag für Hamburg. Finanziert wurde sie vom Bundesforschungsministerium, vom Bundesfamilienministerium, von der Hamburger Wissenschaftsbehörde und von der örtlichen AOK. — Kontaktadresse: Institut für Medizinische Soziologie, Universitätsklinik Eppendorf, Arbeitsschwerpunkt: Selbsthilfe und Netzwerkforschung, Martinistr. 52, 2 Hamburg 20. Eberhard Göbel (West-Berlin)

## 19. Bundeskongreß soziokultureller Zentren

Kassel, 3. bis 5. Oktober 1986

»Früher hieß es mal, der Kongreß tanzt«, sagte eine Teilnehmerin, als wir am zweiten Abend auf die leere Tanzfläche des Kasseler Schlachthofes starrten. Diese Fläche war im Laufe des Tages schon vom Frühstücks-, zum Mittags-, zum Tagungs- und zum Aufttrittsraum für das Kasseler Hanns Eisler-Ensemble umgebaut worden. Am Vorabend hatte hier die »Drum Conversation« New Jazz gespielt. — Vielleicht lassen sich Räume doch nicht so unendlich funktionalisieren, wie es die alternativen Kulturzentren aus der Not heraus oft tun müssen. Auf dem Platz gegenüber, wo in diesen Tagen des Kongresses und der anschließenden Jubiläumsfeiern zum 10jährigen Bestehen des Kulturzentrums ein großes Zelt aufgestellt worden war, stand einmal der Hauptteil des alten Schlachthofkomplexes. Bis er von den Stadtoberen zum Abriß freigegeben wurde.

Aber weder die eigenen materiellen Nöte noch die Ignoranz kommunaler Politiker in Fragen kultureller Breitenarbeit bestimmten die Diskussionen. »Wie können wir aus dem soziokulturellen Feld herauskommen und mit Menschen außerhalb der 'Szene' zusammenarbeiten?« Dies war die verbindende Fragestellung der drei Themenschwerpunkte: »Ausländer/innen in der Bundesrepublik«, »Soziokulturelle Bewegung und gewerkschaftliche Kulturarbeit« und »Freie Theatergruppen und Staatstheater«. Dementsprechend befanden sich unter den 130 Teilnehmer/innen auch Vertreter von Ausländerinitiativen, Angehörige von Staatstheatern und gewerkschaftliche Kulturarbeiter/innen.

Viele Teile der soziokulturellen Bewegung, so die Ausgangsdiagnose, seien inzwischen institutionalisiert, zu Dienstleistungsunternehmen verselbständigt oder in eigene Subkulturen ausgewandert, von wo die Verständigung mit anderen Gesellschaftsteilen schwerfalle und man den gesellschaftlichen Veränderungen ohnmächtig gegenüberstehe. Nach Ansicht des Bremer Hochschullehrers und Schlachthofmitbegründers Peter Alheit, der das Einleitungsreferat für die »Gewerkschaftsarbetsgruppe« hielt, fehlt vielen Zentren die Einsicht in die eigene Ohnmacht. Oft sei sogar ein Gefühl der Omnipotenz vorherrschend. Demgegenüber betonte er, daß die politische Kultur im Lande längst nicht von den Sozialdemokraten und Gewerkschaften, aber eben auch nicht von den alternativen Bewegungen, sondern vom »Konservativen Block« geprägt werde. Alheit warb um den Abbau von Berührungängsten und die intensive Diskussion über ein Bündnis zwischen soziokultureller Bewegung und gewerkschaftlicher Kulturarbeit. Den Gewerkschaften riet er, sich nicht auf ein »mittleres Kulturniveau« zu beschränken, sondern eine »kulturelle Begehrlichkeit« zu entfachen. Unklar blieb, wie die Beziehungen zwischen der ästhetischen und der politischen Dimension von Kulturarbeit gestaltet werden sollen.

Für viele Zentrumsmitarbeiter war der Bereich gewerkschaftlicher Kulturarbeit ein

unbeschriebenes Blatt. Verständlich, beschränkte sie sich doch bis vor nicht allzu langer Zeit auf den Chor im Anschluß an Versammlungen und ein bißchen Agit-Prop zum Ersten Mai. Der erste halboffizielle Diskussionsentwurf zur Kulturpolitik stammt aus dem Jahre 1978. Nach der Vorstellung neuerer Ansätze betrieblicher und gewerkschaftlicher Kulturarbeit in einigen Städten wie Marburg traten die gegenseitigen Vorbehalte offen hervor. Selbstverwaltung und Selbstausbeutung auf der einen Seite, Stellvertreterpolitik und Tarifautonomie auf der anderen. Die Auseinandersetzung wurde nicht so sehr um den wechselseitigen Einfluß auf die politische Kultur geführt, eher wurden Politik und Kultur gegeneinander gesetzt. Auf den »Alternativen« lastete der Vorwurf der Politiklosigkeit, da ihre Aktivitäten eher auf Spontaneität als auf wirkungsvolle Interessenvertretung gerichtet seien. Dagegen sahen sich die Gewerkschaftsvertreter dem Verdacht ausgesetzt, Kulturarbeit für die politische Arbeit zu instrumentalisieren. Vielen Mitarbeitern soziokultureller Zentren genügte der Appell an die gemeinsamen Interessen nicht. Sie beharrten auf dem Zusammenhang von Kultur und Lebensweise, mithin auf »lebensweltlicher Verständigung«, in der Peter Alheit zuvor eine der Begrenzungen soziokultureller Arbeit gesehen hatte.

Die Vorbehalte waren um so geringer, je mehr Erfahrung in der praktischen Kooperation vorhanden war, z. B. in der gemeinsamen Veranstaltung von Lesungen und Podiumsdiskussionen. So kann auch nicht von einer gemeinsamen Haltung der soziokulturellen Zentren zu den Gewerkschaften gesprochen werden. Die Notwendigkeit breiterer Bündnisse wurde allerdings von niemandem explizit bestritten. Neue Erfahrungen in der praktischen Zusammenarbeit sollen im nächsten Jahr gesammelt werden, wenn der gewerkschaftliche Kampf um die Arbeitszeitverkürzung eröffnet wird. Viele Kulturinitiativen wollen sich daran beteiligen.

Die beiden anderen Themenschwerpunkte gingen während des Kongresses ziemlich unter. Die Leute von den freien Theatergruppen und von den Staatstheatern diskutierten ihr Verhältnis so ausgiebig, daß sie gar nicht mehr im Plenum erschienen. Bei der »Ausländerarbeitsgruppe« genügte leider schon der Ausfall der Referentin, um viele ursprünglich Interessierte von der Teilnahme abzuhalten. Ralf-Peter Lorenzen (Bremen)

## Kongreßankündigung

### Gesundheitstag 87

Kassel, 27. bis 31. Mai 1987

Die Kritik an früheren Gesundheitstagen aufgreifend, wird der diesjährige nicht eine Vielzahl von Einzelthemen behandeln, sondern Leitfragen durch alle Diskussionsforen hindurchziehen:

1. Wer verwaltet wen, wie, wohin?
2. Angriff auf die Gesundheit? Gefahren der Großtechnologien
3. Menschlicher Alltag — Kranksein als Folge?
3. Der Widerspenstigen Zähmung — Patriarchale Strukturen in der Medizin
5. Politik der Seele — Der einzelne zwischen Psychoboom & Therapiegesellschaft
6. Revolte in Theorie & Tat — Grundlagen für gesellschaftliche Veränderungen

Die Versendung der Programmbücher beginnt am 25. März 1987. Kontaktadresse: Verein Gesundheit und Ökologie e.V., Gesundheitsladen Kassel, Friedrich-Ebert-Str. 177, 3500 Kassel; Telefon 0561/34000.

## Besprechungen

### Philosophie

**Markl, Hubert: Evolution, Genetik und menschliches Verhalten.** Piper Verlag, Stuttgart 1986 (132 S., br., 12,80 DM)

Der Zoologe Hubert Markl, seit Januar 1986 Vorsitzender der DFG, greift mit diesen Vorträgen in drei aktuelle und eng verzahnte Diskurse des Wissenschaftsbetriebes in der BRD ein: er referiert über »Chancen und Risiken der Gentechnologie«, über die Möglichkeit der biologischen Begründung von Moral und schließlich rätsonniert er zum Thema Forschungs- und Wissenschaftsfreiheit heute.

Um mit dem letzten Thema zu beginnen: Hier bürgt der neue DFG-Chef für die ungebrochene Kontinuität bisheriger Traditionen. Die »Freiheit« und »Unabhängigkeit« der Forschung wird ungebrochen als unverzichtbar dargestellt, damit die Bundesrepublik auf dem Weltmarkt der Wissenschafts- und Technologieentwicklung konkurrenzfähig bleiben kann. Und nur so, nur durch noch mehr ungehinderte Grundlagenforschung, seien die anstehenden ökologischen Probleme überhaupt zu lösen. Allen Kritikern der Wissenschafts- und Technologieentwicklung sei es gesagt: »Wenn das Beispiel der Lebensvergangenheit nicht ganz in die Irre führt, bedarf es dazu *mehr* Forschens, *mehr* Erfindens, *mehr* Erprobens, kurzum *mehr* Innovierens — nicht nur der Technologien, sondern viel mehr noch unserer Vorstellungen über die Ziele, denen das menschliche Dasein folgen soll — und *mehr* Investierens von Einfallsreichtum und Veränderungsbereitschaft und keineswegs *weniger* von alledem.« (30) Angesichts der Bedeutung des Themas sei darauf hingewiesen: Zum Thema Wissenschaftsfreiheit hat Gernot Böhme in Heft 1/1986 des Informationsdienstes Wissenschaft und Frieden (hrsg. vom BdWi) ganz wichtige Gedanken vorgetragen!

Der zweite Komplex, Fragen der Moralbegründung durch Soziobiologie und vergleichender Verhaltensforschung à la Konrad Lorenz gewidmet, ist hilfreich nur im kritischen Teil. Denn Markl gelingt es hier, auch für den Laien verständlich die innerbiologischen Gründe für die Zurückweisung des Erklärungsanspruches der Soziobiologie und des genetischen Determinismus zu nennen. Aus seiner Kritik leitet er die These ab: »Die Erbanlagen bestimmen nur den Rahmen, die Grenzen, innerhalb derer Umwelteinwirkungen und Lernerfahrungen ein Verhalten zu modifizieren vermögen.« (47) Wenn er dann aber versucht, die Beziehung von Biologischem und Gesellschaftlich-Kulturellem beim Menschen näher zu bestimmen, landet Markl doch wieder bei einem gegenüber der Soziobiologie etwas abgeschwächten Biologismus. »Die zunehmende Neigung zu normenkontrolliertem, von Regeln und von Gesetzen abhängigem Verhalten scheint klar mit dem fortschreitenden Abbau 'natürlicherer' Steuerungsinstrumente des Verhaltens einherzugehen, wenn wir darunter jene verstehen wollen, wie wir sie typischerweise bei Tieren vertreten finden.« (67) Weil »der Mensch« also von seiner biologischen Konstitution her ein »hilfloses Wesen« (68), ein »Mängelwesen« (Gehlen) ist, braucht er starke soziale Normen und Institutionen, die ihn auf den richtigen Weg führen. Den Menschen als, trotz seiner biologischen Eigentümlichkeit, grundsätzlich autonomes Wesen zu verstehen, scheint Biologen offensichtlich sehr schwer.

Wenn also schon die biologische Entwicklung zum Menschen zur Begründung der Notwendigkeit sozialer Normen herangezogen wird, dann verwundert es nicht mehr, daß mit »Natur« auch die Harmlosigkeit, Selbstverständlichkeit und Unverzichtbarkeit der Gentechnologie behauptet wird. »Da alle Lebewesen ihre Eigenschaften dem Besitz von Erbanlagen in Form von Nukleinsäuren verdanken, die wieder die Produktion ganz spezifi-

scher Eiweißstoffe steuern, deren Zusammenspiel die chemische Leistungsfähigkeit jedes Organismus bestimmt, liest der Evolutionsprozeß selbsttätig Genverbände aus Nukleinsäuren nach Maßgabe ihrer Selbstvermehrungspotenz aus. Das heißt: *Evolution ist biologische Gentechnik* ... Es sind also nicht die wildgewordenen Geningenieure, die durch Gentransfer erstmals eine geheiligte Speziesschranke durchbrechen: die lebendige Natur tut dies seit langem und, wie es scheint, in nicht geringem Maße.« (19, 25) Damit das Argument wirklich greift, muß Markl unterstellen, daß »die Natur« als Subjekt bewußt und zielgerichtet etwas herstellt — denn genau dadurch wird doch erst das Tun der Gentechnologien besonders ausgezeichnet: daß Organismen zu bestimmten Zwecken konstruiert werden. Abgesehen davon, daß es äußerst bedenklich ist, die Natur so als tätiges Subjekt einzuführen, kann sie doch in keiner Form die Begründungsbasis für die Sinn- und Zweckhaftigkeit menschlichen Tuns abgeben. Ob die *Gentechnologie* in das Produktivkraftsystem überführt werden soll, ist eine Frage der sozial verantwortlichen Gestaltung des Produktivkraftsystems, eine Frage, die nicht von der Natur und auch nicht von den im vorgeblichen Namen der Natur handelnden Wissenschaftlern entschieden werden kann und darf, sondern nur von den von dieser Technologie Betroffenen! Das Kapital jedenfalls als der eigentliche Nutznießer dieser neuen Technologie braucht sich keine Sorgen um die Zukunft zu machen, wenn Markl versichert: »Es wäre sehr zu verwundern, wenn nicht an der neuen Wende in eine lebenswerte Zukunft der Menschheit in überlebensfähiger Umwelt wiederum biotechnischen Fortentwicklungen eine wesentliche Rolle zufallen müßte.« (32)

Michael Weingarten (Bodenheim)

**Russell, Peter: Die erwachende Erde.** Unser nächster Evolutionssprung. W. Heyne Verlag, München 1984 (271 S., br., 9,80 DM)

Peter Russell, selbsternannter Pionier der Erleuchtung der Gesellschaft und Verfechter der neuen Philosophie, New Age genannt und in Amerika auch unter dem Namen »experimentelle Religion« geläufig, glaubt an eine neue Ära unseres Planeten, die von den Astrologen angekündigt wurde: Das Wassermannzeitalter, jene Ära, welche mehr Harmonie, hohen moralischen Idealismus und spirituelle Reifung verspricht. Die Erde erwacht durch den Menschen, der zu einem Evolutionssprung bereit zu stehen scheint. Nicht die Zerstörung durch die Hypertrophie unserer Technik, die pessimistische Apologeten den Weltuntergang sehen läßt, sondern ein planetarischer Durchbruch durch einen zunächst visionären Bewußtseinswandel transformativer Art, der mit Hilfe der Synergie einen sozialen Superorganismus schaffen soll, steht für die Zukunft an.

Eine Synthese der abendländischen Tradition des Experiments und der quantitativen Formulierung, und deren technischer Errungenschaften mit der chinesischen Tradition, deren Mittelpunkt die Auffassung einer spontan sich organisierenden Welt sei, nebst den östlichen Ideologien, Heilslehren und Praktiken (z.B. Meditation), soll den heutigen Menschen vom dualistischen Weltbild befreien, vom Kardinalfehler der Aufklärung — Mensch versus Natur. Ein Szenarium für den Laien halbwegs wissenschaftlich klingender, für den Wissenschaftler mit herzerfrischender Ungenauigkeit dargestellter kybernetischer Verlaufsmodelle läßt uns zu Ganzheit, Einheit, Harmonie, Gleichgewicht, Periode und Regel verschmelzen. In romantisch anmutendem Gleichklang mit der Natur wird ein ökologisch idealisiertes und organisches Weltbild hergestellt, in dem vom Einzeller bis zu den Ökosystemen menschlicher Zivilisation alles den technikorientierten Global-/Simultanmodellen folgt und nach den gleichen formalen Strukturgesetzen selbstregulativen Verhaltens funktioniert. Trotzdem stellt sich die Evolution als unvermitteltes metaphysisches Prinzip dar, in dem die Kybernetik dann den über allem wachenden mythischen Geist offenbart, die übergeschaltete Ordnung des Ganzen. Ihre Namen übernimmt Russell von seinem geistigen Vater J.E. Lovelock, der die Gaia-Hypothese verfaßte

(*Unsere Erde wird überleben — Gaia — eine optimistische Ökologie*) und die Erde als lebendes Wesen oder als Superorganismus ansieht, der, mit dem ewigen Ziel der Homöostase behaftet, jeglichen anfallenden Störungen trotzt. Die übergeschaltete Ordnung ist der Gott/Gaia (die griechische Erdmutter aus der hesiodischen Kosmo- und Theogonie), dem das menschliche Bewußtsein sich anzupassen und unterzuordnen hat. Der Mensch spielt dabei die Rolle eines Verbündeten des Geistes/Gaia/Gott, der durch ihn sich seiner selbst bewußt wird (... durch den Menschen kommt die Natur zur Sprache), und der Mensch versucht nun von außen die Regelkreise und imaginären Gleichgewichte abzubilden. Dabei hat er, ausgerüstet mit dem selbstreflektiven Bewußtsein, nach Russell jetzt die Möglichkeit, seine Evolution selbst zu bestimmen.

Bestens ausgestattet mit einem großen Potential von moralischen Postulaten und Verhaltensregulativen und einer ökologischen Programmatik, die technisch schon bereitliegt (und die leicht wie eine fortschreitende Naturbeherrschung bzw. Unterdrückung aussehen könnte), predigt Russell die Vereinigung unserer gesamten Spezies mit Hilfe des interaktiven Denkens. Dieses soll eine Planetisation unserer Menschheit zu einer in sich selbst geschlossenen Einheit ermöglichen. Durch mehr Synergie, also mehr Kooperation auf allen Seiten und durch spirituelle Intensivierung (wir kennen diese Entkörperungsbedürfnisse und die Gier nach der Erfahrung, »Erfahrungsverlust« unter der Bezeichnung transzendente Meditation, Yoga für Fortgeschrittene, Zen und Askese als Fitnessstraining), die das individuelle Bewußtsein zu einem universellen Endbewußtsein bringen soll, das dann auch noch kollektiv erfahrbar wird, werden wir die wahre Selbstbestimmung finden.

So soll die äußere Ökologie (im Sinne Fritjof Capras) durch die innere ergänzt werden. Die wissenschaftlichen Erkenntnisse über das menschliche Gehirn, mit der freundlichen Unterstützung der östlichen Lehre und Meditation, werden den heutigen Menschen den Sprung in die fünfte Evolutionsebene, den sogenannten Wechsel im Metaparadigma, seinem übergeordneten Selbstmodell und evolutionärem Imperativ, ermöglichen. Die spirituelle Entwicklung läßt sich vielleicht, so wörtlich der Autor, biochemisch beschleunigen und die Verbundenheit unter den Menschen und Völkern läßt sich schon jetzt durch ein Netz elektronischer Synapsen herstellen, das uns immer enger integriert. In der Zukunft winken paranormale Phänomene: Hellsehen, Telepathie und Präkognition. Und wir alle — vom Kleinkind bis zum Greis — werden durch das Wundermittel Synergie zu körperlich-geistig-seelischen Ganzheiten werden. Ja, die Menschheit wird dann bald nur noch aus Heiligen bestehen.

Claudia Decker (West-Berlin)

**Vollmer, Gerhard: Was können wir wissen?** Bd. I: Die Natur der Erkenntnis. Bd. II: Die Erkenntnis der Natur. S. Hirzel Verlag, Stuttgart 1985 und 1986 (363 und 327 S., br., je 48,- DM, zusammen 76,- DM)

Die evolutionäre Erkenntnistheorie, geknüpft an Namen wie Konrad Lorenz und Rupert Riedl, ist inzwischen zu einem heimlichen Dauerbrenner geworden (vgl. die Rezension in *Argument* 145). Zahlreiche philosophische Kritiken, häufig von eher konservativer Seite (Spaemann, Löw) kommend, haben sich — allerdings häufig eher plakativ — mit dem Anspruch dieser Theorie auseinandergesetzt, das menschliche Erkenntnisvermögen evolutionstheoretisch erklären zu können. Gerhard Vollmer, einer ihrer Begründer, versucht in Band I, die Kritiken und Einwände auseinanderzufalten und systematisch zu widerlegen, um dann in Band II zur (natur)philosophischen Untermauerung der evolutionären Erkenntnistheorie überzugehen.

Der Grundgedanke ist einfach: Erkenntnis entsteht durch das Zusammenwirken objektiver und subjektiver Strukturen. Diese subjektiven Strukturen (wie auch die organische Struktur der Lebewesen) bilden sich in funktionaler Anpassung an ihre Umgebung aus. Evolutionäre Anpassungsprozesse, so auch die Entwicklung von Erkenntnisstrukturen,

vergrößern die Überlebensfähigkeiten der Organismen in ihrer Umwelt. Diese Umwelt wiederum ist nicht die Welt »an sich«, sondern der für das Leben/Überleben relevante Ausschnitt aus der Welt — für den Menschen nennt Vollmer diesen Ausschnitt den Mesokosmos, die Welt der mittleren Dimensionen (I, 133ff.). Menschen besitzen also evolutiv erworbene, individuell angeborne kognitive Strukturen, die als Bedingungen der Möglichkeit von Erkenntnis fungieren.

Mit dieser These erhebt die evolutionäre Erkenntnistheorie den Anspruch, auf eine der ältesten Fragen der Philosophie eine wissenschaftliche (evolutionstheoretische) Antwort zu liefern: Was ist Erkenntnis, was können wir wissen? Seit Lorenz' (rassistisch geprägten) Artikeln von 1941 und 1943 ist auch die massive Frontstellung gegen Kants Transzendentalismus und Apriorismus vorgegeben. Im Gegenzug zu Kants Anthropozentrik nehmen ihre Vertreter in Anspruch, die »wahre kopernikanische Wende« (I, 322) in der Erkenntnistheorie zu vollziehen.

Wer nun unter dem Titel »Natur der Erkenntnis« eine systematische Analyse der Evolution unserer Erkenntnisfähigkeiten und Erkenntnisstrukturen erwartet, wird enttäuscht. Nur an wenigen Stellen (I, 94ff.: Invarianzmechanismen der Wahrnehmung/Mathematik; I, 133ff.: mesokosmische Anpassung) greift Vollmer die »Sache selbst« auf. Statt dessen geht es im ersten Band weit mehr um eine erneute Explikation der Ansprüche der evolutionären Erkenntnistheorie und um die Verteidigung gegenüber ihren Kritikern. In mehreren, teilweise sehr ähnlichen Beiträgen diskutiert Vollmer die vielfältigen Einwände, verteidigt das eigene Programm gegen Mißverständnisse und präzisiert die — ab und an überzogenen — Ansprüche der eigenen Theorie. In der Tat liegt es manchen Verfechtern (Lorenz, aber auch Riedl) nicht fern, von ihren naturwissenschaftlichen Ergebnissen gleich den Sprung zur moralisierenden Gesellschafts»analyse« zu wagen, in der dann regelmäßig genetisch feststehende Verhaltensweisen oder phylogenetisch erworbene Denkstrukturen als Ursache allen Übels »entdeckt« werden. Dies liegt Vollmer erfreulicherweise fern. Es ist in der philosophischen Diskussion selten, daß so detailliert und nachprüfbar auf Kritiker eingegangen und zugleich die eigene Theorie kritisierbar aufbereitet wird.

Vollmer beschränkt die evolutionäre Erkenntnistheorie auf eine naturwissenschaftliche, hypothetische Theorie mit einem begrenzten Erklärungsanspruch — sie erklärt eben nicht die alltägliche oder wissenschaftliche Erkenntnis, sondern grundlegende Fähigkeiten, die die Bedingung der Möglichkeit auch wissenschaftlicher Erkenntnis sind. Den Einwand der Schulphilosophie, die Vernunft könne sich nicht selber erklären (und den damit erhobenen Vorwurf eines vitiösen Zirkels), weist er zu Recht mit dem Hinweis auf die konkrete Diskutierbarkeit/Widerlegbarkeit der einzelnen evolutionstheoretischen Erklärungen zurück.

Der zweite Band gilt kosmologischen und wissenschaftstheoretischen Fragen. Besonders interessant ist der selbstkritische Beitrag zur Unvollständigkeit der Evolutionstheorie (II, 1-38), der deutlicher als viele Kritiker auf die Erklärungsprobleme dieser Theorie hinweist. Eine Studie über Kausalität versucht gegen Hume und damit gegen die moderne Wissenschaftstheorie das »materielle Substrat« der Kausalität im Energieübertrag zu finden (II, 39-52). Beiträge zum theoretischen Status historischer Theorien (v.a. Kosmologie), zum Leib-Seele-Problem, zur Einheit der Wissenschaften, zum Reduktionismus und zur Asymmetrie der Zeit schließen sich an.

Die Klammer des zweiten Bandes ist die philosophisch-erkenntnistheoretische Position der Theorie aus Vollmers Sicht: ein handfester, ontologischer Realismus, damit notwendigerweise die Korrespondenzauffassung von Wahrheit, gepaart mit einer kritizistischen Wissenschaftstheorie (Theorien als Hypothesen). Diese Synthese ist allerdings nicht auf die evolutionäre Erkenntnistheorie beschränkt; nach Stegmüller ist sie wahrscheinlich *die*

szientifische Hintergrundvorstellung der meisten gegenwärtigen Wissenschaftler. Der ontologische Realismus, dem die Vorstellung einer Einheit und Hierarchie der Wissenschaften (II, 163-233) als »regionale Ontologien« (II, 177) entspricht, steht und fällt mit der Möglichkeit eines ebenso ontologischen Wahrheitsbegriffs (der konsequenterweise wohl nicht mit der Vorstellung von Theorien als falsifizierbaren Hypothesen in Einklang gebracht werden kann). Dieses Problem bleibt auch bei Vollmer nicht zureichend geklärt.

Daß die menschliche Erkenntnisfähigkeit nicht »vom Himmel gefallen« ist, sondern sich im Prozeß der Hominisation entwickelt hat, ist inzwischen wohl eine Binsenweisheit. Die genauen Schritte dieser Entwicklung und ihre jeweilige Bedeutung für die Menschwerdung sind noch weitgehend unerforscht bzw. werden kontrovers diskutiert. Die Bedeutung der evolutionären Erkenntnistheorie besteht darin, diese Einsicht thematisiert zu haben. Die heftige Reaktion von Philosophen zeigt, daß ihr Anspruch, naturwissenschaftlich auf philosophische Fragen zu antworten, das Selbstverständnis des philosophischen Diskurses nachhaltig stört. Inwieweit ihre Resultate tragfähig sind und ihr philosophisches Programm begründbar, steht auch nach Vollmers Büchern dahin.

Wilfried Kunstmann (Marl)

**Buck, August: Machiavelli.** Wissenschaftliche Buchgesellschaft, Darmstadt 1985 (XII, 196 S., br., 47,- DM, für Mitglieder 29,- DM)

Forschungsergebnisse zusammenfassende Handbücher pflegen, sofern sie keine neuen Interpretationen vortragen, gewöhnlich wenig Anlaß zur »Kritik« zu bieten, zumal dann, wenn ihnen eine ähnlich umfassende und souveräne Beherrschung des Materials, einschließlich der umfangreichen Sekundärliteratur zugrundeliegt, wie es hier der Fall ist. Insbesondere das knappe Referat der zu einem bestimmten Thema vorliegenden Forschungspositionen, meist zu Beginn des entsprechenden Kapitels, dem es auch gelingt, z.B. eine so verwickelte Debatte wie die um die Datierung des »Principe« und der »Discorsi« stringent und nachvollziehbar darzustellen (vgl. 78ff.), macht dieses Buch zu einem zuverlässigen Nachschlagewerk. Buck beschränkt sich ausschließlich auf Machiavelli als politischen Theoretiker und läßt dessen andere vielfältige Aktivitäten, wie z.B. seine literarischen Schriften (Komödien), linguistischen Ansichten u.a. heraus, obwohl auch dies für die Analyse der spezifisch machiavellischen Politik fruchtbar gemacht werden könnte. In ausgewogenen Urteilen gibt er den jeweiligen Forschungsstand wieder, so bei der Abweisung von theologischen Machiavelli-Interpretationen (42f.) oder von lebensphilosophisch-voluntaristischen Varianten (z.B. 105).

Machiavelli erscheint bei Buck als Begründer einer Politik als Erfahrungswissenschaft nach dem Vorbild der Medizin (157f.), deren letztes Ziel in der Fixierung einer Technik für die Errichtung und Erhaltung eines »starken Staates« (im Sinne des »defensor pacis«) bestehe. Die Bedingung der Möglichkeit einer solchen Experimentalwissenschaft bildet das humanistische, auf Cicero zurückgreifende Theorem der »*historia magistra vitae*«, was wiederum die Annahme einer konstant bleibenden menschlichen Natur zur Voraussetzung hat (vgl. »Discorsi« 1/39). An dieser Stelle scheint Buck jedoch die widersprüchliche Dynamik von Machiavellis Denken allzusehr zu glätten. Er führt zwar mehrfach die Passagen Machiavellis an, nach denen die menschliche Natur sich nie ändere (z.B. 161), verkürzt aber die Paradoxie, daß zwar Machiavellis Anthropologie historisch unveränderlich, gleichzeitig aber konkret nicht festgelegt ist. Die Handlungsweise von Machiavellis Prinzen, je nach der Notwendigkeit ethisch indifferent sowohl gut als auch böse sein zu können, sein ambivalentes Vorbild des Zentauren (Mensch plus »Bestie«), seine Legitimation der listigen Verstellung im 25. Kapitel des »Principe«, seine Apologie der Jugend als Fähigkeit, »die Person zu wechseln« u.a. schließen einen unmittelbaren anthropologischen Determinismus und damit auch fixe Gesetze in der politischen Wissenschaft letzt-

lich aus. Der Aufstieg und Verfall der Staaten ist zwar, nach dem Gedanken von Polybius, ein »Kreislauf«, vom Standpunkt des jeweiligen historischen Agenten aus aber »ohne Gesetz« (vgl. »Dell'Ambizione«).

Entsprechend erscheint auch das viel diskutierte Verhältnis von Fortuna und Tugend (virtù) bei Buck etwas vereinfacht dargestellt. Buck entscheidet sich, scheinbar entsprechend der Formulierung im 25. Kapitel des »Principe«, für eine Gewaltenteilung: »Er steht der 'fortuna' einen Einfluß auf die Hälfte der menschlichen Handlungen zu, beansprucht jedoch die andere Hälfte für die freie menschliche Entscheidung« (76). Dabei wird jedoch übersehen, daß im italienischen Text die der Willensfreiheit zugesprochene »Hälfte« durch einen Konjunktiv eingeführt wird, also keineswegs eine Tatsachenfeststellung meint, sondern einen Appell. Daß die jeweilige »Tugend« eines spezifischen Prinzen mit den jeweiligen Erfordernissen der Situation (Fortuna) übereinkommt, ist bei Machiavelli theoretisch nicht ableitbar, sondern wird nur vom »neuen Prinzen« gefordert. Insofern ist Machiavellis politische Wissenschaft vielleicht doch weniger quietistisch, als es bei Buck erscheint. Er formulierte ihre Prinzipien, entgegen Bucks Behauptung (165), nicht als aphoristische Regelsammlung wie sein Zeitgenosse Guicciardini, wobei dann die subjektive Urteilskraft (discretio) die jeweils passende auszuwählen hat, sondern als »rhetorischen« (im Sinne von K. Burkes Machiavelli-Analysen), soweit also auch »unwissenschaftlichen« Appell zu einer schnellen und rigorosen Entscheidung, deren Angemessenheit an die Situation (»riscontro«) theoretisch nicht garantiert werden kann.

Manfred Hinz (Augsburg)

## Sprach- und Literaturwissenschaft

**Maas, Utz:** »Als der Geist der Gemeinschaft eine Sprache fand«. Sprache im Nationalsozialismus. Versuch einer historischen Argumentationsanalyse. Westdeutscher Verlag, Opladen 1984 (264 S., br., 34,- DM)

Maas wollte ein Buch schreiben, das im Deutschunterricht lesbar ist, aber auch die wissenschaftliche Debatte über Sprache im Nationalsozialismus weitertreibt (7). Diese schwierige Verbindung ist ihm überzeugend gelungen. Das Buch besteht in seinem Hauptteil aus Textanalysen, die mit minimalem linguistischem Rüstzeug nachvollzogen werden können. Die sprachwissenschaftliche Debatte erfolgt erst im Anhang. Zwei Einleitungskapitel geben einen Vorbegriff von Konzeption und Methode des Autors, zwei Schlußkapitel vor dem Anhang führen sie auf der Grundlage der erfolgten Textanalysen im einzelnen aus. Herausgekommen ist ein Buch von großem Informationswert und Gedankenreichtum, das über die Grenzen von Linguistik als Fach weit hinausweist. Es ist ein wichtiger marxistischer Beitrag zur Faschismus-Forschung.

Ich kann nur einige Aspekte herausgreifen. Zuerst das, was man aus den Textanalysen über das Dritte Reich lernen kann. Maas hat sich auf Texte beschränkt, die die Inanspruchnahme und Verstaatlichung der Erfahrungen von Frauen und vor allem von Jugendlichen durch die Nazis vorführen — Texte aller Art vom Küchenzettel in der Tageszeitung über plakatierte Aufrufe bis zur Hitler-Rede. Überall findet man die Struktur, daß das Individuum ohne Zwischeninstanzen dem Staat, letztlich dem Führer subordiniert wird, und Maas zeigt, daß dieser »Totalitarismus« von den Frauen und Jugendlichen durchaus als politische Aufwertung erfahren werden konnte. »Auch im Alltag der Abfallbeseitigung wird der Staat von der einzelnen Frau (re)produziert«, wenn die Abfallbeseitigung erfolgt, weil ein Aufruf-Text sie als Hilfe für das Ganze dargestellt hat. Solche Texte argumentieren nicht; es sind »holistische Appelle«: »Das Ganze will es, Du (der einzelnen) mußt es tun.« (24) Es ist verblüffend, mit welcher Monotonie sich diese simple Struktur über alle

analysierten Äußerungen ausbreitet: faschistische Frauen begreifen die Hauswirtschaft als »Teil an der Erringung der Nahrungsfreiheit unseres Volkes«, den »Kochlöffel« buchstäblich als Waffe neben anderen Waffen (vgl. 35); dem Schüler wird »eingehämmert«, daß Altmaterialsammlung Kampf gegen England ist (vgl. 37); Hitlers Erntedankrede faßt gleichsam zusammen: »Und doch sind Sie alle in diesem Augenblick nur ein Teil eines gesamten Größeren! Darin liegt das Geheimnis jeder Leistung und jedes Erfolgs!« (Vgl. 59) Eine bemerkenswerte Ausnahme in diesem öden Textcorpus bildet ein Artikel aus dem »Sozialistischen Angriff«, der die Denkweise der Gründerjahre repräsentiert: er geht noch nicht in diesen metasprachlichen Einordnungen voran, er bedient sich noch der Erzählsprache des jugendlichen Heldenkampfes (39ff.). Man sieht also deutlich den Schnitt zwischen Bewegungs-Zeit und Staatspädagogik. Eine noch bemerkenswertere Ausnahme machen einige Oppositionstexte von bündischen Jugendlichen, den »Wilden Cliquen«, die sich gegen die Aufsaugung ihrer Traditionen durch die Nazis wehren. Hier will Maas zeigen, daß sich »Spuren« der faschistischen »Diskursformation auch in explizit oppositionellen Diskursen nachweisen lassen« müssen, sofern man annimmt, daß »es sich bei dem faschistischen Diskurs nicht um eine 'Sprachlenkung' bzw. einen 'Parteijargon' ('Braunwelsch')« handelt, sondern um eine Durchdringung der Alltagspraxis (der alltäglichen Sprachpraxis) (145). Was er tatsächlich zeigen kann, ist das Vorhandensein gleicher Motive in Liedern der Hitlerjugend und der »Cliquen«: »romantische Liebe, das ferne 'naturhafte' Leben, das harte kriegerische Schicksal des Mannes, sein Opfer«, insgesamt ein »Grundtenor von Maskulinität« (150). Wo die »Cliquen« Widerspruch gegen die HJ artikulieren wollten, gelangen ihre Texte nicht über eine »Spiegelbeziehung« zum Gegner (157) auf der »Folie« seiner bloß »variieren Vorlage« hinaus (158).

Die Bewertung der bündischen Texte kann ich so nicht nachvollziehen. Die Zurechnung von affirmativen und oppositionellen Texten zum selben Diskurs ist oft eine wichtige, dem Alltagsdenken kaum mehr vermittelbare Erkenntnis. Doch hier scheint es, daß Maas zu seinem Urteil nur dadurch gelangt, daß er gemeinsame Merkmale in faschistischen und bündischen Texten findet. Dann läuft es darauf hinaus, daß Texten nur darum, weil sie umfunktionierbar sind, der Diskurs des Umfunktionierenden als Eigenschaft unterstellt wird. Dabei kann doch alles umfunktioniert werden. Im Hintergrund dieser Herangehensweise steht der Ansatz von *Faye*, auf den Maas sich stützt. Danach sollen die Nazis in ihrer Kampfzeit »parasitisch die erfolgreichen Argumentationsformen« der politischen Konkurrenten »absorbiert« haben, ohne dabei selbst durch »gesellschaftspolitische Eigenvorstellungen gehemmt« gewesen zu sein (238); so sei es unmöglich geworden, vom Standpunkt der Tradition der Jugendbewegung im Dritten Reich noch »politischen Dissens zu artikulieren — wie die Hilflosigkeit der rebellischen Gesten der 'Wilden Cliquen' zeigt« (239). An anderer Stelle heißt es sogar pauschal, der Nazi-Diskurs habe »oppositionelle Traditionen (die bürgerlich-demokratischen wie auch weitgehend ihre Fortschreibung in der sozialistischen Tradition) entwertet, sie zur Artikulation des politischen Dissenses ungeeignet« gemacht »(außer eben für eine Minderheit der 'gefestigten' politischen Elite, die aber von dem Terrorssystem umgebracht wurde, wenn sie nicht emigrieren konnte)« (190). Ist das nicht eine neue Weise, die Nazis zu dämonisieren? Der Fehler scheint mir darin zu liegen, daß nur nach den »Eigenvorstellungen« der Nazis gefragt wird, aber nicht nach der Fixierung dieses Eigenen an das Fremde des Diskurses. Haben die Nazis nicht wie andere Menschen in *besonderen Diskursen* gedacht und »absorbiert«? Dann aber muß ihre Absorptionsfähigkeit begrenzt gewesen sein. Was sie tun konnten, war dies: die oppositionellen Diskurse als Fragestellungen aufgreifen und in ihrer faschistischen diskursiven Perspektive »beantworten«. Und dafür mußten sie bezahlen: mit der *Verschiebung* der oppositionellen Frage in diese Perspektive hinein. Und das heißt eben *nicht*, daß diese Frage damit »zur Artikulation von Dissens ungeeignet« wurde. Eine

Frage, die verschoben wird, ist als solche immer noch da, solange sie nicht beantwortet wird. Die Chance oder die Gefahr, daß solche Antworten versucht werden und somit die Frage selbst »wiederkehrt«, bleibt bestehen. So wurden die Abenteuerfahrten der bündischen Jungmänner — eine modernisierte Gralssuche, die für sich genommen wohl weiter nichts ist als Suche nach dem eigenen Geschlecht in einem unspezifisch-patriarchalischen Sinn — verschoben in das ganz andere Abenteuer des staatlichen faschistischen Feldzugs und kehrten dann doch in den Texten der »Wilden Cliques« wieder. An diesen Texten scheinen mir daher weniger die gemeinsamen Merkmale mit HJ-Texten bemerkenswert als ihre partielle Fähigkeit, die Amalgamierung der bündischen und der HJ-Fragestellung *wieder aufzulösen*. Und wenn man trotzdem nicht sagen kann, sie hätten einen wirkungsvollen Dissens artikuliert, dann liegt das nicht an der prinzipiellen Unmöglichkeit einer solchen Artikulation: sondern daran, daß die »Cliques« nicht auch ihrerseits versuchten, den *faschistischen* Diskurs zu »beantworten«. Weil sie nicht in die Offensive gingen. Das scheint mir auch die allgemeine Lehre der Analysen von Maas zu sein: Man sieht, wie die Nazis sich auf die Fragestellungen der Linken und der bürgerlichen Rechten beziehen, aber es gibt kaum einen hinreichenden analogen Versuch auf der Linken, die Fragen derer aufzugreifen, die das faschistische Potential bildeten. Das hätte nicht in der Form einer Frage-Amalgamierung von links geschehen müssen und dürfen. Das Problem bestand eher darin, daß die Linken sich sogar für eine *ausdrückliche Zurückweisung* der faschistischen Fragen zu schade waren. Das hätte ja erfordert, sie zur Kenntnis, sie »ernst« zu nehmen.

Wenn Maas sich mit dem Nazi-Diskurs als solchem befaßt, dann schreibt er z. B., daß für ihn »gewissermaßen 'Pseudobegriffe'« zentral seien, »die wie das 'jüdisch' des Antisemitismus eine Klammer für Disparates bilden, das in seiner Verschiedenheit verschleiert und damit dem Denken entzogen wird« (218) — eine negative Charakterisierung, die den Nazi-Diskurs bloß als Nicht-Denken erscheinen läßt. Es ist nur folgerichtig, daß dann die »besondere Verantwortung« einer antifaschistischen Intelligenz im reinen Defensivkampf liegen soll: darin, »die Zerstörung der Rationalität ... transparent zu machen« (207). Maas versucht auch, den Diskursbegriff als solchen zu definieren. Er stehe »für eine sprachliche Formation als Korrelat zu einer ihrerseits sozialgeschichtlich zu definierenden gesellschaftlichen Praxis«. »In einer Diskursanalyse werden die 'Regeln' gefaßt, die einen bestimmten Diskurs konstituieren, die in diesem Fall den Text zu einem faschistischen machen.« (18f.) Texte werden keinem Autor mehr zugeschrieben, sondern es geht Maas darum, die »sozial vorgängige Struktur« in ihnen aufzufinden (19). Mir scheint, daß hier eine Vermittlung von Text, Diskurs und sozialem Hintergrund zwar postuliert, aber nicht wirklich durchgeführt wird, weil der Diskursbegriff leer bleibt. Die »Regeln« gewinnen nirgendwo in dem Buch eine Eigenbedeutung, die sie *sowohl* von den Texten *als auch* vom sozialen Hintergrund unterscheidet. Deshalb erhält der Nazi-Diskurs eine bloß negative Existenz. Und die negative Existenz macht ihn dämonisch.

Ich möchte noch auf die bedeutsame Analyse der innenpolitischen Bedingungen der »Machtergreifung« hinweisen. Maas legt den Akzent auf die »Lagermentalität« der rechten wie linken Weimarer Parteien. In der »Frontstellung der Lager« verlief »die tatsächliche ideologische Reproduktion der gesellschaftlichen Verhältnisse«. Dieses *Zwei-Blöcke-System* war nach 1930 nicht mehr imstande, die »gesellschaftlichen Verhältnisse« hinreichend zu artikulieren. »Die Machtübergabe an eine *moderne* politische Organisation, die es wie die NSDAP verstand, das neue gesellschaftliche Potential zu binden, lag in der Logik dieser Entwicklung.« (175) Die Gegenüberstellung »traditioneller« und »moderner« Parteien bleibt sicherlich zu vage. Doch macht das den Hinweis auf die *Funktion des dritten Blocks* nicht gegenstandslos. Ich wünschte mir, sie wäre damals nicht kampflos den Faschisten überlassen worden. Während die »Lager« sich in jeweils inneren Mono-

logen reproduzierten, haben die Faschisten sich in dieselben eingemischt. Das hat schon ausgereicht, die Reproduktion zu unterbrechen. Selbst mit bloßen Lügen, die aber die Form von Antworten hatten. Dieser Hinweis auf das Problem der »Lager« ist ein großes Verdienst. Niemand soll sich einbilden, daß es nicht mehr aktuell wäre.

Michael Jäger (West-Berlin)

**Schmitt, Peter F.: Widerstand zwischen den Zeilen?** Faschistische Okkupation und Presselenkung in Norwegen. Pahl-Rugenstein-Verlag, Köln 1985 (286 S., br., 35,- DM)

Die vorliegende Veröffentlichung, eine Dissertation bei Reinhard Kühnl, besteht hauptsächlich in einer Art 'neuer Lektüre' der vorhandenen Literatur und Dokumente (Quellen) der faschistischen Okkupation Norwegens sowie der Aufarbeitung der Besatzungs- und Kriegszeit in der Nachkriegsgeschichtsforschung Norwegens selber. Der Schwerpunkt der Erörterungen liegt auf der von deutschen und norwegischen Faschisten und Sachbearbeitern inszenierten Presselenkung und auf den Reaktionen norwegischer Zeitungsbesitzer, Redakteure und Journalisten. Dabei vermag der Autor der sprachlichen Form ideologischer Anrufungen und seiner Diversität als Presse nur geringe Aufmerksamkeit abzugewinnen. Damit ist zugleich eine der Enttäuschungen bezeichnet, die das Lesen mit sich brachte: weder kann man sich ein Bild von norwegischen (faschistischen und nichtfaschistischen) Zeitungen machen, noch ist man imstande, Interpretationen des Autors über Schreibweisen in der norwegischen Presse nachzuvollziehen, gegebenenfalls ihnen zu widersprechen. Dies mag zum Teil daran liegen, daß sich Historiker im allgemeinen und Pressehistoriker im besonderen eher auf Quellen in Archiven und Dokumentationen beschränken, als sich auf die Lektüre der konkreten Zeitungstexte, der Endprodukte aller wirtschaftlichen und politischen Bemühungen der Presselenker und der Gelenkten, einzulassen: es hat sicher auch etwas mit der Fülle des Materials und dem beschränkten Platz zu tun.

Der erste Teil (»'Gleichschaltung' — Diskurs und Kritik zur Literatur«) bespricht kurzrassisch die wichtigsten norwegischen Veröffentlichungen zum Thema; im Zentrum stehen die blinden Stellen in diesen Arbeiten, die regelmäßig die »Problematik von bürgerlicher Affinität und Koexistenz mit der faschistischen Okkupationsmacht« (28) zugunsten einer Hypertrophierung von Zwang und Terror ausblenden. Im Rückgriff auf Habermas' Öffentlichkeits-Begriff konstatiert Schmitt den »Sachverhalt einer unspektakulären, weil kommunikationsindustriell verabfolgten Pazifizierung Norwegens« (32) und subsumiert das Verhalten der norwegischen Presse im wesentlichen unter die Kategorie der ökonomischen Kollaboration (27-47). Im zweiten Teil (»Norwegen am Vorabend des II. Weltkriegs«) konzentriert er sich auf eine Skizze der Bedingungen, die die deutschen Nazis in Norwegen vorfanden und an die sie anknüpfen mußten. Die »selbstmörderischen Zugeständnisse norwegischer Neutralitätspolitik an den deutschen Hitlerfaschismus« (58) finden eine Entsprechung in der Presse, da »der auflagenstärkste Teil der bürgerlichen Presse an seiner unverhohlenen Faszination gegenüber der faschistischen Systemvariante fest(hielt)« (54). Dabei empfinde ich es als Mangel, daß das Parteienspektrum nicht deutlich gemacht und daß auch die Rolle Quislings vor der Besetzung nicht erwähnt wird (49-60). Der dritte Teil (»Die faschistische Aggression im skandinavischen Norden — Norwegen im imperialistischen Konzept der 'Neuordnung Europas'«, 61-101) behandelt vor allem die wirtschaftlichen Ziele des Nationalsozialismus und der großen deutschen Konzerne, die vom Staatsstreich Quislings unmittelbar nach dem Angriff eher gestört wurden, was zu der komplexen Dialektik führte, daß die norwegischen Faschisten durch die Etablierung eines »Reichskommissariats« entmachtet wurden — eine Konstellation, die auch noch zwei Jahre später, als Quisling die Rolle des »Ministerpräsidenten« spielen durfte, beibehalten wurde und die dem deutschen Aggressor die Dauermöglichkeit bot,

die wirtschaftliche Ausbeutung mit der scheinbaren Zurücknahme explizit Quislingischer Einflußnahmen zu perfektionieren. Für die Presse bedeutete dies, daß ihr teilweise eine patriotische Quislingopposition zugestanden wurde, bei Unterstützung der generellen Bestrebung des Besatzers, Ruhe und Ordnung zu artikulieren, wie es im vierten Teil herausgearbeitet wird (»Presse- und Propagandapolitik als Faktor hitlerfaschistischer Kolonialisierung des norwegischen Staates«, 102-254). In einem Exkurs »Resistenz gegen Manipulation — Kommunikative Publikumsbedingungen als Rezeptionsbarriere« (226-237) geht Schmitt auch auf das faktische Scheitern einer Ideologisierung der norwegischen Gesellschaft im Sinne des Modells des deutschen Faschismus ein, wenn er schreibt: »An der Praxis der mit der kriegswirtschaftlichen und militärstrategischen Problemlage befaßten faschistischen Realpolitiker, die dem rituellen Mummenschanz propagandistischer Repräsentationszeremonielle im Grunde wenig Bedeutung beimaßen, wird deutlich, wie weit die Okkupanten unterhalb einer ideologischen Erfolgsschwelle das relative Gleichgewicht der Repression zugunsten kriegswirtschaftlicher Optionen zu steuern trachteten. Hinsichtlich der auf diesem fundamental bedeutsamen Sektor zu verbuchenden Erfolge nahm sich das ideologische Nicht-Fuß-fassen-Können geradezu als Lappalie aus.« (235) Hier stellt sich allerdings die Frage, ob nicht Faschismus in solchem Zusammenhang auf bloße machiavellistische Machtpolitik zusammenschumpft, die auf der 'Geschicklichkeit' der entsprechenden Agenten beruht. In dieser Perspektive würde die Okkupation Norwegens auf einen unfreiwilligen Komplott verschiedener Kapitalgruppen hinauslaufen; mit einem gewissen Gespür für diese unbefriedigende Simplifizierung stellt sich der Autor daher im letzten Teil die Aufgabe, den Antifaschismus in Norwegen zu erläutern (»Antifaschistischer Widerstand und ideologischer Klassenkampf«, 255-269). Er geht besonders auf die Schwierigkeiten ein, eine Einheitsfront zu bilden, auf die erst spät sich konsolidierende führende Rolle der norwegischen Kommunisten im Untergrundkampf und auf die schon vor Kriegsende einsetzenden Versuche, diese patriotische Leistung zu diskriminieren und von bürgerlicher Seite mit der Befürchtung einer Moskauhörigkeit zu stigmatisieren, z.T. sogar in Zusammenarbeit mit dem Besatzer. Zusammenfassung, Abkürzungs- und Literaturverzeichnis sowie zwei Register runden die Veröffentlichung ab.

Schmitts Beitrag zur Faschismusforschung besteht darin, daß er Konzepten des »Primats der Politik« die Ebene der Kapitalverwertung unter spezifischen Bedingungen entgegenhält; dahinter ist allerdings (vorläufig) noch keine Theorie der faschistischen Besatzungspolitik sichtbar. Es fehlen mehr als zufällige Vergleiche mit der Okkupationspraxis in anderen Ländern, und es fehlen systematische Erläuterungen zur Rolle des Ideologischen in diesem Zusammenhang. Die mangelnde Problematisierung der sprachlichen 'Diskursivität' des Faschismus und seines Auftreffens auf norwegische sprachliche Verhältnisse führt zu dem Paradox, daß ausgerechnet faschistische Dokumente (Quellen) unvermittelt als 'wahr' angesehen werden und eine Belegfunktion erhalten, während norwegischen Zeitungsartikeln der Besatzungszeit von vornherein nur eine Wirkung auf einem »Nebenschauplatz« zugebilligt wird. Die Frage des Buchtitels ist somit im Kontext zu verneinen, was um so vager ist, als kein einziger Zeitungsartikel einer eingehenden Analyse unterzogen wird, erst recht nicht unter den 'interkulturellen' Bedingungen des Aufeinandertreffens zweier Sprachen. Mangelndes Gespür entwickelt der Autor auch gegenüber der Frage, warum sich Widerstand in Norwegen vor allem gegen »die Deutschen« artikuliert statt gegen die, wie er es gerne hätte, »zugespitzten Antagonismen der bürgerlichen Gesellschaft« (194, Fn. 18). Alle Dimensionen eigen- und fremdkulturellen Reagierens bleiben außer Betracht.

Christoph Sauer (Amstelveen/Niederlande)

**Giese, Heinz W., Bernhard Gläß und Franz Januschek (Hrsg.): Sprachersatz.** Linguistische Konstrukte und ihre Rationalität. OBST — Osnabrücker Beiträge zur Sprachtheorie, H. 29. Osnabrück 1984 (187 S., kt., 12,- DM)

»Denn was immer wir auch tun, wir tun es innerhalb des Lebens, und die Erfahrung lehrt, daß auch die Mathematik kein vollkommener Zufluchtsort ist, denn sie ist in der Sprache zu Hause.« Der OBST-Band zur Rationalität linguistischer Konstrukte beherbergt Variationen zu diesem an Wittgenstein orientierten Satz aus Lems *Stimme des Herrn* (Frankfurt/M. 1983, 22). Sofern die Sprachwissenschaft erfahrungsleere Modelle erzeugt, um der widerspenstigen authentischen Sprachwirklichkeit zu entkommen, müßte sie scheitern. und von solchem Scheitern ist hier vielfach die Rede. Wie aber vergewissert man sich sonst jener Sprachwirklichkeit? Das Problem der Reflexion über einen Gegenstand stellt sich im Falle der Sprache schon immer in besonderer Weise, weil jeder Versuch, sich dabei — etwa durch formalsprachliche Modelle — nicht eben dieses Gegenstandes zu bedienen, illusorisch bleiben muß. Der vorliegende Band geht den Motiven solcher Versuche nach und diskutiert vor allem, ob derartige Anstrengungen sich nicht ihrerseits auf jene authentische Sprachwirklichkeit niederschlagen, etwa in vergleichbarer Weise wie die Erfindung der Schrift den Sprachgebrauch insgesamt änderte. Das heimliche Leitmotiv fast aller sonst noch so divergenten Beiträge ist daher die Frage nach dem Verhältnis von (vorwissenschaftlichem) Original und (mit Hilfe theoretischer Anstrengung) erzeugter Kopie: »Die Formalisierung wird zum Original, die natürliche Sprache zum Modell dieses Originals.« (Gloy, 106)

Am drastischsten zeigt sich dieses (aus dem klassischen Latein- und Griechisch-Unterricht bekannte) Problem in Forschung und Praxis der sprachorientierten Künstlichen Intelligenz (KI). Konsequenterweise eröffnet der Band daher — nach einer Einleitung der Herausgeber — mit einem knappen und leichtverständlichen Überblick über einige allgemeine Aspekte sprachorientierter KI-Forschung und ihrer möglichen Folgen (Christopher Habel), um mit einem Aufsatz von Siegfried Kanngießer über die Sprecher-Hörer-Maschine gleich den Stein des Anstoßes folgen zu lassen, an dem sich die meisten anderen Beiträge ihre Zähne ausbeißen könnten. (Leider wird diese Diskussion nicht geführt.) Kanngießer 'weist nach', daß eine »Gesellschaft von Sprecher-Hörer-Maschinen« grundsätzlich denkbar und »in einer fernen Zukunft« auch realisierbar sei (73): »Sie werden mit dem Menschen so kommunizieren, wie dieser mit seinesgleichen kommuniziert.« (74) Soweit die Argumentation reicht, wird sie professionell und schlüssig geführt; sie ist zugleich ein Beispiel dafür, wie logische Schlüssigkeit nur eine notwendige, nicht aber eine hinreichende Bedingung für Wahrheitsfindung ist. Man liest den Beitrag mit Gewinn, wenn man ihn als spielerische Einladung zur Widerlegung auffaßt: damit man nicht zu schnell gewinnt, hat Kanngießer (der freilich alles ganz ernst meint) einige geschickte Fallen eingebaut.

Die übrigen Beiträge verteidigen mehrheitlich die Rolle des Subjekts bei der Konstruktion von Rationalität. Wilfried Stöltzing weist anhand eines aufschlußreichen Fallberichts Zusammenhänge zwischen Persönlichkeitsfaktoren von Sprachwissenschaftlern und ihrer wissenschaftlichen Tätigkeit auf. Klaus Gloy hält ordnungs- und herrschaftsfetischistische Elemente sprachwissenschaftlicher Tätigkeit für einen kritikwürdigen Auslöser manch wissenschaftsfeindlicher Tendenzen. Rüdiger Vogt analysiert den Zusammenhang zwischen Bezeichnungskonventionen und ideologischen Einstellungen in Presseberichten zu Krefelder Demonstrationen (1983). Florian Coulmas ortet den Platz der Schrift als Untersuchungsgegenstand der Linguistik. Siegfried Jäger sieht in der mangelnden kritischen Potenz der Soziolinguistik den Grund für ihren Aufstieg und Niedergang. Bernhard Bosch bringt ad hoc verfertigte Wörterbücher im Grundschulunterricht der zwanziger Jahre gegenüber den modernen Grundwortschatz-Standards in Erinnerung.

Alles in allem werden, der OBST-Tradition gemäß, wichtige Aspekte von Sprache und Sprachwissenschaft in anregender Weise zur Diskussion gestellt, die andernorts oft vernachlässigt oder erst mit Verspätung aufgegriffen werden. Die Qualität der Artikel schwankt, gelegentlich auch innerhalb desselben Beitrages; und manchmal hätte man Gleiches auch auf der Hälfte des Raumes sagen können. Aber beides zusammen, kritische Reflexion über Abstraktionen von Sprache und Disziplinierung des eigenen authentischen Sprechens, ist ja auch ein bißchen viel verlangt.

Ulrich Schmitz (Duisburg)

## Kunst- und Kulturwissenschaft

**Medienwirkungsforschung in der Bundesrepublik: Enquete der Senatskommission für Medienwirkungsforschung/DFG.** Unter dem Vorsitz von Winfried Schulz und der Mitarbeit von Jo Groebel. Teil I: Berichte und Empfehlungen. Teil II: Dokumentation. Katalog der Studien. VCH Verlagsgesellschaft, Weinheim 1986 (172 und 259 S., br., zus. 138,- DM)

Bedeutend, Respekt abgewinnend, vor allem nützlich und konstruktiv verspricht die Aufgabe zu werden, die die Deutsche Forschungsgemeinschaft 1980, an der Schwelle eines neuerlichen, in seinen Folgen wohl alles Bisherige überbietenden medientechnologischen Schubes, der berufenen Kommission aus zehn Kommunikationswissenschaftlern (unter Vorsitz des Nürnberger Publizistikwissenschaftlers W. Schulz) stellte: nämlich eine sachliche, möglichst umfassende und gründliche Bestandsaufnahme des Wissens hierzulande über die Wirkungen der Massenmedien zu erarbeiten, Defizite, Ungereimtheiten und Desiderate aufzuzeigen und daraus Empfehlungen für die erwünschte Weiterentwicklung, vielleicht auch erst Grundlegung und Konzipierung einer einschlägigen Disziplin, genannt Medienwirkungsforschung, vorzulegen.

Es war die große Chance der hiesigen Publizistikwissenschaft, die erst acht Jahre zuvor (1972), wie das Kommissionsmitglied E. Noelle-Neumann noch bitter beklagt, ihre wissenschaftliche Anerkennung durch die DFG erfahren hatte; es hätte sie sein können. Lediglich ein Kommissionsmitglied, der Medienreferent des Süddeutschen Rundfunks, H. Bessler, benennt die zugrundeliegenden medien- und interessenpolitischen Konstellationen für diese Initiative: Die zusätzlich anvisierten Neuen Medienmärkte bedürfen noch ergiebigerer, sublimierter Datenvorgaben und Mechanismen der Nachfragesteuerung, die jedoch die Verantwortlichen und Nutznießer nach wie vor zum geringsten von der akademischen, hier »hypothesenprüfend« genannten Forschung erwarten. Dafür haben sie längst ein immer dichteres Geflecht konform und effizient arbeitender, kommerzieller Markt- und Meinungsforschungsinstitute etabliert, die mit ihrem geschätzten jährlichen Umsatz von bis zu einer Milliarde DM alle Größenordnungen akademischer Forschung weit in den Schatten stellen. Systemkonsequent lautet daher eine der zentralen forschungsorganisatorischen Forderungen (der nur ein Kommissionsmitglied widerspricht), »reine Forschungsinstitute« gleich den wirtschaftswissenschaftlichen zu gründen, und sie nimmt damit das nun verabschiedete HRG vorweg: An-Institute auch für die Medienforschung? Das Allensbacher Vorbild läßt grüßen!

Wer allerdings exzeptionelle Maßstäbe für eine sechs Jahre währende, von hochkarätigen Wissenschaftlern zu bestreitende Arbeit erwartet, die nicht nur vorliegende Resümees und Kompendien übertrifft, vielmehr auch konzeptionelle Perspektiven für die Zukunft aufreißt, der wird sie wohl kaum erfüllt sehen. Rund 250 Studien, theoretische wie empirische, hat der dafür eigens beauftragte wissenschaftliche Mitarbeiter J. Groebel »weitgehend selbständig« (wie es in der Einleitung heißt) erfaßt, kategorisiert und annotiert. Sie bilden die empirisch-kognitive Basis für die Einzelgutachten und Empfehlungen.

Mit ihr liegt eine übersichtliche, für künftige Arbeiten orientierende Auflistung relevanter Arbeiten zur Rezeptions- und Wirkungsforschung aus den Jahren 1970 bis 1982 — so der unbegründete Ausschnitt — vor, mit der man sich über diese oder jene Arbeit rasch informieren, in der man dieses oder jenes Forschungsthema (nicht zuletzt auf Grund des Registers) bündig nachschlagen kann.

Aber umstritten ist schon die Auswahl, und dies nicht nur implizit, sondern auch erklärtermaßen. Während die Einleitung zur Dokumentation »alle wissenschaftlich bedeutenden methodisch oder theoretisch besonders interessanten Arbeiten zur Medienwirkungsforschung« mit dem Anspruch »beispielhafter« Vollständigkeit annouciert, entzieht sich die Kommission, fettgedruckt, jeder repräsentativen Haftbarmachung: »Der Katalog der Studien erhebt weder Anspruch auf vollzählige Erfassung noch auf quantitativ-proportionale Abbildung des Forschungsfeldes.« Dabei hatte man anfangs erklärtermaßen überaus weitsichtig und tolerant verfahren wollen: Um »jede Form von Dogmatik zu vermeiden«, legte man keinen »expliziten«, geschweige denn einheitlichen Begriff von Wirkung, wohl auch keinen Kanon anerkannter Forschungsmethoden zugrunde, vielmehr entschied man sich »im Zweifelsfalle Arbeiten eher ein- als auszuschließen«, theoretische (hier oft als spekulative, nur Hypothesen generierende bezeichnet) wie auch empirische. Und doch fallen jedem leidlich Eingeweihten einige Dutzend hier ignorierte ein, und sie rubrizieren sich wohl nicht ganz grundlos unter das Vorzeichen kritisch. Aber auch zahlreiche Arbeiten aus den philologischen Fächern, aus der Soziologie und Pädagogik und nicht zuletzt viele Dissertationen (eben aus Instituten, die nicht zur etablierten Publizistikwissenschaft zu rechnen sind) sucht man vergebens. Folgen nachlässiger Bibliographie oder beabsichtigte Selektion: aber mit Hilfe welcher Kriterien? Hingegen sind sämtliche Ausgaben und Windungen aus der Mainzer/Allensbacher Schule verzeichnet und vielfach gewürdigt. Und doch fühlt sich deren Hüterin noch nicht genügend hofiert, anders läßt sich ihre ausgreifende Selbstdarstellung nicht lesen. »Theorie- und Methodenegoismus«, verbunden mit eklatanten »Eigeninteressen« geißelt E. Straßner in seinem (widersprechenden) »Sondervotum« solch unverblümten Eigennutz.

Aber auch sonst dürften die Diskussionen in der Kommission nicht sehr harmonisch und konstruktiv verlaufen sein, wie die zehn Einzelgutachten zu Komplexen und Einzelbereichen der Wirkungsforschung erkennen lassen; wohlweislich werden sie als »persönliche Sichtweise(n« und Einschätzung(en) des jeweiligen Autors« deklariert. Dabei war man doch bei der personellen Auswahl recht sorgsam und pro domo bedacht verfahren: Kein ausgewiesener Repräsentant kritischer Medienforschung, hieß er nun Prokop, Holzer, Negt oder Dröge, war in der Kommission vertreten, mit Ausnahme Straßners (Linguist) blieben auch sämtliche andere kulturwissenschaftlichen Fächer verschmäht (obwohl die DFG kürzlich in Siegen/Marburg einen literaturwissenschaftlich orientierten Sonderforschungsbereich für Medien eingerichtet hat). Dominant war das ohnehin tonangebende positivistisch-empiristische Lager, nur wenige neigen weniger strikten, offeneren und innovativeren Forschungs- und Methodenkonzepten zu. »Zynisch«, so Straßner, muß daher die Forderung einer sich derart gedanklich verbarrikadierenden Kommission nach Interdisziplinarität und »fächerübergreifender Organisation der Medienwirkungsforschung« gewertet werden, wenn sie darunter in Wahrheit nur Prestigegewinn und Ausweitung der eigenen Pfründe meint: »Die Forderung« — so Straßner weiter — »nach dem 'für Wirkungsuntersuchungen per definitionem unabdingbaren Kausalnachweis, d.h. die Zurechnung beobachtbarer Wirkungen zur Medienursachen' macht deutlich, daß damit versucht wird, aus positivistischer Sicht ein universelles normatives theoretisch-methodisches Paradigma durchzusetzen, das repräsentative Modellkonstruktionen enthält und nur die statistische Reliabilität gelten läßt.«

Aber selbst unter solchen, Irritationen ausschaltenden Restriktionen konnte sich die

Kommission offenbar nicht auf einige wenige unerläßliche Grundkategorien, etwa auf einen vergleich- und handhabbaren Theoriebegriff, verständigen: Während nämlich die Kommission in ihrer »zusammenfassenden Stellungnahme« insgesamt und auch in den meisten Einzelgutachten einen eklatanten Mangel an Theorie und methodologischer Transparenz der deutschen Studien gerade im internationalen Maßstab monieren, konstatiert H. Sturm für das (in Wahrheit besonders prekäre) Feld »Medienwirkungen auf Kinder und Jugendliche« den erreichten »Anschluß insbesondere an anglo-amerikanische Forschung ... , was zugleich bedeutet, daß deutsche Untersuchungen nunmehr beziehbar sind auf deren weit gefächerte Ergebnisse und Theorieteile«. Gemeint sind bekanntermaßen fast ausschließlich ihre selbstfabrizierten Theoreme, die sie in nun schon ermüdender Unbeirrtheit von neuem referiert. Vollends bestreitet E. Noelle-Neumann einen theoretischen Nachholbedarf; sie verlangt hingegen mehr Training in der Handhabung empirischer Methoden, vor allem die unaufhörliche, den Naturwissenschaften entlehnte Anhäufung deskriptiv-demographischer Daten, aus deren systematisch kumulierten »Evidenzen« Erkenntnisse und Gesetzmäßigkeiten über Medienwirkungen in einem noch langen Weg (»wir sind im Suchstadium«) gefiltert werden können.

»Quasi-Wirkungsanalysen« (mithin Als-ob-Analysen) nennt K. Mertin in seiner treffenden, methodologisch kompetenten Methodenkritik solche Vorgehensweisen, und er rechnet darunter »mehr als die Hälfte der erfaßten Untersuchungen«, auch großenteils die der Vorgenannten. Als einziger Sozialwissenschaftler stellt er zusammen mit Straßner unter Hinweis auf die »kommunikative Sozialforschung« die Frage nach einem noch angemessenen Gegenstandsverständnis der etablierten »Kommunikationsforschung«. Doch der bleibt Theorie insgesamt ein Satz überprüfbarer Hypothesen, mit dem vorzugsweise »die Vergleichbarkeit der Forschungsarbeiten und damit auch Wiederholungsuntersuchungen« begünstigt werden können.

Ohne Nachsicht wird wiederholt der methodische Standard der Wirkungsforschung bemängelt, pikanterweise, wenn auch meist unausgesprochen, wechselseitig der eigener Studien: »unterentwickelt«, »hausbacken«, »ungesichert«, »spekulativ« sind häufige Verdikte. Was freilich die methodische Qualität kommunikationswissenschaftlicher Studien in Übereinstimmung oder auch Abgrenzung zur sozialwissenschaftlichen Forschung allgemein ausmachen könnte, darüber verliert die Kommission kein gemeinsames Wort, kein Wunder wohl bei dem defizitären und heterogenen Theorieverständnis. Allein die Forderung nach »multivariaten Analysen« oder »Methodenkombinationen« gleichsam auf der konkretesten, aber noch unverfänglichen Ebene wird breit geteilt. Und übereinstimmend beklagt man die konstatierte Dominanz der Befragung, zumal standardisierter Art; ihr folgt im schon weiten Abstand die Inhaltsanalyse, freilich bereits als eine beliebte Methode der »Quasi-Wirkungsanalysen«, die, wie W. Schulz in seinem zweiten Gutachten vorschlägt, eigentlich nicht mehr zum Wirkungsmetier im engeren Sinne gerechnet und daher nur in »Ausnahmefällen«, etwa wenn sie »theoretisch innovativ« seien, als »Beitrag zur Medienwirkungsforschung akzeptiert« werden sollten.

Ohne Frage: auch sonst finden sich in den Gutachten von M. Kaase und W. Langenbacher über »Medienwirkungen auf Gesellschaft und Politik«, in dem von J. Groebel über »Medien und Gewalt«, in dem von E. Straßner über »Wirkungen der Formen medialer Darstellung«, in denen von W. Schulz über »Wirkungsmodelle der Medienwirkungsforschung« und »Medienanalyse (Inhaltsanalyse) und Wirkungsforschung« sowie schließlich in dem schon erwähnten von K. Mertin über »Methoden der Wirkungsforschung« brauchbare, konzise, thematisch und methodisch geordnete Referate über den jeweiligen Erkenntnis- und Forschungsstand und nicht weniger hilfreiche Auflistungen gravierender Defizite und Desiderate, wie sie diese und andere Autoren in anderen Publikationen schon vorgebracht haben. Doch die Zielsetzung diesmal war eine weiterreichende und ambitio-

niertere. — Lohnt es sich, bei solch ungesichertem, inkonsistentem Analysefundament auf die inhaltlichen und forschungsorganisatorischen Empfehlungen ausführlich einzugehen, zumal die Kommission selbst sie wohl nicht mehr für ganz so dringlich und akut hält? Gefordert werden im wesentlichen eine »thematische Schwerpunktbildung und Konzentration der Kräfte«, um die »inhaltliche Kohärenz«, größere »Theoriebezogenheit« und »methodische Verfeinerung der Medienwirkungsforschung« zu erreichen. Dazu dienen sollen vor allem »Grundlagen-, Langzeit-« und »makroanalytische Untersuchungen«, freilich mit dem schon skizzierten empirisch-analytischen Forschungsverständnis, das sich vor allem gegenüber »weichen« Verfahren und »Studien mit ungesicherter Beweiskraft« scheut und sich hingegen vorzugsweise »der Vermittlung der in der sozialwissenschaftlichen Methodologie entwickelten kausalanalytischen Verfahren an die praktische Forschung« befleißigt. Daß dafür mehr Mittel, Stellen und vor allem ungestört-einträgliche Forschungsstrukturen einzufordern sind, versteht sich fast von selbst. »Abgesteckte Claims mit Zähnen und Klauen zu verteidigen trachten, besonders in einer Zeit der Mittel- und Stellenknappheit«, decouvriert sie Straßner in jenem Zeugnis noch fraglos unbeschnittenen pluralistischen Wissenschaftsverständnisses. Doch solche Forschungswestern werden längst anderswo, gemeinhin außerhalb der Hochschulen inszeniert, akademische Zaungäste jeder Fassung willkommen!

Hans-Dieter Kübler (Werther)

**Mast, Claudia: Medien und Alltag im Wandel.** Eine Literaturstudie zu Akzeptanz und Nutzung alter und neuer Medien. Universitätsverlag, Konstanz 1985 (240 S., br., 58,- DM)

Die im Auftrag des Presse- und Informationsamtes der Bundesregierung erstellte Studie bezieht sich auf Literatur, die nach Veröffentlichung des KtK (Kommission für den Ausbau des technischen Kommunikationswesens) Abschlußberichtes (1976f.) erschienen ist. Für den Bereich der »Geschäftskommunikation« beschränkt sie sich — aus nicht nachvollziehbaren Gründen — auf nach 1980 erschienene Titel.

Der Hauptmangel der aktuellen Diskussion über Neue Medien sei — so konstatiert Mast einleitend — ihre Ferne von »empirischen Belegen« bzw. die Emotionalität der Argumente (15). Dieser negative Bezugspunkt wird freilich nicht des Diskurses wegen aufgebaut, sondern nur, um die entsprechenden Arbeiten — nämlich »Literatur zur Medienkritik und Medienpolitik« (13) — leichthändig zu eskamotieren. Für eine Literaturstudie wahrlich ein fragwürdiges Verfahren! Da Claudia Mast andererseits selbst den miserablen Zustand der empirischen Erforschung des kommunikationswissenschaftlichen Kernbereichs: »Medienwirkungen« beklagt (19f.), liegt der Verdacht nahe, daß hier mit scheinwissenschaftlichen Kriterien (für den Auftraggeber?) mäßige Positionen ausgegrenzt werden sollen; so fällt z. B. auf, daß Titel wie Eurichs »Verkabeltes Leben« oder Kubiceks »Kabel im Haus — Satellit überm Dach« ignoriert werden.

Berücksichtigt man noch den gravierenden Mangel, daß auf ein integriertes Literaturverzeichnis verzichtet wurde (ein Register fehlt ebenfalls), so bleibt als Fazit, daß hier unter einem irreführenden Titel und zu einem gleichwohl stolzen Preis ein unbrauchbares, höchst überflüssiges Buch auf den Markt gebracht worden ist.

H. Gerd Würzberg (Dortmund)

**Protz, Jürgen: Die zerstörte Öffentlichkeit.** Die Bundesrepublik auf dem Weg zum Kommerzfunk. Steid Verlag, Göttingen 1986 (139 S., br., 15,- DM)

Jede Auseinandersetzung mit den Neuen Medien läuft in diesen »Gründerjahren« Gefahr, hoffnungslos die Zeichen der Zeit zu verkennen: Während man noch die Techniken im Kommunikationsbereich identifiziert und über zukünftige ökonomische, politische und soziale Auswirkungen spekuliert, haben die »Macher« schon das nächste Feld be-

treten, Pilotprojekte längst ihren Versuchscharakter abgestreift, Konzerne und Kartelle ihre Marktanteile abgesteckt, Landesmediengesetze juristische Fakten geschaffen. So liegt auch die Originalität der Arbeit des Hamburger Soziologie-Professors Jürgen Prott nicht in der Bestandsaufnahme gegenwärtiger Entwicklungsprozesse. Diese gewinnt sie vielmehr durch den Versuch, mit der These vom »fortgesetzten Funktionsverlust der Öffentlichkeit« einen theoretischen Ausgangspunkt zu (re)formulieren, der sowohl für weitere Diskussionen als auch konkrete Handlungsstrategien den Rahmen bilden kann.

»Kommerzfunk zerstört die Öffentlichkeit« — mit dieser Kapitelüberschrift weist Prott zum einen auf die, für die Verteidiger bestehender Verhältnisse immer wieder aktuelle Schwierigkeit hin, Marktwirtschaft und Verfassung zu harmonisieren, Massenkommunikationsmittel den Prinzipien einer auf Konkurrenz, auf Profit und Absatz orientierten Wirtschaftsordnung zu unterwerfen und sie gleichzeitig als konstitutive Funktionsträger einer parlamentarischen Demokratie zu bewahren. Zum anderen stellt er sich mit dieser Kritik in die Tradition derer, die sich einem, aus dem Gedankengut der Aufklärung schöpfenden Modell von Öffentlichkeit und Partizipation verpflichtet fühlen, der Kritischen Theorie und einer demokratietheoretisch orientierten Kommunikationswissenschaft.

»Kommerzfunk zerstört die Öffentlichkeit«, indem er die strukturellen Voraussetzungen einer funktionsfähigen, demokratischen Öffentlichkeit — die sich auf dem Grundsatz allgemeiner Zugänglichkeit über gesellschaftlich bedeutsame Themen bildet, jedoch auf die in direkt-wechselseitiger Kommunikation ausgebildete kommunikative Kompetenz der Individuen angewiesen bleibt (50-52) — außer Kraft setzt. Was sich in der Vergangenheit mit den Prozessen der Pressekonzentration, aber auch der Binnenkommerzialisierung der öffentlich-rechtlichen Anstalten bereits andeutete, wird durch die Anwendung der neuen Informationstechniken in privaten Händen zum »Angriff auf Restbestände liberaler Öffentlichkeit« (54), die zu verteidigen »als Voraussetzung humaner Gesellschaftsentwicklung« (53) oberstes Gebot ist. Materialreich belegt: Die Programmvermehrung durch private Veranstalter bedeutet nicht nur für die »Eckpfeiler« der bestehenden Öffentlichkeit — Rundfunk, Kino, Presse — die Gefahr struktureller Veränderungen (institutionelle Ebene). Dieselbe Programmvermehrung zeichnet einer gebotenen Informations- und Meinungsvielfalt ebenso deutliche Grenzen (inhaltliche Ebene), wie sie dem Ideal kommunikativer Kompetenz zuwiderlaufende Rezeptionsweisen und Verhaltensmuster fördert (individuelle Ebene).

Den abschließenden Teil seiner Arbeit widmet Prott den Bruchstellen im Entwicklungsprozess der Neuen Medien als möglichen Anknüpfungspunkten für kommunikationspolitische Alternativen. »Bruchstellen« meint auch das Potential politischen Widerstands. Interessant ist hier, daß neben den Gewerkschaften für Prott auch die SPD zu den Hoffnungsträgern der Zukunft gehört — sobald an die Stelle der »galoppierenden Schwindsucht von Grundsätzen sozialdemokratischer Medienpolitik« eine Politik der »Prinzipienfestigkeit« getreten ist. Beide besitzen das Mandat, eine emanzipatorische, auf die Wiederbelebung einer funktionstüchtigen Öffentlichkeit zielende Kommunikationspolitik umzusetzen — konkret: auf der Grundlage einer unbedingten Bestandsgarantie die strukturelle Reform des öffentlich-rechtlichen Rundfunks und, darüber hinaus, die Stärkung jener Sektoren der kommunikativen Infrastruktur (Theater, Bibliotheken, Jugendzentren usw.), die noch unmittelbare Zwischenmenschlichkeit ermöglichen.

»Die zerstörte Öffentlichkeit« ist geprägt vom Vertrauen auf ein Modell liberaler, bürgerlicher Öffentlichkeit, so daß der prinzipielle Widerspruch zwischen kapitalistischer Ökonomie und demokratischen Zielnormen — der älter ist als jüngere Prozesse der Pressekonzentration und jüngste Entwicklungen der Neuen Medien — im Hintergrund der Arbeit bleibt. Diese Beschränkung spiegelt sich auch in dem Versuch wider, sowohl Ideal als auch Rekonstruktion dieser Öffentlichkeit ausschließlich an kommunikative bzw. medien-

gesteuerte Prozesse zu knüpfen, ohne die Vermitteltheit dieser Phänomene mit den allgemeinen historisch-konkreten Grundlagen gesellschaftlicher Produktion herauszustellen. Zu schnell kann so eine Diskussion um Kommerzfunk von den alle sozialen Bereiche umfassenden Projekten der »Computer-Gesellschaft« (s. ISDN) ablenken.

Jochen Robes (Münster)

**Kübler, Hans-Dieter (Hrsg.): *Jenseits von Orwell*.** Analysen zur Instrumentierung der Kultur. Jahrbuch für Kultur- und Medienforschung, Bd.1. Verlag Haag + Herchen, Frankfurt/M. 1984 (261 S., br., 25,- DM)

Jahrbücher sind problematisch. Das Wichtigste eines Jahres zwischen zwei Buchdeckel zu versammeln, gelingt meist nur bei einigen Spezialbereichen und oft nur in Anbindung an eine kontinuierlichstiftende Institution. Das »Jahrbuch Theater Heute«, das »Jahrbuch Film« und die ARD- und ZDF-Jahrbücher sind dafür Beispiele. Fehlt dies alles, braucht es Einfälle, verlegerischen Elan und herausgeberisches Geschick. Beim Jahrbuch für Kultur- und Medienforschung, das den zusätzlichen, nicht gerade präzisierenden Titel »Gesellschaft, Kultur und Medien« trägt, ist jedoch schon der Gegenstandsbereich, den es zu dokumentieren und kommentieren gilt, diffus. Der verlegerische Einsatz ist bei diesem Manuskript-Offsetdruck auch nicht gerade überwältigend, und der anvisierte Themenbereich scheint, folgt man den Biografien und Schreibweisen der Autoren, eine Domäne der Soziologen und Sozialarbeits-Dozenten zu sein. Was lag näher, als im Erscheinungsjahr 1984 auf Orwell Bezug zu nehmen? Dabei sollte, so Kübler in der Einleitung, jedoch weiter ausgeholt werden: Der Band widme sich der »permanenten analytischen Beobachtung« der »aufdämmernden 'Informationsgesellschaft'« der »grassierenden Computerisierung« und der »einhergehenden elektronischen Vernetzung aller Lebensbereiche« (8).

Begonnen wird mit einem fiktionalen Text von Manfred Schmitz, einen Dialog zwischen dem Bewohner einer zukünftigen Welt und einem medienkritischen Wilden über die Zukunft, die Technologien, den Konsum -- ein Dialog, in dem alle gängigen kulturkritischen und -pessimistischen Klischees und Versatzstücke Verwendung finden. So erhellend und unterhaltend das teilweise zu lesen ist, der Autor glaubte wohl, auf die lesehemmende Drehbuchform seines Textes nicht verzichten zu können und hielt den Leser offenbar zugleich für einen Kulturbanausen, dem man durch einen umfangreichen Fußnotenapparat erst auf die bildungsbürgerlichen Sprünge helfen müsse. Jedes eingebaute Zitat wird akribisch nachgewiesen, das Nachschlagen nimmt der Fiktion ein bißchen den Reiz. -- Bernhard Claußen fragt in seiner Darstellung der Rezeption Orwells nach dem Erscheinen von »1984« besonders nach dem Einfluß dieses Buches auf die Ausbildung von Sozialwissenschaftlern. Und er plädiert vor allem für »den Widerstand gegen Totalisierungstendenzen und für die konkrete Utopie einer besseren Welt« (64).

Klaus Peter Klein versucht eine argumentationsanalytische Beschreibung der Nachrüstungsdebatte, wobei ihm jedoch im Verlauf seiner Untersuchung der Gegenstand durch die Roste seiner Überlegungen rutscht. Ausführlich beschreibt Wilfried Ferchoff die »Krise der Arbeitsgesellschaft«, den Wertewandel und einzelne »Individualisierungsschübe« bei Jugendlichen. Diese sehr umfassend und grundlegend angelegte jugendsoziologische Arbeit verengt sich jedoch zunehmend auf die Perspektive der Sozialarbeit, wobei die dann geforderte »offene Jugendarbeit« durch immerhin sechzehn Problemschwellen umstellt wird, die dann als Ergebnis nur noch wenige, aber sehr allgemein gefaßte Aspekte der Jugendarbeit in Form von »Gratwanderungen« zulassen: etwa daß Jugendarbeiter »Gratwanderungsprozesse zu leisten« hätten »zwischen der psychosozialen Bearbeitung den eigenen lebensgeschichtlichen Spannungen, Brüche und Problematiken und der verstehenden Annäherung und Auseinandersetzung mit dem Fremden« (156).

Etwas konkreter hätte das schon gesagt werden können -- und nach 75 Seiten Text ist das Ergebnis nicht gerade üppig. Bernd Dewe und Günter Frank beschäftigten sich mit der Kulturarbeit und Jürgen Förster mit der neuen Empfindsamkeit am Beispiel der Literatur. Hans-Dieter Kübler untersucht am Schluß dann das Versagen der Medienpädagogik im Spannungsfeld von Neuen Medien und Schule.

Alle Beiträge kümmern sich in ihren jeweiligen Teilbereichen um die qualitativen Veränderungen, die durch die neuen Kommunikationstechnologien verursacht werden. So entsteht eine gewisse Geschlossenheit, die dem Band zugutekommt, jedoch auch (bei parallel laufenden Schlußfolgerungen und vergleichbaren Perspektiven) eine gewisse Hermetik bewirkt. Sie wird noch durch das (bis auf den Beitrag von Schmitz) durchgängige Soziologendeutsch verstärkt; Abstraktion und sprachliche Schwerfälligkeit decken die Brisanz der Themen in manchmal ermüdender Weise zu.

Mit der thematischen Zentrierung hat Kübler einen praktikablen Weg eingeschlagen, die Weitläufigkeit des Einzugsbereiches dieses Jahrbuches zu vermeiden. Er hat damit auch einen gangbaren Weg für weitere Jahrbücher gefunden. Nur: sie könnten lebendiger, spritziger, widersprüchlicher, sie könnten einfach interessanter gefüllt werden. Wissenschaft, gerade auch die »Kultur- und Medienforschung«, für die das Jahrbuch gedacht ist, darf nicht zum Synonym für Langeweile werden. Knut Hickethier (West-Berlin)

**Thomsen, Christian W., und Irmela Schneider (Hrsg.): Grundzüge der Geschichte des europäischen Hörspiels.** Wissenschaftliche Buchgesellschaft, Darmstadt 1985 (VI, 233 S., geb. 71,- DM. für Mitglieder 44,- DM)

Ganz ohne Zweifel kommt dem Buch das Verdienst zu, erstmals die bundesdeutsche Fachöffentlichkeit ausführlich über das Hörspiel in anderen europäischen Ländern zu informieren und damit auch weiße Flecken in der wissenschaftlichen Hörspiel-Kartographie ausgefüllt zu haben. Einleitend beschreiben die Herausgeber die Mühsal, die verschiedenen Beiträge zusammenzubekommen, weil die wissenschaftliche Auseinandersetzung mit der Programmform und Kunstgattung Hörspiel in den einzelnen Ländern sehr verschieden ist und, glaubt man den Herausgebern, die deutschsprachige Hörspielliteratur einen anderswo in ähnlicher Weise nicht erreichten Umfang erreicht hat. Blicken wir deshalb von den Höhen einer Hörspielwissenschaft auf wissenschaftliche Entwicklungsgebiete in anderen Ländern herab? Indem Beiträge aus den betreffenden Ländern zu Wort kommen, wird dieser Eindruck vermieden. Es bleiben jedoch Lücken (Frankreich z.B. fehlt: ein gravierender Mangel, wie die Herausgeber selbst sagen) — aber es wird auch auf die Möglichkeit eines Folgebandes über das Hörspiel in den außereuropäischen Ländern und in der Sowjetunion verwiesen.

Die Beiträge über die nationalen Hörspielentwicklungen stammen zumeist von Hörspieldramaturgen und Programmverantwortlichen, nur die Beiträge über England (Schmidt-Thomsen) und die Bundesrepublik (Schneider) sind wissenschaftlicher Herkunft. Unterschiedlich sind deshalb auch die Formen der Darstellung, wobei sich die Unterschiedlichkeit im theoretischen und methodenbewußten Zugriff gerade auch für die Darstellung der uns fernerer Hörspielentwicklungen (z.B. Ungarn, Spanien, Polen, Jugoslawien) nachteilig auswirkt: Oft fehlt hier die Anschaulichkeit des Beispiels, bleiben die Vermittlung der allgemeinen Programmgeschichte, in die das Hörspiel eingebettet ist, und auch die Real- und Kommunikationsgeschichte des betreffenden Landes (die zumindest in Andeutungen notwendig ist) unzureichend. Aber solche Unterschiede gehören zum Charakter solcher Sammelbände. Sie geben damit selbst schon einen konkreten Eindruck der unterschiedlichen Standards, und sie schmälern auch nicht die Bedeutung einer solchen Zusammenstellung landesmonografischer Hörspielbeschreibungen.

Mißlich finde ich die manchmal holprigen und undurchdachten Übersetzungen (was

z. B. sind »Manuskript- und Produktionsautoren«?, 97). Mehr Bearbeitung der Texte wäre auch der Anschauung, die wir vom Hörspiel anderswo gewinnen, zugute gekommen. Was jedoch vor allem fehlt, ist die vergleichende Zusammenschau, das Aufeinanderbeziehen der nationalen Befunde. Hier hätten sich die »Grundzüge einer Geschichte des europäischen Hörspiels« zumindest abrißhaft realisieren können. Denn die Bedeutung dieses Buches resultiert ja nicht nur aus dem Ausfüllen wissenschaftlicher Lücken, sondern auch aus seiner aktuellen rundfunk- und programmpolitischen Bedeutung: Welches Gewicht hat das Hörspiel als kulturelles Programmgut in anderen Ländern? Gibt es dort Tendenzen des Hörspiel-Abbaus, wie er bei uns befürchtet wird? Oder lassen sich dort gar Gegenstrategien, die auch auf unsere Situation übertragbar sind, feststellen?

Widersprüchlich bleiben beispielsweise die Prognosen in den einzelnen Beiträgen. Während die Fernsehkonkurrenz dem Schweizer Hans Hausmann als Chance für das Hörspiel gilt, ist sie für Irmela Schneider ein Auslöser der krisenhaften Situation. In Spanien wird mit der Ausbreitung der privaten Programmanbieter das Hörspiel »zurückgeschritten«, und in Italien gerät es in eine Krise. In den Niederlanden besteht ein Verteidigungsbedarf, und in England wird »adjustment« betrieben, eine »Verschlankung« des Programms. Auffällig gleich dagegen ist das Desinteresse der Literaturkritik und der Presse insgesamt am Hörspiel in allen Ländern. Vielleicht ist es vor allem das, was das Hörspiel heute braucht: eine stärkere Lobby, besser gesagt, überhaupt eine Lobby, die sich der Hörspielinteressen annimmt.

Unterschiedlich sind die historischen Entwicklungen, bemerkenswert vor allem die geringere Bedeutung des Hörspiels in den mediterranen Ländern. Inwieweit dies mit divergierenden Auffassungen vom Rundfunk und seinen Aufgaben zusammenhängt oder ob dies im Kontext größerer Unterschiede von Mentalität, Lebensgewohnheiten und Nutzungsformen des Radios zu sehen ist, bleibt dabei noch zu untersuchen. Auffällig auch der formal ähnliche Weg des Hörspiels aus der Theaternähe heraus zu original für den Funk geschriebenen Spielen, wobei eine (zumindest bei den westlichen Ländern) überall ähnliche Phase des Innerlichkeitshörspiels in den 50er Jahren in den 60er und 70er Jahren zugunsten eines eher sozialen, kritischen und sich seiner radiophonen Mittel bewußten Hörspiels beendet wird. Ob damit die im Eingangskapitel angesprochene Transformation des Hörspiels vom »Genre« zur »Kunstgattung« (4), oder wie es später vereinzelt heißt, zum »autonomen« bzw. »autochthonen Kunstwerk« sich vollzog, bleibt ungeklärt.

Besonders gelungen sind die Beiträge über das deutschsprachige Hörspiel. Vor allem Franz Hiesel versteht es, das österreichische Hörspiel mit der Entwicklung in anderen Ländern in Verbindung zu bringen und dabei auch die Beiträge der österreichischen Autoren für Sender in der Bundesrepublik und der Schweiz einzubeziehen. Peter Gugisch, DDR-Hörspielleiter, zeigt die besonderen Akzente des DDR-Hörspiels — auch im Kontrast zur bundesdeutschen Entwicklung, die Irmela Schneider sehr materialreich und differenziert beschreibt. Auch wenn sie das Hörspiel in der Weimarer Republik und im Dritten Reich mitbehandelt, irritiert doch ihr besitzergreifender Titel vom »deutschen Hörspiel«: an der Stelle, an der sie das Exilhörspiel darstellt, wäre zumindest ein Hinweis auf die DDR wünschenswert gewesen, hat das Exilhörspiel seine Fortsetzung doch sehr viel stärker in der DDR (Seghers, Brecht, Eisler) als in der Bundesrepublik gefunden.

Das Buch ist insgesamt eine wichtige Bereicherung der Hörpielliteratur. Es weitet den Blick über die nationalen Grenzen. Es ist ein Anfang für weitere, vergleichende Untersuchungen, die jetzt folgen müssen. Es ist damit nicht nur eine Herausforderung für die Literaturwissenschaft, vor allem für die fremdsprachigen Philologien, sondern auch für eine ihren Gegenstand übernational bestimmende Medienwissenschaft.

Knut Hicketier (West-Berlin)

## Soziologie

**Bögenhold, Dieter: Die Selbständigen.** Zur Soziologie dezentraler Produktion. Campus-Verlag, Frankfurt/M., New York 1985 (317 S., br., 56,- DM)

Das Buch des Münsteraner Soziologen beschäftigt sich mit den Selbständigen in der Bundesrepublik, einem Thema, das lange Zeit von der sozialwissenschaftlichen Forschung vernachlässigt wurde und erst in jüngerer Zeit im Zusammenhang mit Debatten über Alternativen zur großbetrieblich dominierten Wirtschaftsstruktur im Kapitalismus Aufmerksamkeit erfährt. Im Gegensatz zu anderen Studien, die sich lediglich auf einzelne Gruppen von Selbständigen wie beispielsweise die Bauern oder die sogenannten Alternativen beschränken, hebt die Arbeit von Bögenhold auf die Gesamtheit der Selbständigen ab. Im ersten, eher wirtschaftswissenschaftlichen Teil der Studie werden alle wesentlichen Fakten, die zum Einstieg in die Materie notwendig sind, aufbereitet: Die quantitative Entwicklung der Selbständigen in den letzten dreißig Jahren, ihre Anteile an den Erwerbspersonen und ihre spezifische Bedeutung und Dynamik in den einzelnen Wirtschaftssektoren. Ein Ergebnis unter mehreren ist, daß die Zahl der Selbständigen, die bis in die späten 70er Jahre eine stetig rückläufige Entwicklung zeigte, sich in den letzten Jahren konsolidiert zu haben scheint. Der Dominanz kleiner und mittlerer Unternehmensgrößen entsprechend konzentriert sich der Autor auf diese Gruppe. Spezielles Augenmerk wird der wirtschaftlichen Lage kleinerer Unternehmenseinheiten in ihrer Konkurrenzsituation mit Großunternehmen gewidmet. Ein hoher Stellenwert wird insbesondere jungen Unternehmen im Zusammenhang mit Arbeitsmarktproblemen und volkswirtschaftlichen Kalkülen der Innovations- und Effizienzsteigerung beigemessen. Deutlich wird in diesem Zusammenhang das komplizierte Wechselspiel zwischen Neugründungsrate und Konkursentwicklung. Im Rahmen einer Fallstudie über die Binnenschifffahrt werden die Erkenntnisse konkretisiert (88-140).

Der zweite Hauptteil enthält die im engeren Sinne soziologische Analyse, in der es um die Verortung der Selbständigen im gesellschaftlichen Gefüge geht (151). Der Autor entwickelt zunächst mit deutlichem Bezug zu Marx und Weber, denen er im Gegensatz zur landläufigen Meinung eine Reihe von Gemeinsamkeiten nachweist, ein klassentheoretisches Konzept, das er dann auf die Selbständigen anwendet: Er kritisiert mit großer Plausibilität den Begriff des Mittelstandes. Er verdeutlicht die enorme Vielfalt der sozialen Lagen der Selbständigen, von armutsnahen quasi-proletarisierten Existenzen bis zu Spitzenverdienern. Er arbeitet die hohe Mobilität zwischen den Selbständigen und den anderen Erwerbspersonengruppen (Lohnabhängige und Arbeitslose) heraus: Etwa ein Zehntel der Selbständigen tauscht sich jährlich aus. In der Untersuchung der Rekrutierungspfade der Selbständigen unterscheidet Bögenhold idealtypisch zwischen denen, die sich aus einer privilegierten Position selbständig machen, und denen, die sich aus einer marginalisierten Position rekrutieren (246). Vor allem in der letzten Zeit hat das zweite Rekrutierungsmuster, wonach Menschen sich selbständig machen, weil sie auf dem Arbeitsmarkt keine Chancen auf Lohnarbeitstätigkeit besitzen, stark zugenommen (»Selbständigkeit aus Not«). Auf die Bedeutung von Kleinbetrieben im Kontext emanzipativer Sozialstrategien geht Bögenhold im Nachwort unter der Fragestellung »Small is beautiful. Is it?« ein. Unter Bezug auf industriesoziologische Untersuchungen verweist er darauf, »daß kleine Unternehmen, sofern sie auf der spezifisch kapitalistischen Organisationsform und dessen Binnenstruktur mit dem Spezifikum 'Unternehmer vs. angekaufte Arbeitskraft' basieren, kein Wert per se sind« (278). Die in der Genossenschaftsdebatte unter dem Stichwort »Transformationsgesetz« diskutierte Frage, inwieweit kooperativ organisierte Betriebe unter kapitalistischen Bedingungen ein demokratisches nicht-hierarchisches Binnenverhältnis dauerhaft aufrechterhalten können, wird in der vorliegenden

Studie nicht weiter erörtert. — Das Buch stellt einen gelungenen Versuch dar, die Thematik »Selbständige« fächerübergreifend ins Licht zu rücken. Nicht zuletzt auf Grund zahlreicher Rekurse auf die geschichtliche Entwicklung sowie auf das Ausland ist es gut lesbar.

Martin Meyer-Renschhausen (Oldenburg)

**Barcikowski, Rainer, u.a.: Jeder kocht seinen eigenen Stahl.** 10 Jahre Stahlpolitik in der Krise. Darstellung und Perspektiven. Sovec Verlag, Göttingen (214 S., br., 18,- DM)

Lange Zeit war es still geworden um die Krise der Stahlindustrie. Was noch bis Anfang der 80er Jahre auf Grund des hohen gewerkschaftlichen Organisationsgrades, der außerordentlichen Bedeutung der Stahlindustrie für die Wirtschaftsstruktur der Montanreviere und der Reaktionsformen von Staat, Kapital und Gewerkschaften Anlaß für vielfältige Kontroversen war, schien im Gefolge der leichten Erholung der Stahlkonjunktur kaum noch aktuell. Doch hatten selbst diejenigen, die den aktuell bestätigten pessimistischen Prognosen über den weiteren Verlauf der Stahlkonjunktur keinen Glauben schenkten und sich der branchenüblichen »über den Berg-Euphorie« anschlossen, kaum Anlaß zu optimistischen Erwartungen. In den Arbeitslosenstatistiken nehmen bis heute die traditionellen Stahlstandorte weiterhin die vordersten Plätze ein und unter Berücksichtigung der um die Stahlindustrie gruppierten Vorleistungs- und Weiterverarbeitungsbetriebe bedeutet auch weiterhin jeder in der Stahlindustrie vernichtete Arbeitsplatz den Wegfall von zwei weiteren Arbeitsplätzen in der Region. Angesichts der in den Modernisierungsprogrammen der Stahlkonzerne festgeschriebenen Arbeitsplatzvernichtung und der aktuellen Krisentendenzen weist die Perspektive in den monostrukturierten Wirtschaftsregionen auch weiterhin in Richtung englischer Verhältnisse.

In dieser Situation versucht nun ein Autorenkollektiv aus Sozialwissenschaftlern und aktiven Gewerkschaftern, die Entwicklung der Krise und insbesondere ihre Auswirkungen auf die Beschäftigten, die negativen Konsequenzen der gewerkschaftlichen Reaktionen und mögliche Lösungsorientierungen aufzuzeigen. In dem Hauptbeitrag vermitteln Reiner Hartmann und Norbert Konegen neben einer differenzierten Krisenanalyse eine nahezu vollständige Übersicht über die von Unternehmen, staatlichen Instanzen und Gewerkschaften vorgetragenen Neuordnungskonzepte auf europäischer und bundesrepublikanischer Ebene. Es geht ihnen dabei um die Modalitäten der zumeist staatlich moderierten Restrukturierungskonzepte und die Ursachen für deren Ablehnung bzw. Scheitern sowie um die mit der Zuspitzung der Krise gewandelten Konsens- und Entscheidungsbildungsmöglichkeiten und Einflußsphären der Gewerkschaften, womit sich durchaus Perspektiven für alternative Krisenlösungen ableiten lassen.

Die Restrukturierungskonzepte selbst und — soweit es zu ihrer Umsetzung kam — ihre Durchführung wurde mit zunehmender Tiefe und Dauer der Krise kapitalorientierter, so daß bestehende industrielle Kompromißstrukturen überformt und überdehnt wurden. Deutlich wird der Wandel von einer an Zugeständnissen gegenüber der IG-Metall ausgegerichteten Kooperationspolitik zu einer fast ausschließlich an einzelwirtschaftlicher Rentabilität orientierten Neuordnungskonzeption nicht nur am letztendlich gescheiterten Moderatorenkonzept (bei dem ein rein kapitalorientierter Inhalt ohne Berücksichtigung der regionalen und sozialen Folgekosten mit einer deutlichen Abkehr von früheren Konsensbildungsstrukturen verbunden war). Auch bei Arbed-Saarstahl, das an heutigen Maßstäben gemessen auf einem beinahe beispiellosen Konsens von Staat, Unternehmensleitung und Gewerkschaften beruhte und für dessen Sanierung umfassende Sozialpläne ausgearbeitet wurden, vollzogen Staat und Kapital spätestens seit der Bonner Wende eine volle Kehrtwendung in Richtung auf einen aggressiven, die Konfrontation mit der IG-Metall suchenden Kurs, der bis zum Unterlaufen bestehender Tarifverträge reichte. Mit dem immer deutlicheren Hervortreten der traditionellen Gegensätze zwischen Kapital und Ar-

beit ist für Hartmann/Konegen die These des tripartistischen Krisenmanagements, die sich gerade auch durch die jahrelange Beobachtung der Reaktionsformen der beteiligten Akteure im saarländischen Restrukturierungsprozeß zum »Neokorporatismus«-Theorem verdichtete, nicht mehr haltbar. Vielmehr stelle die »in der jüngsten Entwicklung bei Arbed Saarstahl offenkundig gewordene Tatsache, daß Kapital und staatliche Instanzen traditionelle und radikale Lösungen bevorzugen und die Krise zur Schwächung der Arbeitnehmerorganisationen und zum Abbau der ausgehandelten Arbeitnehmerpositionen benutzt haben, ... die These des Modernisierungs- und Regulierungskartells, in dem die Gewerkschaften als mehr oder weniger gestaltender Akteur mit einbezogen bleiben, erheblich in Frage« (101). Deshalb sei die »Generalisierung der sich zu Beginn der Restrukturierungsphase herausgebildeten korporativen Strukturen zu gesellschaftlichen Ganzheitsbestimmungen, wie es die Formel der »Korporativen Blockbildung« suggerierte, empirisch kaum haltbar« (100).

Hartmann/Konegen selbst präferieren — wie alle anderen Autoren des Bandes — als Lösungsorientierung die Vergesellschaftung der Stahlindustrie. Erstens sei die gewerkschaftliche Praxis der sozialverträglichen Reduzierung des Beschäftigtenniveaus in Form der monetären Absicherung der zu Entlassenden und Umzusetzenden mit der Zuspitzung der Krise weitgehend funktionsuntüchtig geworden. Zweitens bleibe die IG-Metall, falls sie auf die Ausarbeitung von Alternativprogrammen verzichte, den jeweiligen Kursänderungen und Interessensverlagerungen von Staat und Kapital ausgeliefert. Drittens, biete die Vergesellschaftungsperspektive die einzige Gewähr dafür, daß der notwendige Kapazitätsabbau regional verteilt und sozial kontrolliert werden kann und sich Gestaltungsspielräume im betrieblichen Alltag (Humanisierung der Arbeit) erschließen lassen.

Der besondere Wert des Buches liegt in dem Versuch der Vermittlung von wissenschaftlicher Analyse und unmittelbarer Betroffenheit. Im Schlußteil melden sich aktive Gewerkschafter zu Wort: Der Betriebsratsvorsitzende bei Arbed Saarstahl/Werk Neunkirchen, Horst Laxganger, schildert die Erfahrungen und Probleme der betrieblichen Interessenvertretung in Konfrontation mit der Unternehmensleitung, Landes- und Bundesregierung und formuliert deutliche Erwartungen an die Regierung Lafontaines aus der betrieblichen Alltagssicht. Rainer Barcikowski, Vorsitzender der IG-Metall-Vertrauenskörperleitung von Peine/Salzgitter, schildert die Perspektiven regionaler Gegenwehr in einem wegen seiner geographischen Randlage konzeptionell vernachlässigten Stahlunternehmen. Es gelingt ihm, die Vergesellschaftungsforderung aus regionaler Sicht argumentativ zu stützen und zugleich auf Verstaatlichungsformen bezogene Vorbehalte zu entkräften.

Antje Edel (Bochum)

**Franz, Hans-Werner, Wilfried Kruse und Hans-G. Rolff (Hrsg.): Neue Alte Ungleichheiten.** Berichte zur sozialen Lage der Bundesrepublik. Westdeutscher Verlag, Opladen 1986 (340 S., br., 42,- DM)

»Ungleichheit schien als Thema von Wissenschaft und Politik in den 70er Jahren erledigt zu sein«, behaupten die Herausgeber gleich im ersten Satz ihres Vorwortes; und man möchte ihnen recht geben. Das sozialwissenschaftliche »Ungleichheits-Desiderat« jener Zeit ist durchaus verwunderlich, hatte doch die deutsche Nachkriegssoziologie inklusive ihrer spezialisierten Ableger wie etwa der Erziehungssoziologie zunächst hier ihr zentrales Thema. Wie auch anders als durch die beharrliche Thematisierung und Analyse dessen, was wir »soziale Struktur« nennen, läßt sich Soziologie begründen? Soziale Struktur ist »soziologisches Fundament«, und zwar »quer« zu den häufig mit schwerem Geschütz aufrechterhaltenen Grenzen zwischen einzelnen Paradigmen. Dispute beziehen sich auf die Perspektive, aus der soziale Strukturen als handlungsdeterminierend in den Blick kommen — etwa in der »funktionalen Analyse« — oder als aggregierte Folge von Hand-

lung — etwa im »strukturellen Individualismus«. Nicht ohne Grund wurde die Diskussion über die Theorie der Ungleichheit zwischen Vertretern von Schicht- und Klassenmodellen so heftig, ja »unerbittlich«, geführt.

Das vorliegende Buch unternimmt einen Versuch in Richtung einer systematischen Bestandsaufnahme der sozialen Situation unseres Landes. Das als Sozialbericht angelegte Werk von ca. 40 (mit einer Ausnahme Dortmund) Sozialforschern liefert eine Fülle »sprechender« Materialien und Daten, die — zusammengenommen — das Bild einer Republik der sozialen Ungleichheit zeichnen. Die Autoren beziehen politische Position, indem sie bewußt auf Distanz verzichten. Darin wußten sich die an diesem Buch beteiligten Forscher offenbar einig, daß ihre »Arbeitsergebnisse einer sozialer Gleichheit und Gerechtigkeit verpflichteten Gesellschaftspolitik zu Hilfe kommen sollten« (6). Das Buch will deutlich machen, daß Ungleichheit mit politischen Entscheidungen verknüpftes gesellschaftliches Strukturmerkmal ist, daß sie nicht nur prinzipiell veränderbar ist, sondern ihre Reduktion angesichts der Produktivkraftentwicklung in der modernen Gesellschaft tatsächlich möglich ist. Diese Einsicht ist einheitsstiftendes Moment des Buches, das aus inhaltlich wie stilistisch recht heterogenen »Einzelteilen« besteht. Soziale Ungleichheit und mit ihr verknüpfte soziale Probleme werden 18mal verhandelt. Einen Eindruck des Spektrums und der Dichte der Einzelthemen wird eine Aufzählung der »auf den Punkt gebrachten« Aufsatztitel am schnellsten vermitteln können: Erwerbslosigkeit, Einkommensungleichheit, Armut, Sozialpolitik und Frauen, Armut im Alter, junge Alte, Jugendliche, Familie, Behinderung, Gesundheit, Wohnungswesen, Freizeit, industrielle Rationalisierungsprozesse, Ausländer, schulische und hochschulische Bildung, Weiterbildung, Kindheit und neue Medien sowie — last but not least — Kultur.

Man hat nicht den Eindruck, daß unsere Gesellschaft hinsichtlich der Einlösung des Gleichheitspostulates irgendeinen bedeutenden Fortschritt gemacht hat. Umgekehrt finden sich Indizien dafür, daß erzielte Gleichheitsgewinne wieder rückgängig gemacht werden (z. B. in der Einkommensungleichheit zwischen Frauen und Männern 23f., oder in der herkunftsbedingten Ungleichheit im Bildungswesen 260). Im Widerspruch zum verordneten Optimismus bekommen wir hier ein trauriges Bild der Bundesrepublik präsentiert. Von den engagierten Versuchen der Vergangenheit, mittels politischer Reformen soziale Gleichheit und Gerechtigkeit zu erhöhen, ist offenbar wenig übrig geblieben. Allenfalls der Bildungsreform sei einiger Erfolg beschieden gewesen (261). Wer gewohnt ist, gerade die Bildungsreform als Prototyp der gescheiterten Reform zu begreifen, wird hier einiges neu zu bedenken haben. Mit Blick auf die gesellschaftliche Zukunft läßt sich begründet behaupten, daß bei Fortsetzung einer dem Markt und dem Konkurrenzprinzip vertrauenden neokonservativen Politik das soziale Konfliktpotential sich steigern werde (vgl. 21). Ob die 80er Jahre eine neue Ungleichheitsdebatte, vielleicht sogar in »verschärfter Form« (5) erleben werden, steht freilich dahin, wiewohl Indizien für eine sozialwissenschaftlich-theoretische Renaissance des Sujets offensichtlich sind. Daß die gesellschaftliche Realität ein solches Unternehmen als sinnvoll, ja zwingend erscheinen läßt, macht das politisch — das weniger explikativ als vielmehr »demonstrativ« — angelegte »Dortmunder« Buch deutlich. Die Warnung darf nicht fehlen, daß die Ungleichheitsthematik nicht politisch reduziert und das empirische Material nicht auf marginale soziale Gruppen konzentriert werden sollte. Ohne intensive Theoriearbeit, die in theoriefeindlichen Zeiten hartnäckig bleiben muß, wird ein solches Unternehmen wenig Erfolg aussichten haben.

Wolfgang Böttcher (Bochum)

**Behrmann, Meike, und Carmine Abate: Die Germanesi.** Geschichte und Leben einer süditalienischen Dorfgemeinschaft und ihrer Emigranten. Campus Verlag, Frankfurt/M., New York 1984 (228 S., br., 42,- DM)

Im Vergleich zur Masse der zum Thema »Gastarbeiter« geschriebenen Literatur ist dieses Buch eine wohlthuende Ausnahme: Zum einen ist die Untersuchung mikrosoziologisch ausgerichtet; zum anderen vermittelt sie eine neue, bislang vernachlässigte Perspektive von der Problematik, nämlich die der Zurückgebliebenen im Herkunftsland, dargestellt am Beispiel der sozioökonomischen Einheit Dorf und der Migration seiner Bewohner. Behrmanns und Abates Interesse gilt »zunächst den dörflichen Lebenszusammenhängen, aus denen die Arbeitsmigranten kommen ... und in einem weiteren Schritt der Frage nach der Transformation, der diese Lebenszusammenhänge durch den Migrationsprozeß ... unterliegen« (8). Zur Beantwortung dieser Fragestellungen wurde nicht nur die relevante Sekundärliteratur aufgearbeitet, sondern in erster Linie eine vierjährige Feldforschung in Carfizzi, Kalabrien, durchgeführt. Behrmann/Abate haben in dieser Zeit zwei Quellentypen ausgewertet: a) amtliche Statistiken, örtliche und regionale Archive sowie Zeitungsberichte und b) »nicht-standardisierte und narrative Interviews«. Ergänzt wurde diese Vorgehensweise durch »teilnehmende und systematische persönliche Beobachtung« (10f.).

Im ersten Kapitel wird die Geschichte Carfizzis bis in die 50er Jahre rekonstruiert. Ende des 19. Jahrhunderts und in den 50er Jahren kam es zu »Landreformen«, die den Status der meisten Carfizzioti von quasi Landarbeitern zu kleinen Pachtbauern veränderte, was sich insbesondere auf die Herausbildung eines bäuerlichen statt proletarischen Bewußtseins auswirkte. Die zweite »Landreform« kam auf Druck der Bauern selbst zustande, indem sie Land besetzten. Diese Aktionen hatten Bedeutung fürs politische Bewußtsein, da seitdem die Mehrheit in Carfizzi kommunistisch wählt (vgl. 30). Trotzdem gab es bis heute keine einschneidenden Änderungen in den Besitzverhältnissen, so daß Behrmann/Abate die »Landreformen« als »Vorbereitung und Schaffung der Grundlagen einer massiven Abwanderung« (34) einschätzen.

In den folgenden Kapiteln werden verschiedene Bereiche der Wechselwirkungen von Dorfgemeinschaft und Emigration untersucht. Die zu Beginn dieses Jahrhunderts einsetzende Amerikaauswanderung hat nicht die Rückwirkungen (vgl. 20ff.) wie der in den 50er Jahren beginnende Migrationsprozeß vor allem nach Westdeutschland (vgl. 37ff.). Wichtig für diese zweite, noch heute das Leben in Carfizzi bestimmende Migrationsweise ist, daß sie nicht allein ökonomische Ursachen hatte, sondern auch auf Planungen christdemokratischer Politiker zurückzuführen ist (37), was die politische Einstellung in Carfizzi bekräftigte, man wählte weiterhin mehrheitlich kommunistisch. War die Migration in den ersten Jahren reine Männersache (wie auch die Amerikaauswanderung) und temporär, so änderte sich das ab Mitte der 60er Jahre, als auch Ehepaare und Familien nach Westdeutschland wanderten, um dort ein ökonomisches Auskommen zu suchen (42). Dabei spielte die Erkenntnis eine Rolle, daß langfristig eine Verbesserung des Lebensstandards nur durch längeren Aufenthalt in der Fremde und durch die Mitarbeit der Frauen erreicht werden kann. Diese neue Qualität der Migration zog tiefgreifende Veränderungen in der ökonomischen, sozialen und Wertstruktur des Dorfes nach sich. Behrmann/Abate stellen diese Bereiche sehr detailliert dar und arbeiten zum jeweiligen Kapitelabschluß die Charakteristika der Transformation heraus: So werden z.B. die Rimessen der »Germanesi« nicht mehr ausschließlich zur Unterstützung der Zurückgebliebenen verwendet, sondern vor allem dazu, um Land zu kaufen und um eine Haus zu bauen (61). Beides soll der Altersversorgung und der Hebung des Sozialprestiges dienen. Diese Hauptformen der Investition von Rimessen haben dazu beigetragen, daß die örtliche Bauwirtschaft einen dauerhaften Aufschwung nahm (64ff.), was wiederum zur Urbanisie-

rung des Dorfes und zur Auflösung traditioneller Nachbarschaftsstrukturen führte (68). Die Ansiedlung von Zulieferer- und Handwerksbetrieben trug dazu bei, neue Konsumbedürfnisse zu erzeugen (70). — Beruhte bis zum Beginn der Migration nach Westdeutschland die Dorfökonomie fast ausschließlich auf der kärglichen Landwirtschaft, so besteht sie jetzt in einer Verbindung aus Rimesseanlagen und Subsistenz-Landwirtschaft. Das Bewußtsein der Germanesi ist auf einen kleinbäuerlichen oder handwerklichen Betrieb orientiert. Sie halten sich aus politischen Bewegungen in der BRD heraus und wählen regelmäßig in ihrem Dorf (163).

Tabellen, Übersichten und Graphiken erleichtern den Zugang zur Argumentation der Autoren. Hervorzuheben ist, daß Interviewausschnitte in den fortlaufenden Text eingefügt sind. Dadurch erhalten die Analysen Lebensnähe. Das Buch ist in jeder Hinsicht ein Gewinn für die Migrationforschung.

Hans-Dieter Grünefeld (Oldenburg)

**Matthias, Erich, und Klaus Schönhoven (Hrsg.): Solidarität und Menschenwürde.** Etappen der deutschen Gewerkschaftsgeschichte von den Anfängen bis zur Gegenwart. Verlag Neue Gesellschaft, Bonn 1984 (384 S., br., 29,80 DM)

Eine Geschichte der deutschen Gewerkschaften, die den erreichten Forschungsstand auf wichtigen Teilgebieten (Organisationsentwicklung, Arbeitskämpfe, Tarifpolitik, Arbeitsrecht und Schlichtungswesen) adäquat reflektiert, ist noch zu schreiben. So richtig es ist, Gewerkschaften historiographisch als Teil der Arbeiterbewegung zu behandeln, so groß ist die Gefahr, daß zentrale gewerkschaftliche Aktivitäten wie Lohnkampf, Tarifpolitik, Betriebsarbeit — allgemeiner: die paritätische Regelung der Arbeitsverhältnisse — den Gewerkschaftshistorikern zur Marginale gerät. Der von dem verstorbenen Erich Matthias und seinem Nachfolger auf dem Mannheimer Lehrstuhl für Politische Wissenschaft und Zeitgeschichte, Klaus Schönhoven, herausgegebene Sammelband könnte eine nicht unwichtige Zwischenetappe auf dem Weg zu einer eigenständigen und umfassenden Gewerkschaftsgeschichte darstellen, die zu realisieren beginnt, daß gewerkschaftliche Organisationen nicht nur als (Hilfs-) Organe der Klassen- und Emanzipationsbewegung des industriellen Proletariats, sondern vor allem auch als Arbeitsmarktparteien und »private Gesetzgeber« (Sinzheimer) im System der »industriellen Beziehungen« zu begreifen sind.

Die 18 Aufsätze des Bandes analysieren wichtige Etappen deutscher Gewerkschaftsgeschichte. Ulrich Engelhardt, Klaus Tenfelde und Klaus Schönhoven — drei durch umfangreiche und luzide Analysen ausgewiesene Gewerkschaftshistoriker — behandeln Anfänge und Frühgeschichte sowie die Organisationsentwicklung der Freien Gewerkschaften bis zum Ersten Weltkrieg. Dem schließen sich Darstellungen von Dirk H. Müller, Michael Schneider und Hans-Georg Fleck über vernachlässigte gewerkschaftliche Traditionsstränge an: über gewerkschaftlich-syndikalistische Strömungen, über christliche und liberale (Hirsch-Dunckersche) Gewerkschaften. Beiträge von Heinrich Potthoff, Michael Ruck, Horst-Albert Kukuck, Dieter Schiffmann, Frank Deppe, Wittich Roßmann und Peter Jahn behandeln die Zeit zwischen Erstem Weltkrieg und Ende der Weimarer Republik. Sie sind gewissermaßen das Herzstück dieser Aufsatzsammlung und ihnen sind auch neue Einsichten in die Programmatik und Praxis der Gewerkschaften während der Weimarer Republik zu verdanken; vornehmlich gilt dies für den Beitrag von Michael Ruck (Von der Arbeitsgemeinschaft zum Zwangstarif). Drei weitere Beiträge von Henryk Skrzypczak, Gunther Mai und Ulrich Borsdorf sind dem Komplex Nationalsozialismus und Gewerkschaften gewidmet, im einzelnen: ihrer Ausschaltung durch die Nazis, der kurzlebigen nationalsozialistischen Betriebszellen-Organisation und dem gewerkschaftlichen Widerstand gegen den Faschismus. Die abschließenden Beiträge von Siegfried Mielke (Organisationsprobleme und Neuordnungskonzeption), Werner Müller (Entwicklung des FDGB) und Hans-Otto Hemmer (Stationen gewerkschaftlicher Pro-

grammatik) können die Gewerkschaftshistorie nach dem Zweiten Weltkrieg nur noch kurz abhandeln. — Die Vor- und Nachteile von Sammelbänden treten auch bei diesem Buch deutlich zutage: Viele Temperamente, sprich Autoren, behandeln eine Vielfalt von Themen, deren geistiges Band dem Leser zu knüpfen aufgegeben bleibt — für mit dem Gegenstand vertraute Leser sicherlich keine unlösbare Aufgabe.

Walther Müller-Jentsch (Paderborn)

## Erziehungswissenschaft

**Fromm, Claudia, u.a.: Alltagsbewältigung. Rückzug — Widerstand? Leske und Burdich, Opladen 1984 (151 S., br., 18,80 DM)**

Es soll darum gehen, »offensive und öffentliche sowie auf privaten Rückzug gerichtete oder auch selbstzerstörerische Widerstandsformen von Mädchen« zu untersuchen (5). Diese Ankündigung der Herausgeber (der Sachverständigenkommission 6. Jugendbericht) machte mich neugierig, weil sie die Erforschung der Widersprüchlichkeit weiblicher Lebenstätigkeit in den Versuchen, unterdrückende Verhältnisse zu überwinden, zu versprechen schien.

In drei Aufsätzen bearbeiten je zwei in der praktischen Jugendarbeit erfahrene Autorinnen die Felder Subkulturen, Drogenszene und Jugendfreizeitheime. Schon die Inhaltsübersichten zeigen allerdings, daß es den Autorinnen wenig um die Frage geht, wie sich die weiblichen Jugendlichen den Weg in die Subkulturen als Widerstandshandlung konstruieren, und wie sie — z. B. in der Drogenszene auf tragische Weise — ihren Widerstand gegen die alltägliche Unterdrückung gegen sich selbst wenden. Die Autorinnen bearbeiten im wesentlichen die Fragen, welche Sozialisierungserfahrungen Mädchen »in den Widerstand« treiben, und auf Grund welcher Unterdrückungsmechanismen im Widerstand sie der doppelten strukturellen Gewalt von Frauenleben in dieser Gesellschaft unterliegen (24). Die Ergebnisse sind wenig überraschend: In dem Beitrag von Claudia Fromm und Monika Savier sind es die Nicht-Mehr-Planbarkeit eines Menschenlebens durch das alle bedrohende atomare Vernichtungspotential und — ein Stück kleiner — die fehlenden Ausbildungsplätze, Arbeitslosigkeit usw., die Jugendliche veranlassen, sich von der Erwachsenenwelt abzusetzen und in Subkulturen (als Punk und/oder in der Hausbesetzer-szene) ihren Protest gegen die Welt zu leben. Das sind zugleich Orte, in denen die Mädchen die Erfahrung sexistischer Gewalt erleben. Die Konsequenzen, die sie daraus ziehen, sind für Fromm/Savier Mädchenspezifische Formen von Widerstand: Rückzug, Übernahme der männlichen Kampfformen (»Kämpferin im Mannerschritt gegen den Staat und die Männermacht«; 25), die Entwicklung einer Mädchenkultur im häuslichen, familiären Rahmen (30), weibliche Straßencliquen, die »durchaus fähig (sind), ... territoriale Machtkämpfe mit Jungen zu führen« (34). In dem Beitrag über drogenabhängige Mädchen führen Ulrike Kreyszig und Anne Kurth als Begründung für den Weg in die Abhängigkeit »prägende familiäre Erfahrungen als 'patriarchalische' Gewalterfahrung« (58) an, die viele Mädchen in Heimen landen ließen, in denen sie erste Drogenerfahrungen machten (62f.). Zum anderen seien es die geschlechtsspezifische Ausrichtung und Benachteiligung von Mädchen im »Bildungssystem« und/oder fehlende berufliche Zukunftsperspektiven, die Jugendliche über den »Pausenjoint« in der Schule den Weg in die Drogenszene finden ließen. In der Szene selbst seien es dann sich wiederholende Sozialisierungserfahrungen (»Gewalt von Männern«, »Abhängigkeits- und Ausbeutungsverhältnisse« (76) und an Männern orientierte Therapieformen), die das doppelte Unterdrückungsverhältnis — durch die Droge und durch die Männer der Szene — für die Mädchen konstituierten (77). Im Beitrag über »neue Wege der Jugendarbeit mit Mädchen« bearbeiten Rita Eichelkraut

und Andrea Simon in dem gesellschaftlichen Ausschnitt Jugendfreizeitheim ausschließlich die patriarchalischen Strukturen. Über die in den Händen der Männer liegende Verfügungsmacht setzten sich »Jugenddominanz und männliche Gewalt- und Durchsetzungsformen« (110) in den Freizeitheimen durch und verwiesen die Mädchen »auf den ihnen zugewiesenen Platz als Zuschauerinnen« (108) und als »Objekte sexueller Bedürfnisse und Phantasien« (109) der Jungen. Am Beispiel ihrer eigenen Praxis zeigen die Autorinnen die Behinderungen auf, die ihre Bemühungen, in eigenständigen Mädchen-gruppen kulturelle Gegenstrategien gegen die Männerdominanz im Freizeitheim zu entwickeln, an den Rand des Scheiterns brachten. Zu den patriarchalischen Strukturen und den »Prägungen« durch Sozialisation (vgl. 146) gesellen sich die eigene Schuld, sich nicht genug für die Mädchen eingesetzt, zu früh aufgegeben und der vorwärtsdrängenden Spontaneität der Mädchen zu wenig Raum gegeben zu haben (143f.).

In allen Beiträgen denken die Autorinnen die weiblichen Jugendlichen als Opfer der patriarchalischen Strukturen, auf die die Mädchen *reagieren*. Eichelbaums/Simons Bekenntnis, »auf jeden Fall weigern wir uns, Mädchen und Frauen nur als Opfer zu sehen« (131), steht im Widerspruch zu den Texten, in denen die Frauen nicht als Täterinnen, d. h. als *Subjekte* ihrer Lebenstätigkeit, vorkommen. Sie kommen zwar in Interviewausschnitten zu Wort, werden aber nicht beim Wort genommen, da die Interviewausschnitte ausnahmslos unkommentiert in die Texte eingebaut sind. Die in ihnen liegenden Möglichkeiten, Verallgemeinerbares über (selbstfeindliche) Verarbeitungsweisen in unterdrückenden Verhältnissen aufzuzeigen, werden von den Autorinnen nicht genutzt. So kommen ihre Alternativen zu dem Bestehenden ohne die Subjekte aus, die in den Texten zu Wort gekommen sind. Kurth/Kreyssig stellen einen umfangreichen Forderungskatalog auf, der auf Veränderung der für drogenabhängige Frauen relevanten Sozialisationsinstanzen zielt. Eichelkraut/Simon setzen auf Veränderung der »Bereiche, in denen die Diskriminierung der Weiblichkeit besonders zum Ausdruck kommt«, wie z.B. Sexualität, Mütter-Töchter-Beziehungen, Öffentlichkeit, Berufsbereich (146). Wie, von wem und in welchen Formen diese Veränderungen durchgesetzt werden sollen, wird nicht thematisiert. Einzig Fromm/Savier sprechen in ihrem Fazit insofern von der Notwendigkeit umfassender, über die patriarchalischen Verhältnisse hinausgehender gesellschaftlicher Veränderungen, als sie ihr Nichtstattfinden konstatieren: »... tiefergehende gesellschaftliche Veränderungen ökonomischer und moralisch-ideologischer Art — (haben) sich nicht eingestellt« (41). Als hoffnungsvolle Perspektive verweisen sie auf die zunehmenden autonomen Frauenprojekte als Ausdruck einer feministischen Gegenkultur (43f.). Wie sie sich allerdings die Verknüpfung dieser Projekte mit der umfassenden Gesellschaftsveränderung denken, bleibt — theoretisch und praktisch — eine Leerstelle.

Jutta Meyer-Siebert (Hannover)

**Preissing, Christa u.a.: Mädchen in Erziehungseinrichtungen.** Erziehung zur Unauffälligkeit. Leske und Budrich, Opladen 1985 (142 S., br., 16,80 DM)

Beim ersten Durchblättern fiel mir auf, daß die Autorinnen der beiden Aufsätze die Ursachen der Mädchen- und Frauendiskriminierung zu einem großen Teil in der Familie suchen. Mich machte neugierig, wie sie den Widerspruch zwischen familienstabilisierender Funktion der pädagogischen Institutionen einerseits und der Familie als zentralem Ort von Frauenunterdrückung andererseits thematisieren und welche Handlungsstrategien sie daraus ableiten.

Christa Preissing und Edeltraut Best setzen sich zu Beginn der Arbeit das Ziel, zu erforschen, welche Möglichkeiten Mädchen haben, »eine als positiv erlebte geschlechtliche Identität zu entwickeln« (13). Dieses Ausgangsziel verschieben sie im Verlauf der Arbeit zu der Frage, »welche Prozesse verhindern, daß im Kindergarten solche Möglichkeiten

geschaffen werden« (63). Aufbauend auf der Auswertung von Fortbildungsveranstaltungen und drei strukturierten Gruppendiskussionen mit Erzieherinnen und Erziehern, formulieren sie als Hauptthese, daß die Erzieherinnen selbst keine positiv erlebte geschlechtliche Identität hätten, woraus folge, daß Mädchen diese ebenfalls nicht entwickeln könnten. So lehnten Erzieherinnen bei Mädchen Verhaltensweisen ab, »die sie bei sich selbst als Schwäche oder Defizit erleben« (54) und bewerteten nur das als positiv, was sie als ihre eigenen Stärken betrachteten, z.B. Hilfsbereitschaft, Fähigkeit zur Emotionalität etc. Diese Unsicherheiten in der geschlechtlichen Identität begründen die Autorinnen allgemein mit der Existenz patriarchaler Strukturen in der Gesellschaft und konkret, aufbauend auf Untersuchungen von Scheu und Belotti, mit den »Konditionierungsprozessen« (43), durch die Mädchen seit ihrer Geburt, gerade innerhalb der Familie, als Minderwertige erzogen würden. Weitere Gründe für fehlende Unterstützung der Mädchen lägen in den Arbeitsbedingungen (z.B. Stress) und einer ungenügenden Ausbildung. Sie kommen zu dem Schluß, daß »gerade in der Auseinandersetzung mit der Situation der Mädchen eine Chance für Erzieherinnen (liege), zu einem anderen Selbstbewußtsein zu gelangen« (64). Der Aufsatz besteht zu großen Teilen aus einer Aneinanderreihung von Thesen aus früheren Untersuchungen, wo Mädchen überall diskriminiert werden oder wie Erzieherinnen das Bild von sich selbst und den Kindern, besonders den Mädchen, konstruieren. Die vorgestellten Thesen widersprechen sich zum Teil, ohne daß die Autorinnen dies kommentieren oder ihren Standpunkt dazu benennen. Dabei beziehen sie sich auf Untersuchungen (von Scheu, Belotti u.a.), die Mädchen als Opfer ihrer Verhältnisse betrachten. Ich bin der Auffassung, daß gerade diese theoretische Herangehensweise verhindert, Antworten auf die Ausgangsfrage nach den Möglichkeiten einer positiven geschlechtlichen Identität zu finden. So bleiben am Schluß nur noch die Verhinderungen und Diskriminierungen der Mädchen erkennbar, nicht aber ihre Widerstands- und Anpassungsformen, die zu einem aktiven Hineinentwickeln in die Institutionsstrukturen führen. Ebenso treten die Möglichkeiten, die der Kindergarten bietet, z.B. das gemeinsame Lernen der Kinder und das — zumindest teilweise — Aufbrechen der Isolation in der Kleinfamilie stark in den Hintergrund. Hilfreich finde ich nur die am Ende empfohlenen Arbeitsmaterialien zur geschlechtsspezifischen Erziehung. Im zweiten Teil des Buches versuchen Netzband u.a. durch Erkundungsgespräche mit Mitarbeiter(inne)n von 7 Erziehungsberatungsstellen und einer Auswertung von statistischen Materialien über Organisation und Aufbau der Beratungsstelle, die Bedeutung dieser Institution für Mädchen zu erforschen. Die Auswertung der Gespräche bringt hervor, daß die meisten Mitarbeiter/innen über die Situation speziell von Mädchen »noch nie bewußt nachgedacht« (108) haben. Die Statistiken zeigen, daß Mädchen in der Erziehungsberatungsstelle deutlich unterrepräsentiert sind, und die Väter darauf einen erheblichen Einfluß haben. Die Autorinnen kommen daher zu der Auffassung, daß den Vätern das Wohlergehen der Jungen wichtiger sei als das der Mädchen. Weitere Gründe für die geringe Präsenz von Mädchen seien, daß diese häufig nach innen und damit gegen sich selbst gerichtete Symptome entwickelten, was Eltern erst sehr spät oder gar nicht erkennen würden, und die geringe Reflexion der Berater/innen. Dieser Mangel an Reflexion habe Einfluß auf die Häufigkeit der Beratung, weil die Berater/innen entscheiden, welche »Fälle« so dringend sind, daß sie Hilfe benötigen. Da die Jungen meist sehr aggressive Symptome entwickeln, vermuten die Autorinnen, daß sie eher unterstützt werden. Zudem kritisieren sie die zunehmende Therapeutisierung der Arbeit und die damit verknüpfte Personalisierung und Individualisierung der Probleme. Dies ist ein kritisch-informativer Text über Erziehungsberatungsstellen. Ich habe viel über die Selbstbilder der Mitarbeiter/innen, über den Aufbau der Institutionen und über die angewandten Methoden gelernt. Die Auswertung der Statistiken finde ich z.T. sehr spannend, da sie implizit ein Plädoyer für *alleinerziehende*

Mütter sind und somit eine neue Dimension in der Diskussion um Lebensformen eröffnen. An vielen Stellen bleibt der Aufsatz jedoch auf einer rein deskriptiven Ebene.

Zu meiner Ausgangsfrage über das widersprüchliche Verhältnis zur Familie erfahre ich nichts Neues. Die Autorinnen führen einerseits der Leserin die Familie als wesentlichen Faktor für Mädchenunterdrückung vor, andererseits wird z.B. die Erziehungsberatungsstelle als Institution vorgestellt, die eingreift, wenn die Familie die Probleme nicht mehr allein lösen kann und die so wiederum familienstabilisierend wirkt. Auf diesen Widerspruch gehen die Autorinnen jedoch mit keinem Wort ein. Ihre Lösungsansätze sind »eine reflektierte, geschlechtsspezifische Beratungseinstellung« (117), Änderung der Aus- und Fortbildung und »autonome Mädchengruppen« (135). Letztere halte ich für die am meisten vorwärtsweisende Lösung, da sie die Individualisierung einer einzigen Klientin aufhebt und eine kollektive Reflexion über das Geschlechterverhältnis ermöglicht.

Martina Löw (Marburg)

**Hurrelmann, Klaus u.a.: Koedukation — Jungenschule auch für Mädchen?** Leske und Budrich, Opladen 1986 (223 S., br., 26,80 DM)

Nachdem ich jahrelang mitleidiges Lächeln über meine Vergangenheit in einer katholischen Mädchenschule geerntet habe, erlebe ich heute gerade bei Feministinnen die gegenteilige Reaktion. In Mädchenschulen scheint ein Funke einer Utopie zu stecken. Sie erscheinen — so zwei Autorinnen des Bandes — wie »Fraueninseln in einer frauenfeindlichen Gesellschaft« (10), eröffneten einen Ort ohne geschlechtsspezifische Repression und seien frei von alltäglichem Sexismus. Doch forderten Frauen die Abschaffung der Koedukation, würden sie für hoffnungslos rückständig gehalten, da Koedukation die Gleichberechtigung fördere und als notwendige Voraussetzung für Chancengleichheit angesehen wird.

Der Band enthält drei Beiträge. Im ersten Teil wird durch Klaus Hurrelmann, Klaus Rodax und Norbert Schmidt anhand quantitativer Analysen der Bildungsbeteiligung, der sozialen Herkunft, der schulstrukturell und curricular bestimmten Benachteiligungen von Mädchen im Sonder- und Sekundarschulbereich aufgezeigt, daß die Einschätzung von realisierter Chancengleichheit für Mädchen in allgemeinbildenden Schulen sehr problematisch ist. Den Verfassern zufolge sind »geschlechtsspezifische Bildungstraditionen — trotz institutioneller Überformung — immer noch wirksam« und die obligatorische Koedukation könne nicht unbedingt einen »zentralen Beitrag zur Veränderung bestehender sozialer Benachteiligung« leisten (33). Aus dem mädchenspezifische Aspekte ignorierenden offiziellen Datenmaterial schlußfolgern die Autoren, daß »ohne fundierte Erziehungstheorie, die die feststellbaren und produzierten unterschiedlichen Verhaltensmuster und Bedürfnisse von Jungen und Mädchen beachtet«, Koedukation zur »Ko-Instruktion« wird, die kaum geeignet sei, »Gleichheit und Selbstsicherheit zu bewirken« (38). Exemplarisch wird nachgewiesen, daß »geschlechtsspezifische Orientierungen innerhalb und außerhalb der Schule« ignoriert und vorhandene Klischees eher stabilisiert als abgebaut werden (47). Wesentliche Voraussetzungen für das Infragestellen und die Aufhebung tradierter geschlechtsspezifischer Diskriminierungen in Beruf, Öffentlichkeit und Privatleben« soll eine entsprechende Sensibilisierung für diese Benachteiligungen sein (68), die durch eine alltägliche »Lehrer — Schüler — Interaktion« und durch ein »Schullaufbahn- und Berufsberatungs-Netz« in der Schule ermöglicht werden könne (69). Im Lehrstudium und im Referendariat sei die notwendige fachliche Qualifikation zu gewährleisten. Unabdingbar sei eine umfassende Revision der Schulbücher und die Einrichtung von Beratungsgesprächen für Eltern aus unteren sozialen Schichten, da nach wie vor die Bildungsbeteiligung vom sozialen Status abhängig sei.

Der historische Exkurs zur Mädchenbildung im 19. und 20. Jh. und über die Bedin-

gungen, die die Norm von formaler Gleichheit für das Bildungswesen konstituieren, bleibt für Carola Wildt und Gabriele Naundorf unbefriedigend. Entsprechend ihrem Postulat: »Über das Recht auf Gleichheit geht das Recht auf Verschiedenheit« (91), untersuchen sie die Positionen der »gemäßigten« Hauptrichtung der bürgerlichen Frauenbewegung zur Koedukation, erhalten aber kaum Anregungen für ihre Kritik an der heutigen Integration von Mädchen in gemischte Schulen, da die Forderungen auf der Vorstellung einer geschlechtlichen Arbeitsteilung beruhen (106). Im folgenden Erfahrungsbericht veranschaulichen sie an Beispielen die Beteiligung der Lehrerinnen beim Aufbau eines negativen Frauenbildes — sei es durch ihr Verhalten oder durch Akzeptieren der von Männern dominierten Schulhierarchie — und die alltäglichen Diskriminierungserfahrungen der Schülerinnen. Die Autorinnen fordern eine obligatorische Beschäftigung in der Lehrerausbildung mit »geschlechtsspezifischen Erziehungsinhalten« und einen verstärkten Einsatz von Frauen, »die Erfahrung im koedukativen System haben und die Wirkung der Veränderung auf Mädchen und Jungen realistisch einschätzen und dafür sorgen können, daß auch Mädchen einen ihren Fähigkeiten entsprechenden Unterricht erhalten.« (172f.)

Der Beitrag über Sozialarbeit und Sozialpädagogik in der Schule von Ursula Rabe-Kleberg enthält eine ähnliche Forderung: zwischen Sozialpädagoginnen, Aktiven in der Frauenbewegung und feministischen Wissenschaftlerinnen soll ein Dialog entstehen, damit die grenzüberschreitenden Chancen, die Sozialarbeit in der Schule bietet, optimal zur Veränderung des Mädchenstatus genutzt werden könnten.

Übereinstimmend ist das Resümee aller Verfasser/innen, daß die Situation der Mädchen in den 70er und 80er Jahren, die einerseits auf formale Schulerfolge verweise, aber nicht eine reale Verbesserung des Status Frau in dieser Gesellschaft erwarten lasse, weitgehend unerforscht sei. Die Beiträge plädieren für eine Diskussion auf zwei Ebenen, auf der der Praktiker/innen und auf der der wissenschaftlichen Analyse, um gewonnene Erkenntnisse zur Optimierung der Lernbedingungen für Mädchen instrumentierbar zu machen. Die Beiträge machen eines deutlich: das koedukative Schulsystem ist nicht prinzipiell den Mädchenschulen überlegen. Einmal wird zwar erwähnt, daß Schülerinnen an Mädchenschulen ein bedeutend positiveres Selbst- und Frauenbild hätten als an gemischten Schulen — leider bleibt dieses Bild traditionellen Klischees verhaftet (37) — es wird aber auch kein Gegenkonzept einer »autonomen« Mädchenschule entwickelt. Die Vorschläge zum Dialog zwischen Praxis und Wissenschaft und zur verstärkten Kooperation innerhalb des pädagogischen Bereichs sind m.E. ohne weitergehende Analyse der gesellschaftlichen Eingebundenheit der Institution Schule und der Begriffe Chancengleichheit und Gleichberechtigung und ihrer Bedeutung innerhalb des Systems der BRD ein weiteres Schönheitspflaster im Bereich Frauen/Mädchen und Bildung/Schule. Das von den drei männlichen Autoren neu erstellte Datenmaterial und die Literaturverzeichnisse sind auf dem aktuellsten Stand und geben gute Argumentationshilfen für »Ko-Instruktionsgegner«.

Brigitta Niehaus (Marburg)

**Prenzel, Annedore: Schulversagerinnen.** Versuch über diskursive, sozialhistorische und pädagogische Ausgrenzungen des Weiblichen. Focus Verlag, Gießen 1984 (175 S., br., 20,- DM)

Prenzel schreibt, daß sie erklären will, warum »weibliche schweigende Kinder« aus der Regelschule ausgegrenzt werden und vor allem, warum in geringerer Anzahl als die Jungen (nur 39,4% der Lernenden in der Sonderschule sind Schülerinnen). Ich erhoffte mir eine Analyse, die auch über die konkrete Lebenssituation von Schulversagerinnen Auskunft gibt. Einen Vergleich von Jungen und Mädchen, eine geschlechtsspezifische Analyse der Ausgrenzungsformen macht Prenzel nicht. Unpräzise bleibt auch der Unter-

suchungsgegenstand: zu Beginn der Arbeit bezieht sie sich zwar auf Schulversagerinnen, spricht dann aber von Behinderten, und läßt offen, auf welches Geschlecht sie sich stützt.

Bevor die Autorin auf das Besondere von Schulversagerinnen eingeht, erklärt sie in einem ersten Schritt die Funktion von gesellschaftlicher Ausgrenzung. Sie geht davon aus, daß der Zugriff auf die Wirklichkeit und die Konstituierung der Gesellschaft unter einer bestimmten Sichtweise in Form kausaler Zusammenhänge vorgenommen werde. Das Wahrgenommene werde unter bestimmten Begriffen eingeordnet. Dabei fielen Differenzen und Ungereimtheiten, die nicht unter dieses System einordbar seien, weg. Hier formuliert Pregel die These, daß Erkennen mit Verdrängen bestimmter nicht in den Kausalitätszusammenhang passender Elemente verbunden sei. Welche Elemente verdrängt werden, sei Produkt gesellschaftlicher Prozesse. Als Formen der Ausgrenzung nennt Pregel Gleichmachung, Verdrängung und Projektion. Gleichmachung heißt hier die Eliminierung von Differenzen in der gesellschaftlichen Wirklichkeit; unter Verdrängung versteht die Autorin den Versuch, mit dem Trieb verbundene Vorstellungen in das Unbewußte zurückzustößen; Projektionen seien Verschiebungen eigener Bedürfnisse und Wünsche auf andere Personen und Gegenstände. Eine Scheidegrenze der Ausgrenzung sieht Pregel in dem Auseinanderklaffen von Regelschule und Sonderschule, wobei diejenigen Schülerinnen aus der Regelschule selektiert würden, die nicht den gesellschaftlich anerkannten und geforderten Normen entsprechen, wie Erfolg haben, vernünftig sein, fleißig sein usw. Die Autorin sieht die Sonderschule als zentralen Ort gesellschaftlicher Ausgrenzung, in der diejenigen Personen aussortiert werden, die durch ihre unterschiedlichen Behinderungsarten für das Gesellschaftssystem nicht verwertbar seien. Die betroffenen Mädchen würden zu Schulversagerinnen statuiert und damit ihrer eigenen — eben der der Behinderten — Lebensform und -art beraubt. Schulversagerinnen weisen nach Pregel eine andere Körperlichkeit auf, besitzen nicht die geforderten Fähigkeiten des An-Sich-Haltens und der Selbstbeherrschung, entsprechen in ihrem Äußeren nicht der gesellschaftlichen Vorstellung von Ästhetik; in sie sei die gesellschaftliche Disziplin nicht einpreßbar. Sie seien der »linearen Zeit nicht anpaßbar, zur Aufgabe der eigenen Körperdynamik nicht fähig, ihre Erziehung zur Affektkontrolle mißlang, sie haben anderes Aussehen und andere Kommunikationssysteme« (50). Diese Kinder werden nach Pregel zu Projektionsorten und -punkten der »gelungenen zivilisierten Sozialisierten«, die ihre »Angst- und Inferioritätsgefühle, ihre Entgrenzungs- und Entladungswünsche und ihre Regressions- und Freiheitssehnsüchte abwälzen« (50).

Die den Schulversagerinnen eigenen Formen von vielfältig-unregelmäßigen Bewegungen. Spontaneität, Häßlichkeit und Leid würden zur Un-Vernunft, zum Un-Sinn, Un-Gehorsam und zur Nicht-Identität deklariert. Diese Einordnung und gleichzeitige Ausgrenzung von Elementen menschlichen Daseins, die allen Individuen in gewisser Art eigen sei, werde so auf die Gruppe der Schulversagerinnen projiziert. Regel- und Sonderschulen würden so als zwei unvereinbare Größen stabilisiert und perpetuiert. Pregel verwendet an dieser Stelle den Begriff des »Inkommensurablen« von Adorno und Horkheimer, um das Auseinanderfallen dieser beiden Schularten zu charakterisieren. Als Beleg für die Ausgrenzungsthese analysiert Pregel die Zeitschriften »Hilfsschule«, »die deutsche Sonderschule« und die »Zeitschrift für Heilpädagogik« aus den Jahrgängen 1908-1982 in bezug auf die Thematisierung von Schulversagerinnen. Die wenigen vorfindbaren Artikel und Aufsätze zeichnen sich nach Pregel inhaltlich durch ein »Verschweigen des Weiblichen«, der »Rede vom Weiblichen als Negation oder Komplement des Männlichen« und der »Rede vom Weiblichen als Äquivalent des Männlichen« (121) aus. Die Autorin fordert hier ein »Tutti iguali — Tutti diversi« (143), ein Miteinander des Verschiedenen.

Leser/innen erfahren in diesem Buch einiges über das Zustandekommen von Ausgren-

zung in unserer Gesellschaft und über die Rolle gesellschaftlicher Instanzen wie hier der Sonderpädagogik und Sonderschule. Unbeantwortet bleibt jedoch die Frage, warum in der Sonderschule weniger Schülerinnen als Schüler sind. Auch werden unvermittelt Inhalte diskutiert, die in keinem direkten Zusammenhang zum Thema »Schulversagerinnen« stehen: die Bedeutung von Frauenforschung und die Analyse von Weiblichkeitsbildern bei Springer/Institoris, Bodin, Fichte, Rousseau, Pestalozzi, Bachhofen und Freud. Über die konkrete Lebenssituation von Schulversagerinnen erfahre ich nur, daß sie aus dem späteren Berufsleben ausgeklammert, zu Dienstmädchen in der Familie degradiert werden und einer verstärkten gesellschaftlichen Isolation ausgesetzt sind. Anknüpfungspunkte, wo und wie Ausgrenzungsformen und -arten aufgehoben oder verhindert werden können, zeigt die Autorin nicht auf. Jutta Ecarius (Marburg)

**Theling, Gabriele:** »Vielleicht wär ich als Verkäuferin glücklicher geworden«. Arbeitertöchter und Hochschule. Westfälisches Dampfboot, Münster 1986 (128 S., br., 15,- DM)

Das Buch (eine überarbeitete Diplomarbeit) geht auf die Betroffenheit der Autorin als Arbeitertochter zurück. Sie möchte ihre eigene Geschichte und ihr jetziges Leben aufarbeiten und so mehr über ihre Schwierigkeiten und Ängste erfahren, die durch die Zerrissenheit ihres Lebens in zwei Welten ihre Identität als Arbeitertochter bedrohen (14). Das machte mich, selbst Arbeitertochter und Studentin, neugierig. Das Buch ist in sechs Kapitel gegliedert: »Erfahrungen einer 'gebildeten' Arbeitertochter«, »Zur Situation von Arbeitertöchtern im Bildungssystem der BRD«, »Methodische Vorgehensweise«, »Die Schule«, »Die Hochschule« und »Die Identität«. Als Ausgangsthese formuliert Theling, daß die Zweiteilung in Arbeiter- und bürgerliche Schicht Erfahrungen und Sichtweisen der Arbeitertöchter bestimmten. Wenn diese die weiterführende Schule besuchten, müßten sie in zwei Welten gleichzeitig leben mit dem Effekt, sich nirgendwo hingehörig zu fühlen (10f.). Die Einstellung Thelings zum bestehenden Bildungssystem läßt sie zu der Auffassung kommen, daß jene Bildung den Arbeitertöchtern mehr schade als nutze und ihnen die Identität raube (18). Die in dieser Ansicht mitschwingende Resignation zieht sich als Grundstimmung durch das Buch, gleichzeitig findet sich auch die zaghafte Hoffnung, durch Aufhebung des »Totschweigens« eine Veränderung der Situation von Arbeitertöchtern an der Hochschule einleiten zu können. Im folgenden berichtet die Autorin (anhand von Tabellen und Diagrammen) über die Situation von Arbeitertöchtern im Bildungswesen der BRD: von Ausgrenzungen aus dem weiterführenden Bildungsweg durch Streichung des Schüler-BAFöGs u.a.m.

Empirische Grundlage des Buches sind 24 Intensivinterviews mit Arbeitertöchtern an der Universität Münster (1984). Nach Abschluß der Interviews hatte die Autorin ca. 900 Seiten transkribierten Textes auszuwerten. Die Wahl der Methode, Intensivinterviews nach einem strukturierten Leitfaden, begründet sie nicht. Maßstab für die gestellten Fragen waren die eigenen Erfahrungen (28). Eine Bearbeitung des Materials nach nachvollziehbaren Kriterien fehlt. Zu verschiedenen Thematiken z.B. Verleugnungsweisen, Erfahrungen an der Universität, Probleme in der Familie stellt Theling Interviewausschnitte vor und vergleicht diese untereinander. Hintergrund dafür sind zwei Bücher (H. Bublitz, »Ich gehöre irgendwie so nirgends hin«, Gießen 1980 und K. Struck, »Klassenliebe«, Frankfurt/M. 1981).

Um das Spezifische der Lebenslage der Arbeiterfrauen zu erfassen, versucht Theling, den proletarischen Lebenszusammenhang um frauenspezifische Erfahrungen zu erweitern. Es gelingt ihr jedoch nicht, das jeweils Spezifische der Frauen- und Klassenerfahrungen herauszuarbeiten. Sie operiert vielmehr mit Behauptungen wie: »Arbeiterfrauen machen grundsätzlich andere Erfahrungen als bürgerliche Frauen« (43f.). So bleibt an

einigen Stellen die Unsicherheit, ob jene beschriebenen Erfahrungen überwiegend auf proletarische Studentinnen zutreffen. Das Buch endet ohne zusammenfassende Gesamtauswertung. Der Vorschlag zur Veränderung der Situation von Arbeitertöchtern an Hochschulen besteht darin, sich in Frauengruppen zusammenzuschließen, um so eine kollektive Veränderung der Situation zu probieren (124). Die Identität der studierenden Arbeitertöchter, so das Fazit der Autorin, könne gefaßt werden mit »Heimatlosigkeit und Klassenliebe« (120).

Die Stärke des Buches liegt m. E. in der Eindringlichkeit und den Details der Interviewausschnitte, die auf die Vielfalt der Konflikte von Arbeitertöchtern an den Hochschulen (wie z. B. die Angst als solche erkannt zu werden, die Sprachprobleme) hinweisen. Ein Mangel des Vorgehens liegt darin, daß die Aussagen der Befragten wörtlich genommen werden. Das Vorgefundene wird zu »Wesen« und »Eigentlichkeit« erklärt. Selbstkonstruktionen als Art und Weise des Erinnerns und des Verarbeitens von Erfahrungen werden nicht bearbeitet. Durch die implizite Vorstellung der Existenz eines unmittelbaren Wissens, das durch »bürgerliche« Bildung nur verdorben werde, nimmt die Autorin Erfahrungen schon als Theorie. Unausgesprochen hält Theling an milieutheoretischen Konzepten und Vorstellungen von der irreversiblen Prägung fest, was sich an Formulierungen wie der folgenden zeigt: »Die starke Prägung durch die bürgerliche Umwelt zwingt Arbeitermädchen dazu, sich zu schämen« (54). Ich möchte hier nicht die gesellschaftliche Bedingtheit von Lebenslagen bezweifeln, jedoch halte ich die Sicht der Autorin für verkürzt, weil sie die aktiven Anpassungsweisen, Verleugnungsstrategien der Arbeitertöchter (wie sie oft in den Interviewausschnitten vorkommen) in einem bloß linearen Ursache-Wirkungsdenken begreift, nicht aber als tätigen Einbau der einzelnen in die gesellschaftlichen Verhältnisse, nicht als Unterwerfungspraxen. Sollte nicht eher nach den Möglichkeiten erweiterter Handlungsfähigkeit gefragt werden (wie die Kritische Psychologie es vorschlägt), nach der subjektiven Verarbeitung vorhandener Bedingungen in Richtung auf eine wachsende Aneignung der Strukturen des Lebens statt blinder Auslieferung an sie, um Be- und Verhinderungen im Hochschulalltag der Arbeitertöchter analysieren und abbauen zu können?

Evelin Gottwalz (Hamburg)

**Siebenschön, Leona: »Wenn du die Freiheit hast ...«.** Die antiautoritäre Generation wird erwachsen. Kiepenheuer & Witsch, Köln 1986 (233 S., br., 28,- DM)

Die Befürworter antiautoritärer Erziehung hegten die Hoffnung, über die so veränderten neuen Menschen (frei von Zwang) zu einer repressionsfreieren Gesellschaft zu gelangen. Ich selbst, zu alt, in den Genuß einer solchen Erziehung gekommen zu sein, war gespannt zu erfahren, was aus den so Erzogenen geworden ist. Mich interessierten besonders die Mädchen und jungen Frauen. Müßte nicht antiautoritäre Erziehung, auch wenn ihre Verfechter das Geschlechterverhältnis nicht immer explizit thematisierten, ermutigenden Einfluß auf die weiblichen Jugendlichen haben, indem sie mehr Möglichkeiten bietet, sich für die aktive Teilhabe an der Gestaltung der Gesellschaft zu entscheiden (für beide Geschlechter), statt z. B. verschüchtert eingeklemmt zwischen konventionellen Erwartungen (Hausfrau und Mutter zu werden und sonst nichts) zu verharren?

Siebenschön schreibt gegen die Befürchtungen und Hoffnungen von vor zwanzig Jahren, antiautoritäre Erziehung würde »Rebellen« heranziehen, daß die so Erzogenen »geräuschloser«, »nicht-fanatisch«, »sondern friedensfähig und kompromißbereit« seien (165). Es ist kein theoretisches Buch, es geht der Autorin dominant um die Erfahrungen der heute knapp Zwanzigjährigen: »Was meinen sie selbst, wer sie geworden sind vor dem Hintergrund des gewesenen Aufbruchs?« (9) Siebenschön geht es um »die Spuren und Nachwirkungen der antiautoritären Impulse, wo immer Kinder und Jugendliche ihnen begegnen« (17); hierzu hat sie Jugendliche, einen Vater und eine Mutter befragt. Sie diffe-

renziert dabei grob nach den unmittelbaren Lebensräumen (z.B. den Wohnformen), Verarbeitungsweisen von Unsicherheiten und den Zukunftsvorstellungen der 9 Frauen und 10 Männer. Entsprechend dieser Themen ist das Buch in drei Kapitel eingeteilt mit einem jeweils kurzen allgemeinen Vorspann der Autorin, worauf die Gesprächsprotokolle folgen.

Siebenschön gibt nur eine sehr allgemeine Einführung in Ziel und Geschichte antiautoritärer Erziehung, ohne auf theoretische Grundlagen, unterschiedliche Positionen oder Definitionen einzugehen. (Theoretiker wie Horkheimer mit seiner Arbeit *Autorität und Familie* oder A. S. Neill mit dem Modell Summerhill u.v.a. erwähnt sie nicht.) Eine historische Voraussetzung für das Aufkommen der Diskussion um antiautoritäre Erziehung ist für sie der Faschismus in Deutschland: »Ausgerechnet der totalitäre Militär- und Terrorstaat mit seiner ausgeprägt antibürgerlichen, auch antifamiliären Tendenz schuf ... die erste Voraussetzung für die danach übertragene Aversion, sich von den Alten irgend etwas vorschreiben zu lassen.« (11) Eine weitere Voraussetzung sei die zumeist nicht vorhandene Autorität in der vaterlos aufgewachsenen Nachkriegsgeneration gewesen. Die Aktivitäten für eine antiautoritäre Erziehung seien von den autoritätslos aufgewachsenen Töchtern ausgegangen. Letztlich hätten die Mütter in der Studentenbewegung (als Zuständige für den Reproduktionsbereich) die Verantwortung für die Kinder getragen.

Siebenschön hat die Gespräche nicht bearbeitet, sie läßt die jungen Erwachsenen für sich sprechen und überläßt so den Leser/innen vollständig die Auswertung und Einordnung. Die Befragten beschreiben ihren Alltag und ihre Lebensräume in der Kindheit. Sie stehen den gemeinschaftlichen und kollektiven Elementen ihrer Erziehung positiv gegenüber und/oder grenzen sich ab vom Streben nach Geld und Kleinfamilie. Sie betonen, ohne Zwang aufgewachsen und zu Kritik und Widerstand ermuntert worden zu sein, egal ob im Kinderladen oder in einer WG. Auffällig ist die Souveränität, mit der beide Geschlechter sprechen. Nina trägt eine Definition von »antiautoritär« nach: Das »heißt ja nicht, Kinder völlig verwildern zu lassen. Es heißt ja nicht, daß sie alles machen können, was sie wollen, nämlich laissez-faire. Die Grenzen kannten wir, ganz klar, Strafen dagegen nicht.« (98) Uneinverstanden mit der bestehenden Gesellschaft sind sie alle, sie sind gegen Krieg, gegen Umweltverschmutzung, gegen Zwang ... Die Umgehensweisen mit der Kritik sind unterschiedlich, oft orientierungslos, besonders bei den Frauen: »... noch kann ich keine Alternative sehen. Ich muß mich erst noch ausprobieren.« (Judith, 26) Lilian verdient sich ihren Unterhalt mit Gitarrespielen. »Aber wenn sich was anderes anbietet, mach' ich das genauso gut.« (112) Die Vorstellungen der Männer sind oft konkreter, es ist ihre Welt, die sie etwas angeht: »... sobald ich wählen kann, wähle ich grün. Denn was die derzeit Verantwortlichen mit und aus ihrem Auftrag machen, wie sie ihr Mandat mißbrauchen, ... das finde ich skandalös.« (223) oder sie engagieren sich, ausgehend von der Kritik an Ausbeutung und Hierarchie, in einem alternativen Jugendzentrum (Hanno, 208f.) oder in »einem selbstverwalteten Betrieb«, einer Tischlerei: »Ohne Hierarchie, gleich verpflichtet, gleichberechtigt. Bei uns gibt's keinen Boss.« (Jan Phillip, 129)

Viele Aussagen der Befragten sind gegen Ungerechtigkeiten (wie z.B. ungleiche Einkommensverteilung) und Herrschaft gerichtet. Ihre Strategien verbleiben oft im Individuellen, indem sie jeweils für sich allein einen Weg suchen. Dies deutet m.E. auf einen Mangel an Möglichkeiten für die Jugendlichen, sich mit anderen zusammenschließen zu können, ohne sich gleich auf eine Partei festlegen zu müssen. Versuche, wie es sie in Form autonomer feministischer Mädchenprojekte gibt, sind mögliche Alternativen.

Da Siebenschön ihre Arbeitsweise (Auswahl der Gesprächspartner/innen, Gesprächsführung, theoretische Aufarbeitungen zur antiautoritären Erziehung usw.) nicht transparent macht, verhindert sie den Blick auf die Antworten als durch Fragen orientierte. So können die Leser/innen z.B. nicht entscheiden, ob die partielle Orientierungslosigkeit der Befragten ein Ergebnis der Erziehung ist, durch die Frageweise nahegelegt wurde oder

auch nur an der Auswahl der Protokolle liegt. Unbeantwortet bleibt auch die Frage, wie antiautoritäre Erziehung als Selbstveränderungspraxis der Erzieher/innen wirkte. Damit besteht für die Leser/innen kaum die Möglichkeit zu erfahren, an welchen Stellen es in der Praxis gelang, Erzieher und Zögling zu erziehen bei gleichzeitiger Veränderung patriarchal-kapitalistischer Verhältnisse.

Barbara Ketelhut (Hamburg)

## Psychologie

**Kuckhermann, Ralf, und Annegret Wigger-Kösters: »Die Waren laufen nicht allein zum Markt ...«** Die Entfaltung von Tätigkeit und Subjektivität. Pahl-Rugenstein Verlag, Köln 1985 (582 S., br., 65,- DM)

»Was hat mich an diesem Buch fasziniert?« fragt sich Erich Wulff in seinem Vorwort, nachdem er davon erzählt hat, wie sehr ihn dieses Werk — nach anfänglichem Zögern ob des riesigen Umfangs — gefesselt habe, für ihn vergleichbar u.a. mit Peter Weiss' »Ästhetik des Widerstands« oder Christa Wolfs »Kindheitsmuster«. Nun, Peter Weiss und Christa Wolf mit Ralf Kuckhermann und Annegret Wigger-Kösters zu messen, das schiene mir denn doch zu »ver-messen«. Aber fasziniert war auch ich durchaus! Fasziniert und manchmal auch verblüfft von der Kühnheit und Spannbreite der entfalteten Argumentation, die mir eine waghalsige Gratwanderung auf dem schwer begehbaren Gelände einer historisch-logischen Entfaltung von Tätigkeit und Subjektivität zu sein scheint — daher freilich auch verbunden mit einigen Abstürzen in die Tiefen des Spekulativen.

Worum geht es? Ausgehend von dem psychiatrischen Problem, wie sich der Doppelcharakter menschlicher Arbeit therapeutisch umsetzen lasse, ob Arbeitstätigkeit »als stabilisierendes Moment der Persönlichkeit« oder als »Stressfaktor kapitalistischer Arbeit« (2) wirksam werden könne, sehen sich die Autoren veranlaßt, dem Verhältnis von Tätigkeit und Subjektivität historisch nachzugehen.

Wie kann ein solches Unternehmen glücken? fragt sich der Leser — gerade angesichts der in den Ergebnissen der Kritischen Psychologie deutlich werdenden Schwierigkeit, naturwissenschaftliche, naturhistorische, gesellschaftstheoretische und -historische sowie subjektwissenschaftliche Erkenntnisse in *einem* Projekt zu vereinen. Ist in einem derart auf Arbeitsteiligkeit einerseits und Interdisziplinarität andererseits angelegten Wissenschaftsprozess eine theoretisch und historisch so universell angelegte Arbeit nicht ab ovo ein totgeborenes Kind? Urteilt man mit den strengen Blicken des Historikers, lassen sich gewiß etliche Aussagen — insbesondere zur Analyse der feudalen Gesellschaft — finden, die historisch-empirisch nicht haltbar sind. Nimmt man die Position einer wissenschaftstheoretischen Kritik ein, dann fällt auf, daß die Problematik eines Erkenntniszugangs zur Geschichte der Subjektivität — nur über (teilweise vermutete) gesellschaftlich dominante Gegenstände und Tätigkeitsstrukturen — oft nicht hinreichend reflektiert wird und eben der Spekulation anheimfällt.

Gelingt es einem aber, sich mit zwar vorurteilsloser, doch nicht naiver Neugier dem Gedankenreichtum, der Kreativität und unbedingten Eigenständigkeit dieser Arbeit zu öffnen, wird einem die Lektüre uneingeschränktes Vergnügen bereiten, gerade weil sie so viel Widerspruch provoziert. Hier strapaziert man den Leser nicht mit langweiligen Theoriereferaten, um sich hinterher — auf den letzten Seiten — als »klüger« zu erweisen, wie es oft in Dissertationen geschieht. Hier wird vielmehr — in sprachlich übrigens äußerst zugänglicher Form — ernsthaft am Gegenstand gearbeitet. Trotzdem finden sich insbesondere zur Kritischen Psychologie, zu Leontjew und zu Sève anregende und vielfach überzeugende Kritikpunkte.

Auch die immerhin von der Anthropogenese über die frühen Hochkulturen und den

Feudalismus bis zum Spätkapitalismus reichende historische Analyse liest sich — wenigstens größtenteils — keineswegs wie verstaubte Annalen oder die allzu bekannten Formationsanalysen, sondern als zugleich lebendig werdende und analytisch-logisch höchst anspruchsvolle Entfaltung konkreter menschlicher Subjektivität und Tätigkeit. Trotz aller methodologischen Kritik an der bisweilen auch auftretenden Idealtypik — z.B. in der Analyse von handwerklicher Tätigkeit im Mittelalter — sind dabei m.E. besonders die Ausführungen zu den individuellen Reproduktionstätigkeiten in den frühen Hochkulturen (Bauern, Handwerker, Kopfarbeiter) und der Abschnitt über die individuelle Reproduktion im Spätkapitalismus sehr ergiebig. Von selbst versteht sich, daß bei einem so komplexen und in sich so vielfältig angelegten Projekt kein noch so ausführliches Inhaltsreferat eine angemessene Wiedergabe leisten kann. Daher seien — »naturgemäß« höchst subjektiv — nur einige theoretische Details herausgegriffen, die Originalität und Problematik dieser Arbeit zugleich verdeutlichen. Anders als in der marxistischen Psychologie gemeinhin üblich, wird hier die Dialektik von Subjektivität und Objektivität, die in der Tätigkeit ihre Mitte findet (die Waren laufen nicht allein zum Markt ...), nicht als letztendlich objektiv determiniert angesehen. Nein, die Produktivität, das »Bedürfnis, sich als Subjekt zu erleben« (41), mache die menschliche Natur im Wesen aus. Auch wird der historische Ursprung menschlicher Tätigkeit keineswegs in werkzeugvermittelter, naturaneignender, produktiver Arbeitstätigkeit angesiedelt. Die Produktion von Bedeutungen, damit auch die bewußte und konsumtive vor der materiell vergegenständlichenden Tätigkeit seien der Beginn der Menschwerdung. Naturaneignung wird von Beginn an zugleich auf äußere und innere Natur bezogen, der äußeren Natur wird eine eigenständige organische Produktivität und Subjektivität zugesprochen. Naturaneignung wird so weder mit Naturbeherrschung gleichgesetzt noch als gesellschaftlichen Verhältnissen gegenüber im Sinne von Produktivkraftneutralität »indifferent« Prozeß betrachtet, eine Auffassung, die angesichts ökologischer Destruktivität und der Expansion von Rüstungstechnologien mindestens bedenkenswert erscheint. Auch was die innere Natur des Menschen angeht, versuchen die Autoren von vornherein eine Dichotomie zu vermeiden zwischen außen und innen, gesellschaftlich und subjektiv, menschlich und animalisch, wie es sowohl in dem Bedürfniskonzept der Kritischen Psychologie als auch bei Sève angelegt ist. Auch mit ihrem gegenüber Leontjew eher dialektisch zwischen Defiziten der inneren und äußeren Natur vermittelten Motivbegriff ist m.E. für die Debatte zwischen Psychoanalyse und Marxismus einiges gewonnen. Folgerichtig lassen sich die Autoren nicht auf die Vorstellung ein, das menschliche Subjekt sei vom Tier-Mensch-Übergangsfeld ab auf Realitätskontrolle aus und müsse sich »nur« in Kooperation mit anderen von den Defiziten gesellschaftlicher Verhältnisse befreien, um solches zu erreichen. Vielmehr sehen sie gerade im entfremdeten, d.h. auch im stofflich entlasteten Realitätsverhältnis der Subjekte im Spätkapitalismus die logische und historische Möglichkeit erstmalig angelegt, »nun neben der Produktion eines stofflich-sinnlichen Lebenszusammenhangs zunächst und damit vermittelt die Produktion seiner allgemeinen Entwicklungsbedingungen« (472) zu realisieren. Damit ist eine doppelte Aneignungsperspektive gegeben: »Aneignung der gesellschaftlichen Subjektivität als Grundlage individueller Entwicklung und Aneignung der sich so konstituierenden individuellen Subjektivität als Grundlage für die Entwicklung der Gesellschaft.« (462) So bestechend und nach menschlich befreiender Perspektive diese Gedanken anmuten, so problematisch erweist sich gerade hier der Tätigkeitsbegriff von Kuckhermann/Wigger-Kösters. Die ganze theoretische und historische Analyse ist ausgerichtet auf das Moment der sich qua subjektiver Aktivität realisierenden Produktivität menschlichen Tuns und gegen objektivistische und ökonomistische Vorstellungen gerichtet. M.E. verliert diese Sichtweise von Produktivität dann aber die qualitative Differenz von Aneignung und Vergegenständlichung und damit die aus dem Arbeitsbegriff

abgeleitete Wesensstruktur von menschlicher Tätigkeit aus dem Auge. Nicht zufällig ist der Hauptmangel — auch in der historischen Analyse — das weitgehende Fehlen der politischen und ideologischen Dimension von Tätigkeit, womit eine — zugespitzt gesagt — ökonomistische Tätigkeitsauffassung Raum gewinnt — ganz entgegen der Autorenintention. Damit stellt sich am Ende des ersten Bandes auch vor allem die Frage nach den stofflichen Grundlagen für die so faszinierend formulierte Perspektive der Selbstaneignung menschlicher Subjektivität.

Gabriele Kandzora (Hamburg)

**Kuckhermann, Ralf und Annegret Wigger-Kösters:** »Gerade wenn es mir schlecht geht, brauche ich einen Arbeitsplatz ...« Eine Studie zur Arbeitsrehabilitation. Pahl-Rugenstein Verlag, Köln 1985 (271 S., br., 35,- DM)

Die Studie ist der dritte Teil einer Dissertation über die Entfaltung von Tätigkeiten und Subjektivität in der Geschichte. Sie versteht sich als Spezifizierung der ethnopsychologisch und sozialgeschichtlich angelegten ersten beiden Teile für den Bereich heutiger Arbeitsrehabilitation. Ziel dieser Studie ist es, »Subjektentwicklung und Subjektzerstörung auf der Grundlage entwicklungsfördernder und -behindernder Tätigkeiten in der Rehabilitation zu untersuchen.« (271)

Ausgehend von der Auffassung, daß die gesellschaftliche Entwicklung der Menschheit nur als zunehmender Prozeß der Subjektwerdung zu begreifen ist, erläutern die Autoren zunächst die subjekttheoretischen Grundbegriffe zum Verhältnis von Entwicklung und Behinderung. (1-67) Diese theoretischen Überlegungen zur Arbeitsrehabilitation versprechen eine Weiterentwicklung des Isolationsbegriffs, wie ihn Wolfgang Jantzen in seinem »Grundriß der allgemeinen Psychopathologie und Psychotherapie« dargestellt hat. Die Autoren entfalten den Isolationsbegriff, indem sie vier Wirkungsebenen »der Dezentrierung menschlicher Subjektivität« unterscheiden: 1. Behinderung vs. Entwicklung, womit der ontogenetische Aspekt der Subjektentwicklung gefaßt werden soll, 2. Isolation vs. Partizipation, d.h. Subjektentwicklung unter dem Aspekt der individuellen Vergesellschaftung (Realitätskontrolle), 3. Ausschluß vs. Integration, womit die Ebene der gesellschaftlichen Reaktion auf Abweichung, Behinderung und Krankheit gemeint ist und 4. die Ebene der inneren Reproduktion der Entwicklungswidersprüche.

So wichtig die systematische Unterscheidung dieser Begriffe ist, so unklar bleibt allerdings ihr jeweiliger logischer Status. Geht es hier offensichtlich um mehr als nur eine Differenzierung des Isolationsbegriffs, nämlich um die systematische Unterscheidung von vier Wirkungsebenen »der Dezentrierung der menschlichen Subjektivität«, so bleibt zu fragen, in welchem Verhältnis die Wirkungsebenen zueinander stehen und ob nicht die Ebene Isolation vs. Partizipation, verstanden als gestörter bzw. nicht gestörter Aneignungsprozeß, dem ontogenetisch gefaßten Begriff der Behinderung vorgeordnet werden müßte etc. Besonders fruchtbar erweist sich dann aber die Entfaltung der Ebene des Ausschlusses, die die Autoren im weiteren zum Schwerpunkt der Analyse von Arbeitsrehabilitation machen. Ausgehend von Pirellas Diktum: »Der Ausgeschlossene ist ein potentieller Verkäufer von Arbeitskraft, und der Verkäufer ist ein potentiell Ausgeschlossener«, werden die logischen Stufen des Ausschlusses entwickelt. Dabei beziehen sich die Autoren auf Sèves Konzepte der Individualitätsform und des Zeitplans. Ausschluß reicht vom sog. Grundausschluß (Ausschluß von der Verfügung über Produktionsmittel), über den doppelten Ausschluß (Ausschluß von der Lohnarbeit), den dreifachen Ausschluß (Ausschluß von der gesellschaftlichen Arbeit) bis hin zum Ausschluß aus Zirkulation und Konsumtion, womit der »Einschluß in die totale Institution« gemeint ist: der individuelle Reproduktionszusammenhang wird total von äußeren Institutionen gesteuert und organisiert.

Die Fruchtbarkeit dieser Differenzierung für die Analyse konkreter Lebenssituationen wird deutlich in der Anwendung auf das Hausfrauendasein und die Situation von Insassen

totaler Institutionen. Vielversprechend wäre u.a. auch die Analyse der Lebenssituation von Asylbewerbern im Sammellager, weil hier die differenzierte Betrachtung aller Ebenen des Ausschlusses wichtige Einsichten und Eingriffsmöglichkeiten hervorbringen könnte.

Im weiteren wird dann ein Rehabilitationsprojekt in den Phasen seiner Konstituierung, seiner Organisation und seiner Rehabilitationsleistung vorgestellt. (68-113) Anschließend wird die Bedeutung der Rehabilitationsmaßnahme für einen Betroffenen dargelegt. (113-177) Mit Hilfe der Tätigkeitsanalyse wird versucht, Rehabilitation als Gegenbewegung zu gesellschaftlichen Ausschlußprozessen und Aufhebung individueller Isolation zu verstehen. Die Interpretation der einzelnen Tätigkeitsabläufe bei der Herstellung eines Schaukelpferdes läßt den Schluß zu, daß für den Betroffenen diese Absichten zumindest für den Zeitraum der Maßnahme zur Realität wurden.

Allerdings kommt die Analyse der subjektiven Bedeutung der Arbeit für den Einzelnen und der damit bewirkten umfassenden Veränderung seiner Lebenssituation zu kurz, bleibt entgegen ihrer Absicht letztlich ökonomistisch. Auch wenn sich die Autoren hier bewußt eine Beschränkung auf die »materiellen Grundlagen des gesellschaftlichen Ausschlußprozesses (198. Anm. 10) auferlegen und auch nicht beabsichtigen, ein psychologisches Modell zu entwickeln, »in welchem wir das Zusammenwirken einzelner Merkmale in einem einheitlichen Prozeß als Persönlichkeit, Charakter, psychischer Struktur o.ä. bestimmen könnten« (270), bleibt die Frage nach der Identität »als Identifizierung der eigenen Person in einem sozialen und biografischen Rahmen« (ebd.) nur unzureichend beantwortet. Identität, das war gerade in den Stufen des Ausschlußprozesses theoretisch herausgearbeitet worden, konstituiert sich in allen drei Sphären des gesellschaftlichen Lebens. Die fast ausschließliche Beschränkung auf den Produktionsbereich und die Ausklammerung der biografischen Dimension widerspricht nicht nur dem umfassenden Tätigkeitsbegriff, er erfüllt nicht einmal die Anforderungen einer auf die Sozialpsychologie reduzierten Analyse der Persönlichkeit.

Die Arbeit schließt mit einigen Thesen zur Pädagogik der Arbeitsrehabilitation (178-196). Dabei wird insbesondere die heute dominierende agogische Form der Arbeitstherapie kritisiert. Die Bedeutung einer tätigkeitsbezogenen Organisation der Arbeitsrehabilitation sehen die Autoren darin, daß nur in der »Struktur des Arbeitsprozesses selbst und in der Aufdeckung der in ihm vorhandenen individuell und gesellschaftlich produzierten Entwicklungsmöglichkeiten und -behinderungen« (182) die Basis einer Rehabilitation gefunden werden kann, die die gesellschaftlichen Ausschlußmechanismen zu durchbrechen vermag. Wo der Arbeitsprozeß — wie in der Agogik — nur Instrument der Erziehung ist, können die in der Struktur der Arbeit liegenden Entwicklungsmöglichkeiten nicht freigesetzt und die isolierenden Bedingungen nicht erkannt werden.

Leider bietet die Studie zu wenig Erklärungen zur Methode des Vorgehens bei der Interpretation der Rehabilitationsmaßnahme und der Tätigkeitsanalyse des Betroffenen. So bleibt bei einer Reihe von Begriffen ihre Herleitung aus dem ursprünglichen Theoriezusammenhang, in dem sie standen, unklar. Ein Begriff wie z. B. »individuelles Bedeutungsmuster« klingt zwar abgeleitet, trotzdem kann man als Leser nur ahnen, wie das Leontjew'sche Bedeutungskonzept mit dem Deutungsmusteransatz zusammengebracht werden könnte — wenn denn diese Kombination gemeint ist; die Unabgeleitetheit bzw. deren mangelnde Durchschaubarkeit erschwert aber die theoriegeleitete Erklärung der beschriebenen Praxis. Schließlich bleibt zu fragen, ob mit der Beschränkung auf die Analyse nur eines Arbeitsplatzes und eines einzigen Betroffenen die Aussagen über die Auswirkungen von Arbeitsrehabilitation eine Verallgemeinerungsfähigkeit gewinnen können. Eine, wenn auch nur an der Sozialpsychologie der Persönlichkeit orientierte Analyse hätte »Möglichkeitstypen« (Holzkamp) herauszuarbeiten, um die Handlungsbedingungen und

-möglichkeiten in der Arbeitsrehabilitation zu erfassen. So aber bleibt das Ergebnis der konkreten Analyse angesichts des hohen Anspruchs, der im theoretischen Teil der Arbeit entwickelt wird, hinter den Erwartungen zurück.

Norbert Kruse und Dietrich Treber (Hamburg)

**Schubert, Volker: Identität, individuelle Reproduktion und Bildung.** Probleme eines aneignungstheoretischen Konzepts von Vergesellschaftung als Vereinzelung. Focus Verlag, Gießen 1984 (182 S., br., 19,- DM)

Schuberts Anliegen ist die Bestimmung eines Qualifikationsbegriffs, der sich nicht nur aus den Anforderungen der Erwerbsarbeit ableitet, sondern den Qualifikationsanforderungen »der bestimmenden Praxisformen der Individuen« (11) angemessen ist. Als Besonderheit der bürgerlich-kapitalistischen Verhältnisse arbeitet er das Auseinander von individueller und gesellschaftlicher Reproduktion heraus. Sie begründe die Notwendigkeit einer spezifischen *Reproduktionsqualifikation*, die Schubert Identität nennt. Methodisch greift er auf die Arbeiten des Projektes Automation und Qualifikation (West-Berlin) zurück; so scheidet er die Anforderungsstrukturen (bestimmt als vorfindliche gesellschaftliche Strukturen) und ihre psychische Gestalt (als individuelle Realisation des Ensembles der gesellschaftlichen Verhältnisse).

In seinem historischen Teil — an Elias und Müller orientiert —, arbeitet er die Bestimmtheit des bürgerlich-kapitalistischen Subjekts heraus, das durch die neue Form »der Vergesellschaftung über den Wert« (52) gekennzeichnet sei. Die neu erworbene Freiheit der Einzelnen sei eine *vom* Gemeinwesen, mit der Notwendigkeit, sich »für sich« individuell zu reproduzieren. Daraus leitet Schubert ab, daß sich jedes Individuum als »einheitliche Zentrale« gegenüber dem Gemeinwesen konstituieren müsse. Individuelle Identität sei die psychische Form, in der unter gegebenen Verhältnissen die Individuen ihre Reproduktion organisieren. Die individuell immer wieder herzustellende Einheit wird zwar durch die ganze Arbeit hindurch behauptet — ihr Inhalt aber, ihre Bedeutung, ihre klare Bestimmung fand ich nirgendwo.

Schubert zieht zur Reformulierung des Identitätsbegriffs Erikson und Krappmann heran; leider dienen sie ihm überwiegend nur zum Beleg seiner These, daß Vergesellschaftung als Vereinzelung stattfindet. Er kommt zu dem Schluß, Ich-Identität sei als heterogene, widersprüchliche Form der Organisation der Orientierungstätigkeit zu fassen. Mir fehlte eine *Diskussion* über den Nutzen der verschiedenen Formbegriffe, denn er faßt alle Aktivitäten und Tätigkeiten als Formen: Sowohl die individuelle Identität als auch die Ich-Identität. Letztere aber hatte ich zuvor als individuelle Aktivität *in* einer bestimmenden Form verstanden, also als Versuch, sich in die individuelle Reproduktionsform »einzupassen«.

Schubert setzt sich an keiner Stelle kritisch mit der Privatform auseinander, sondern behauptet das Private als nicht gesellschaftlich, d.h., als *außerhalb* von Gesellschaft (möglich wäre ja z.B. »privat« als eine besondere Gesellschaftsform zu fassen, um damit ihren zugleich »ungesellschaftlichen« Charakter zu begreifen). Solche Begriffs- und letztlich Begreifensprobleme sind wohl auch der affirmativen Übernahme einiger Begriffe aus der Kritischen Psychologie geschuldet, die zu diesem Problem bislang nicht präzise gearbeitet hat. Ungelöst scheint mir auch das Verhältnis von Erwerbsarbeit und individueller Reproduktion. Schubert gibt nur allgemeine Bestimmungen wie z.B., daß der Einzelne in der Lage sein müsse, seine Arbeitskraft zu verkaufen. Welche konkreten Kompetenzen dazugehören, bleibt unausgeführt.

Es gibt — wie immer, wenn die Geschlechterverhältnisse ganz oder überwiegend ausgeblendet bleiben — auch in diesem Buch unfreiwillige Auslassungen. Indem Schubert die individuelle Reproduktion nur abstrakt faßt, und nicht als Herstellung, die ja über-

wiegend den Frauen obliegt, fehlen auch solch profane Tätigkeiten wie Nahrung bereiten, Kinder versorgen, putzen. Zugespitzt heißt das, es fehlt eine wichtige Dimension des Sozialen. Die Perspektive »dem Leben Form und Kontur (zu) geben« (133) geht zu sehr von einem einzelnen Individuum aus und hat nicht einmal die Utopie, daß der Mensch dem Menschen zum Zweck wird. Zum Schluß plädiert er — f.m. etwas undeutlich und eher appellativ — für die Realisierung einer relativ autonomen Pädagogik, die sich der »Verantwortung« bewußt ist, daß sie in ihren Lehr- und Erziehungsplänen Kompetenzen auch der individuellen Reproduktion vermitteln muß.

Das Buch greift auf implizite Weise in die ausgreifenden Diskussionen um Lebensweisen ein, die sich — verkürzt gesagt — den Alltag und seine Regulation, die Sinne und Genüsse, die Verantwortung für die Welt als neues sinnstiftendes Zentrum, bei Abdankung des alten — der Erwerbsarbeit — konstruieren. Schubert leistet, daß für solche Diskussionen die individuelle Reproduktion mit ihren historisch spezifischen Anforderungen und die Lebensweise als Überlebens- und Sinnregulation gefaßt werden kann, mit ganz eigenen psychischen, sozialen, intellektuellen Anforderungen. Für den Erwerb solcher Fähigkeiten — so postuliert auch Schubert — sollten Vergesellschaftungskonzepte überlegt werden.

Kornelia Hauser (Hamburg)

**Richter, Horst Eberhard: Die Chance des Gewissens.** Erinnerungen und Assoziationen. Hoffmann und Campe, Hamburg 1986 (320 S., Ln., 36,- DM)

Der Gießener Arzt, Philosoph und Psychoanalytiker reflektiert biographische Entwicklungen im Rahmen historischer, gesellschaftspolitischer und sozialer Zusammenhänge. Im Durcharbeiten der eigenen Geschichte verdeutlicht er, daß jeder auch ein Stück Verantwortung für das kollektive Geschehen trägt. Richter präsentiert seine Erinnerungen zwar chronologisch, aber er schreibt seiner Lebensgeschichte nicht die stringente Ordnung autobiographischer Erinnerung ein; vielmehr reiht er facettenartig Stationen seines Lebens aneinander, die er in Erklärungen einbettet. Schreiben, so sein Anspruch, ist eine »Bewegung auf sich selbst zu oder von sich selbst weg« (9), in der es immer verbindende Spuren gibt. Seine Assoziationen haben ein gemeinsames Thema: Sie wollen die »Illusion einer Trennung von Innerlichkeit und Tatwelt« (205) entkräften, sie wollen die Untrennbarkeit der Welt des Psychischen von der des Politischen versteh- und fühlbar machen.

Er schildert zunächst seine Jugend im Faschismus nicht als abgeschlossene, überwundene Periode, sondern verdeutlicht deren fatale Kontinuität: Heute noch laufen wir Gefahr, Eigenverantwortung an äußere Mächte zu delegieren und dadurch gewissenloses Handeln mitzutragen. Diese Preisgabe der allgemeinen Instanz »Gewissen« bedeutet für Richter gleichzeitig einen Prozeß der Selbstfremdung. Gerade der Faschismus habe versucht, den einzelnen von sich selbst zu entfernen und ihn bis in die tiefste Innerlichkeit zu vereinnahmen. Richter beschreibt diesen äußeren Anpassungsprozeß anhand seiner Erfahrung im Arbeitsdienst und als Soldat in Rußland. Er begreift aber seine damaligen Reaktionen auf den äußeren Zwang, also seine Lektüre von Philosophen wie Nietzsche und die spätere Produktion psychosomatischer Symptome, nicht nur als Flucht in die Innerlichkeit; vielmehr sieht er darin auch ein »Aufbegehren der Vernunft gegen irrationale Destruktion«, das den Weg weist zu »kritisch-sozialem Handeln« (47). Die Konfrontation mit Krankheit, Schwäche und Tod könnte auch heute einen Prozeß der Selbstannäherung initiieren; der Faschismus habe die daraus resultierenden Ohnmachtsängste durch Allmachtsphantasien ersetzt. Nach dem Krieg habe dann auch kein wirkliches Annehmen von Verlust, Tod und Schuld stattgefunden. Richter behauptet, daß statt einer notwendigen Restitution des Gewissens damals der Amerikanismus die Identitätsleere ausfüllte, was zur Flucht aus einer Hörigkeit in die nächste führte. Es gehe aber darum, die Verantwortung für das Vergangene zugunsten eines Prozesses der Selbstannäherung zu nutzen;

denn, so eine von Richters zentralen Thesen, jede Generation trägt immer an der Unfreiheit der vorhergehenden mit. Selbstannäherung meint deshalb für ihn auch das soziale Engagement gegen solche äußeren Verhältnisse, die den einzelnen zur Selbstentmündigung, also zur Aufgabe seiner persönlichen Identität für das »Kollektiv-Ego« einer Gemeinschaft treiben. Dieses Engagement zieht sich wie ein roter Faden durch die Darstellung seiner Lebensgeschichte nach dem Krieg. Als er 1949 als Philosoph und Mediziner seine psychoanalytische Ausbildung am Berliner Institut begann, mußte er feststellen, daß auch hier unbewältigte Konflikte von einer Generation an die nächste weitergegeben wurden. Die folgenden beruflichen und sozialpolitischen Anstrengungen stellen sich als Bewältigungsversuche unbewältigter Konflikte dar: Als Krankenhausarzt, in der familientherapeutischen Arbeit mit Unterschichtsklienten, in der Arbeit an der Universitäts-Nervenklinik Berlin oder aber ab 1960 als Professor für Psychosomatik in Gießen und während der Arbeit in der Kommission für eine neue ärztliche Ausbildungsordnung bzw. in einer Kommission der Bundesregierung zur Erstellung einer Psychiatrie-Enquete, nicht zuletzt in seinem Engagement für die Vereinigung »Ärzte gegen Atomkrieg«, in allen diesen Funktionen versuchte Richter, das zu realisieren, was die Studentenbewegung ihm ins Bewußtsein gerufen hatte, Person, Beruf und politische Realität als Zusammenhang zu begreifen. Er bekämpfte deshalb Tendenzen, die den einzelnen zum Objekt von Inhumanität und Unfreiheit degradieren. Dazu gehört seine Weigerung, Medizin als Krieg gegen Krankheit zu begreifen und damit eine militaristische Sichtweise des Todes zu fördern; dazu gehört vor allem auch sein Versuch, die »labile Kunst-Welt« der Psycho-Szene nicht als Innerlichkeits-Ersatz zu benutzen. Er will vielmehr jener Abkapselung der Psychoanalytiker von sozialen Problemen und sozialgeschichtlichen Themen entgegenwirken. Selbstveränderung als Voraussetzung und Ziel sozialer Veränderungen bedeute Humanität zu bewahren, wie auch, gegen Versuche kollektivistischer Uniformierung ein persönliches Selbst zu entwickeln, welches die eigene Innerlichkeit ernst nimmt. So einleuchtend im Gedankengang und in seinen authentischen Mahnungen wichtig diese Art der Autobiographie auch ist, mitunter erhält sie den Beigeschmack einer Selbstgefälligkeit, die zu suggerieren scheint, der Autor sei der erste Mahner und in seiner Funktion einzigartig. Damit macht er sich zum Typus eines »psychologischen Helden«, der vielen Problemen und Schlechtigkeiten innen und außen begegnet, diese stets meistert und aus ihnen geläutert hervorgeht. Etwas weniger Harmoniestreben und der Versuch, Widersprüche eher schon mal stehen zu lassen, wäre mehr gewesen.

Angelika Ebrecht (West-Berlin)

**Moeller, Michael Lukas: Die Liebe ist das Kind der Freiheit.** Rowohlt Verlag, Reinbek 1986 (207 S., Ln., 26,- DM)

Für den Frankfurter Arzt, Philosophen und Psychoanalytiker Moeller ist Liebe mehr als nur eine private Angelegenheit: Sie ist durch und durch politisch, die »Kraft in uns, die Leben in allen seinen Formen entstehen läßt« (9). Als »beziehungsstiftender Urkraft« komme ihr eine allgemeine Funktion zu, deren kreative Momente heute durch unsere versachlichende »Gesellschaftsmechanik« weitgehend überformt werden. Das Buch versteht sich als praxisanleitende Hilfe, jene verschüttete Kraft der Liebe wiederentdecken und entfalten zu lernen. In einer Reihe fiktiver Briefe plädiert der Autor zunächst dafür, die Psychoanalyse der »konflikthaften« durch die der »guten« Beziehung zu ergänzen. Dabei gelte es, jene kapitalistisch geformte, »innige, tyrannisch intime Zweierbeziehung«, die Bindung verwechselt mit dem Besitz des Partners, in eine freiere zu überführen. Als gute Beziehung entwirft Moeller das Bild einer Partnerschaft, die sich stets weiterentwickelt, in der beide Partner ihr Anderssein akzeptieren und in der sie sich besser verwirklichen können als allein. Das Mittel dieser Veränderung ist für Moeller sein Konzept der »Zwie-

gespräche«; diese sollten regelmäßig zu einer festgesetzten Zeit stattfinden und den Partnern die Möglichkeit zum »Austausch von Selbstportraits« geben (36). So könne jeder in seiner spezifischen Erlebniswelt besser wahrgenommen werden.

Im zweiten Aufsatz geht es Moeller um die »Psychoanalyse von Paarbeziehungen und sexuellem Erleben«. Hier leitet er Beziehungsprobleme Erwachsener her aus einem Verhältnis zur Mutter, das aufgrund gesellschaftlicher Verformungen notwendig Störungen im Beziehungserleben präformiere. Das Kind scheitere an den Anforderungen der ödipalen Phase, sich gegenüber der frühen Mutterbindung ein Stück Eigenständigkeit erobert zu sollen. Die Mutter brauche ihr Kind als »Ergänzung ihres leeren Selbstes, als Plombe« (51). Das gemeinsame unbewußte Thema von Mann und Frau sei die Angst, sich von der leeren, enttäuschten Mutter abzulösen: denn dies wäre mit Schuldgefühlen verbunden. Resultat des mißlingenden Ablösungsprozesses sind nach Moeller weiblicher Penisneid und männlicher Penisstolz als Ersatzbildungen sowie die Verschiebung der eigenen Lösungsunfähigkeit in das Bild der »bösen, negativen Mutter«, das »Ebenbild unserer Enttäuschung« (56). Jeder, auch der erwachsenen Beziehung, liege ein Bereich gemeinsamen unbewußten Handelns zugrunde (die Kollusion), welcher auf Muster der »pseudophallischen Kollusion« und auch auf Formen frühkindlicher Mutterbindung zurückgehe. Nun füllen Mann und Frau wechselseitig ihre Leere. Es entstehe eine Art kanibalistischer Liebe, die, von riesigen Erwartungen geprägt, Angst mache und gleichzeitig unbefriedigend bleibe. Liebe und Sexualität seien heute längst keine Residuen unentfremdeten Erlebens mehr. Der entfremdeten, angstbesetzten Sexualität setzt Moeller das Konzept taoistischer Liebeskunst entgegen, die zu freierem, unbegrenztem Erleben führen kann.

Der dritte Essay »Zwei Personen — eine Sekte« stellt die These auf, daß das Wesen der Sekte in der Zweierbeziehung beschlossen liegt. Nicht in Glaubensinhalten, sondern vielmehr in der Art der Bindung an eine Auffassung sei das Maß der Sektenhaftigkeit zu suchen. Sie bestehe in einer latent sexuellen Abhängigkeitsbeziehung zwischen Herrscher und Hörigem; die personengebundene Beziehung bildet den Hintergrund der abstrakteren zu einem Glauben. Es entstehen Realitätsentwürfe, die vor Ängsten einer Auslöschung des Selbst schützen. Moeller führt den Gedanken unterschiedlicher Realitäten weiter zur Behauptung einer »psychozialen Relativitätstheorie«. Sekten wären dann nur eine extreme Ausprägung relativer Sektenhaftigkeit von Wirklichkeitskonstitution überhaupt. In seinem vierten Aufsatz »Geburt des Kindes — Tod der Liebe?« spürt Moeller jenen Problemen nach, denen ein Paar ausgesetzt ist, wenn das erste Kind geboren wird. Die Liebe gehe in dieser Situation oft unter, weil beide Partner auch Bedürfnisse nach Versorgtwerden entwickeln. Da diese aber wechselseitig nicht erfüllt werden können, erlebt jeder, so Moeller, den anderen nach dem Muster der eigenen, unzulänglichen Mutter. Es gehe darum, »Lebenskunst« als Wiederauferstehung der »guten Mutter« zu üben.

Mitunter, besonders jedoch im ersten Essay, läuft das Buch Gefahr, in Wissenschaftskitsch abzugleiten. Vor allem, wenn der Autor sich bemüht, weniger theoretisch und eher erfahrungsnah zu schreiben, gerät er leicht in das Fahrwasser eines harmonistischen Eifers. Der Vorwurf seiner Frau, die »Zwiegespräche« seien ein »Beglückungsprogramm«, läßt sich im Gesamtduktus des Buches nicht so leicht von der Hand weisen, wie Moeller es tut. Dennoch, wo der Autor zu seiner Fähigkeit steht, Erfahrungen gerade durch theoretische Reflexionen nahe zu kommen, in solchen Passagen sind die Überlegungen nicht nur von einleuchtender Klarheit, sondern bewegen sich auch dicht an den Gefühlen der Leser weiter. Das Buch ist eine Gratwanderung, bei der die Balance nicht immer gehalten wird.

Angelika Ebrecht (West-Berlin)

## Geschichte

**Diestelmeier, Friedrich: Soziale Angst.** Konservative Reaktionen auf liberale Reformpolitik in Rußland unter Alexander II. (1855-1866). Verlag Peter Lang, Frankfurt/M., Bern, New York 1985 (X, 452 S., br., 75.- DM)

Seit dem 18. Jahrhundert standen in Rußland Staat und Adel in einem wechselseitigen Abhängigkeitsverhältnis. Nicht nur, daß der Adel die tragende Stütze der Monarchie bildete und diese dem Ersten Stand wesentliche Vorrechte garantierte, auch die enge Verschränkung von ländlicher Sozialverfassung — vorab der patrimonialen Verfügungsgehalt adliger Gutsbesitzer über leibeigene Bauern — und Verwaltungswesen führte dazu, daß jede größere Veränderung eines dieser Bereiche ins Mark des Gesellschaftssystems treffen mußte. Dies erwies sich als schwerwiegendes Hindernis für tiefgreifende Reformen, bis die Niederlage im Krimkrieg 1856 dazu einen nicht mehr abweisbaren Anstoß gab. Die jetzt einsetzenden Veränderungen, namentlich die Befreiung der Bauern aus der Leibeigenschaft (1861), erschütterten die russische Gesellschaft von Grund auf und stellten insbesondere die Loyalität des Adels in Frage.

Der Adel war keineswegs eine in sich geschlossene, homogene Schicht, sondern ökonomisch, sozial und politisch stark differenziert. Diestelmeier, der dies — auch in seiner regionalen Unterschiedlichkeit — vielleicht noch schärfer hätte herausarbeiten können, konzentriert seine Untersuchung auf die konservativ denkenden mittleren Gutsbesitzer unter den Landadligen, die mit 100 bis 500 Leibeigenen nicht so arm waren, um mit allen Kräften für den Lebensunterhalt sorgen zu müssen, und nicht so reich, um fernab der Alltagsprobleme wie der Hochadel ein Luxusleben in den beiden Hauptstädten Petersburg und Moskau oder im Ausland führen zu können. Für sie bedeutete die Agrarreform einen radikalen Einschnitt in ihre Lebensweise, eine Bewirtschaftung ihrer Höfe ohne Leibeigene konnten sie sich kaum vorstellen, und sie waren es, die sich nun politisch artikulierten und öffentlich engagierten.

Da es kein Verfahren gab, um gesellschaftliche Interessen zu äußern, und angesichts der Reformen ihr Vertrauen in den Zaren und das System angeschlagen war, machte sich unter dem bislang desinteressierten Landadel ein Gefühl der Machtlosigkeit und des Ausgeliefertseins breit — es entstand soziale Angst. Um sich Gehör zu verschaffen, beschritten die Gutsbesitzer zunächst altbekannte Wege: sie mobilisierten persönliche Beziehungen und schrieben Eingaben an die Obrigkeit. Als dies nichts nutzte, mußten sie sich nach dem Vorbild ihrer Gegenspieler, die sich in enthusiastischer Aufbruchstimmung von den Reformen eine bessere Zukunft und eine Überwindung der Entwicklungsdefizite erhofften, an die Öffentlichkeit wenden.

Damit gerieten sie jedoch in ein nicht auflösbares Dilemma. Autonome öffentliche Aktionen — selbst wenn sie wohlmeinend waren — widersprachen den Prinzipien der Autokratie; öffentliche Diskussionen und Kritik an der zarischen Selbstherrschaft hatten gerade unter den Konservativen in der Vergangenheit als revolutionär gegolten. Wenn sie sich jetzt Mitteln — wie der Presse — bedienten, die sie vorher als Begleiterscheinungen von Rationalität und Aufklärung verdammt und als gefährlich »liberal« und »demokratisch«, als staatszersetzend, bekämpft hatten, dann trugen sie zur Auflösung der traditionellen Ordnung bei, die sie eigentlich erhalten wollten. Dabei gingen einige so weit, daß sie die Beteiligung gewählter Adelsvertreter an der Regierung forderten — dies hätte das Ende der Autokratie bedeutet (und griff im übrigen auf ein traditionelles Alternativkonzept zum zarischen Patrimonialanspruch zurück).

Daß die konservativen Adligen mit ihrer politischen Aktivität gegen ihre eigenen Grundsätze verstoßen mußten, zeigte den Bruch der Interessenidentität zwischen Adel und Autokratie an. Diese hatte selbst ihre Schwäche offenbart, als sie sich — in unge-

wohnter Weise — um Zustimmung zu den Reformen bemühte und Adelskomitees zur Beratung heranzog. Die Destabilisierung der überlieferten Ordnung verstärkte die Zukunftsangst der Konservativen. Konkret richteten sich ihre Befürchtungen gegen einen Verfall der Autoritäten, gegen wirtschaftlichen Niedergang, gegen den Verlust sozialer Identität und gegen einen drohend heraufziehenden Bauernaufstand — die furchtbare Erhebung unter Pugačev 1773-1775 war noch in lebendiger Erinnerung — oder gar gegen eine Revolution.

Gerade die aus den Ängsten heraus entstandenen Äußerungen wirken häufig sehr aktuell. Diestelmeiers gründliche und anregende Untersuchung, die auch auf Material aus Moskauer und Leningrader Archiven beruht, kann deshalb über die Erhellung einer historischen Periode hinaus einen Beitrag zur vergleichenden Erforschung konservativen Verhaltens in der Krise leisten.

Heiko Haumann (Freiburg i.Br.)

**Süß, Walter: Die Arbeiterklasse als Maschine.** Ein industrie-soziologischer Beitrag zur Sozialgeschichte des aufkommenden Stalinismus. Otto Harrassowitz, Wiesbaden, Berlin 1985 (XIV, 283 S., br., 36,- DM)

Walter Süß liefert mit seiner im Rahmen eines Forschungsprojektes über »Industrialisierung und Stalinisierung« entstandenen Arbeit einen wichtigen Beitrag zur Analyse derjenigen Faktoren, die die Durchsetzung des stalinistischen Machtsystems begünstigten. Er geht aus von den Strukturproblemen der nachholenden Industrialisierung in der Sowjetunion, insbesondere der Mittelknappheit und dem Bedarf an Arbeitskräften, die hauptsächlich aus der Bauernschaft rekrutiert werden mußten. Als angesichts dieser Schwierigkeiten gegen Ende der zwanziger Jahre die Entscheidung über den zukünftigen Industrialisierungskurs zu fällen war, standen zwei Modelle zur Wahl. Der »westeuropäische«, speziell »deutsche« Weg als Vorbild sah eine eher langsame Industrialisierung mit »organischer« Entwicklung vor, die auf einer breiten Facharbeiterschaft gründete und eine geringe Spezialisierung der Produktion, dafür aber verhältnismäßig hohe Stückkosten bedeutete. Die Alternative folgte dem »amerikanischen« Weg, der von einer Massenproduktion in Riesenbetrieben mit modernster Technologie und hoher Spezialisierung, damit niedrigen Stückkosten gekennzeichnet war. Hierbei benötigte man weniger Facharbeiter, statt dessen eröffnete sich die Möglichkeit — vor allem wenn man die »wissenschaftliche Arbeitsorganisation« und die Erfahrungen von Taylorismus und Fordismus konsequent nutzte —, Bauern als angelehrte Arbeiter rasch massenhaft einzusetzen. Das Arbeitskräfteproblem schien lösbar zu sein. Deshalb ist es durchaus verständlich, wenn viele sowjetische Politiker — wengleich von anderen heftig kritisiert — dieses Konzept als das der damaligen Lage angemessene befürworteten.

Als dann 1929 die Parteiführung um Stalin in einer sich zuspitzenden Situation sich gegen Opponenten durchsetzte, die Flucht nach vorn antrat und die Industrialisierung durch eine immer stärkere Konzentration der Mittel auf einige wenige Prioritätsbereiche und dabei auf Riesenunternehmen vorantrieb, entbehrte dies nicht der Rationalität. Das Modell funktionierte jedoch nicht. Insbesondere sanken die Stückkosten nicht wie geplant. Die Disproportionalität der Wirtschaft vertiefte sich mehr und mehr. Dies bereitete den Boden für eine immer stärkere Zentralisierung. Indem die Arbeiter durch das neue Produktionssystem formiert, diszipliniert und mobilisiert wurden, verwandelten sie sich in von den Produktionsmitteln getrennte, auf Teilfunktionen reduzierte Ausführungsorgane und gerieten in einen Gegensatz zur Betriebsleitung. Zugleich verfügte nun im Rahmen der Konzentration ökonomischer Macht die Führungsschicht über den Prozeß von Produktion und Reproduktion. Damit waren, so Süß, neue Herrschaftsverhältnisse und eine neue Produktionsweise, die er die »stalinistische« nennt, entstanden.

In der Tat entfernten sich die Verhältnisse in der Sowjetunion während der zwanziger

Jahre immer weiter von den in der ersten Zeit nach der Oktoberrevolution von 1917 erfolgten Versuchen — die m.E. von Süß nicht durchweg zutreffend charakterisiert werden —, die Produktionsweise eng an die Hinweise bei Marx und Engels angelehnt in Richtung auf Sozialismus zu entwickeln, und mit dem Abbruch der Neuen Ökonomischen Politik 1929 trat eine entscheidende Wende ein. Süßs Arbeit läßt die soziologischen und konzeptionellen Hintergründe dieser Wende deutlicher als bisher hervortreten. Allerdings wird nicht so recht klar, was die von ihm eingeführte Kategorie »stalinistische Produktionsweise« im Wesen von der kapitalistischen unterscheidet. Für die weitere Erörterung dieser Frage bietet er aber eine solide Grundlage. Heiko Haumann (Freiburg i.Br.)

**Schmid, Robert: Das rot-schwarze Spanien.** Zur Rolle des Anarchismus im spanischen Bürgerkrieg. Verlag Rader, Aachen 1986 (176 S., br., 24.- DM)

In zahlreichen Publikationen zum spanischen Bürgerkrieg wird zwar auf die Aktivitäten der Anarchisten zwischen 1936 und 1939 verwiesen, doch geraten sie — je nach dem politischen Standpunkt des Autors — entweder zu Operettenrevolutionären oder zu trotzkistischen Agenten, wenn sie nicht in sympathisierender Verklärung zu Vertretern eines idealen Kommunismus werden. Eine analytische Studie zur Rolle des Anarchismus im spanischen Bürgerkrieg, die die objektiven Probleme der Realisierung einer sozialen Revolution im Krieg thematisiert, fehlte bisher, und es ist die Stärke von Schmid's Arbeit, daß er die zeitgenössische Diskussion in noch nicht ausgewerteten Zeitschriftenartikeln und Augenzeugenberichten in spanischer, katalanischer und portugiesischer Sprache dokumentiert. Durch ihren Dokumentarcharakter büßt die Arbeit allerdings einiges an selbstgesetztem theoretischem Anspruch ein: das »Spannungsfeld zwischen Theorie und Praxis« (5) taucht zwar in der Beschreibung in zahlreichen Einzelaspekten auf, doch gelangt Schmid nie so weit, das Scheitern anarchistischer Vorstellungen konsistent aus eventuellen theoretischen Defiziten abzuleiten. An entscheidenden Stellen wie etwa der Regierungsbeteiligung der CNT argumentiert er vielmehr mit Theorienlosigkeit und »von stark subjektiven Faktoren bestimmten Revolutionsvorstellungen« (155) — was den Gegensatz von Theorie und Praxis analytisch fixiert statt ihn in der konkreten historischen Situation zu dialektisieren.

Einen nicht weiter vertieften Hinweis zum Scheitern anarchistischer Vorstellungen findet man in der Schlußbetrachtung: anarchistische Ziele könnten dann realisiert werden, wenn sie »begrenzt bleiben und nicht den Anspruch erheben, gesamtgesellschaftlich übertragbar zu sein« (157). Gerade auf dem Hintergrund der aktuellen Diskussion um pluralen Marxismus, Dezentralisierung, Befreiungsbewegungen in der Dritten Welt wäre es sinnvoll gewesen, an der idealtypischen Konfliktkonstellation im spanischen Bürgerkrieg nachzuverfolgen, wie weit eine aus massiver Unterdrückung der Bauern entspringende »quasireligiöse Befreiungsideologie« (149) in einem gesamtgesellschaftlichen Kontext trägt und von wo an unvereinbare Schwierigkeiten zwischen Krieg und Revolution auftreten. Ein Beschreibung solcher Probleme liefert Schmid im zentralen zweiten Kapitel seiner Arbeit, in dem er an der Entwicklung der Milizen, der Industrie- und der Agrarkollektivierung die Transformation anarchistischen Gedankenguts bis hin zur Regierungsbeteiligung der CNT/FAI nachzeichnet. Auf allen Gebieten läßt sich beobachten, daß die Wirksamkeit der Anarchisten in dem Maße nachläßt, in dem konkrete lokale Kontexte durch großräumige Strategien ersetzt werden (müssen): die Milizen waren stark in Straßenkämpfen, sie scheiterten in langwierigen Stellungs- und erst recht in Bewegungskriegen (55), und offensichtlich gelang es der CNT-Führung nicht, die notwendige »Anhebung des Qualifikationsniveaus der Milizionäre« (60) mit den libertären Vorstellungen der Basis zu vermitteln. Die allseits genüßlich zitierten Klischees von der tragikomischen Disziplinlosigkeit der ohne jede Ausrüstung an die Front ziehenden Milizionäre, wie sie

etwa Orwell in »Mein Katalonien« schildert, werden auch bei Schmid wiedergegeben; sie werden aber nicht als Indizien einer mangelnden ideologischen Vermittlungsarbeit zwischen objektiver historischer Notwendigkeit und subjektiven Erwartungen der Beteiligten erkannt. Ähnlich in den Kapiteln über die Kollektivierung: hier konstatiert Schmid immer wieder, daß die CNT in dem Maße »politikfähiger« (123) wurde, in dem sie hierarchische Entscheidungsstrukturen einführt, was ein Tautologie ist, wenn man einen traditionellen Politikbegriff zugrundelegt, dagegen ein sehr aktuelles Problem, wenn es um partielle Durchsetzung anderer Politikformen geht — dies um so mehr, als die CNT 1951 in Toulouse ihre Regierungsbeteiligung im Rückblick selbst heftig kritisierte.

Auch der ideologischen Bindewirkung kollektiver Mythen und Ideale steht Schmid recht fremd gegenüber, und so ist die gesamte anarchistische Phase der Revolution für ihn ein abgeschlossenes Kapitel der Geschichte, in dem »hybride Äußerungen zu Nudisten und Vegetariern« (46) ebenso kopfschüttelnd konstatiert werden wie die Bedeutung der Familienideologie (99), die »heute kaum noch verständliche Faszination der russischen Revolution« (!)(27) oder das Charisma Durrutis (33). Der »reine Anarchismus (sei) ein nostalgisches Produkt einer vergangenen, vor allem agrarisch beeinflussten Epoche Spaniens« (156), der — offensichtlich als notwendiges Übel — »so lange (...) weiterexistieren (wird), wie nicht wesentliche Ursachen (Analphabetismus, Elend auf dem Lande, starres Verhalten der Großgrundbesitzer und Unternehmer) beseitigt sind.« (157) Aber vielleicht hätte der Anarchismus dann die Chance, erst richtig anzufangen?

Claudia Albert (West-Berlin)

**Schwarz, Hans-Peter: Die Ära Adenauer.** Epochenwechsel. Mit einem einleitenden Essay von Johannes Gross. Geschichte der Bundesrepublik Deutschland, Dritter Band, Deutsche Verlags-Anstalt Stuttgart, F.A. Brockhaus, Wiesbaden 1983 (462 S., Ln., 168.- DM, Halbleder 220.- DM)

Der zweite Band von Schwarz' Darstellung »Die Ära Adenauer« (zum ersten Band vgl. die Rezension in Argument 155) behandelt die Periode in Adenauers Politik, die insbesondere von zeitgenössischen Gegnern mit Kennzeichnungen des Scheiterns belegt wird. Schwarz versucht hier eine Revision. Eine zentrale Stelle bei der Begründung seines Urteils nimmt die Berlin-Krise ein. Der Autor, welcher sich insgesamt um »relativierende Perspektive und ironische Halbdistanz« als Stilmittel bemüht (388), vermeidet hier triumphalistisches Pathos nicht. »Größe des Abwehrsieges« (250), »ein unvorstellbarer Triumph« (249): dies ist für ihn das dominante Ergebnis. Adenauers Festigkeit hatte den Hauptanteil daran: »In Wirklichkeit war er der Retter des freien Berlin.« (254) Dieser außenpolitische Erfolg verband sich mit einem innenpolitischen Sieg: der sowjetische Aggressionsversuch — so interpretiert Schwarz die Chruschtschow-Politik 1958-1961 — habe zugleich die SPD auf Adenauers Kurs gebracht. Allerdings: »Genau besehen, dokumentiert die stillschweigende Preisgabe der offenen Grenzen zur Ostzone natürlich auch ein Scheitern seiner Wiedervereinigungsstrategie, die auf Befreiung der Ostzone mit Hilfe der westlichen Verbündeten setzte.« (147) Schwerer noch wiegt für Schwarz, daß der Abwehrkampf um Berlin die Bundesrepublik — inzwischen »auf dem besten Wege, eine selbstbewußte westeuropäische Großmacht zu werden« (250) — wieder zur stärkeren Unterordnung unter ihre westalliierten Schutz- und ehemalige Besatzungsmächte gezwungen habe. Dies »brachte aber in den außenpolitischen Stil Bonns jene ängstliche Behutsamkeit und jenen Mangel natürlichen Selbstbewußtseins hinein, die für abhängige Kleinstaaten charakteristischer sind als für einen Staat vom Potential der Bundesrepublik.« (251) Diese Hypothek geht, laut Schwarz, aber nicht in erster Linie zu Lasten Adenauers, der sich bis zuletzt um eine Ausweitung der Handlungsmöglichkeiten der Bundesrepublik gegenüber dem Osten und um die Chance eines Zugangs um Atomwaffen bemüht habe. Erfolg oder

Scheitern seiner Politik seien nach seinem Rücktritt und Tod eben in hohem Maße in die Hände seiner Nachfolger gegeben gewesen: »In der Frage der Ostgebiete ist Bonn Anfang der siebziger Jahre faktisch zu Kreuze gekrochen. An das Offenhalten der nuklearen Option war bald nicht mehr zu denken.« (375) Die Züge scheinbarer Starrheit und Sterilität in Adenauers später Ostpolitik werden im Lichte der späteren Erfahrungen mit der sozial-liberalen Koalition positiver gesehen: »Daß die Anerkennungs- und Entspannungspolitik in eine ähnlich unfruchtbare Wüste führen würde wie die vorhergehende Politik der Stärke, sollte erst die Zukunft lehren.« (380)

Weniger milde sieht Schwarz die innenpolitische Bilanz Adenauers: dieser habe den »Abmarsch in den Wohlfahrtsstaat« (358) nicht verhindern können, ja ihn sogar aus wahl-taktischen Gründen gefördert. Hier wirkte sich auch die pluralistische Struktur der Union aus. Die Spiegel-Krise ist für Schwarz vor allem das Ausgangsdatum für einen liberalistischen Niedergang der Staatsautorität. »Die Aktion lief von Anfang an schief.« (270) »Allem Anschein nach hatte man in der Leitung des Spiegel noch rechtzeitig über das geplante Vorhaben Wind gekriegt.«

Die SPD kommt auch in Schwarz' zweitem Band zur »Ära Adenauer« schlecht weg (vgl. 198). Das Godesberger Programm ist für ihn »einschläfernd«, »die dürftige theoretische Gestalt dieses Kommissionsprodukts« (ebd.) nur die Hülle eines ausschließlich taktischen Zwecks.

Hans-Peter Schwarz stellt sich in diesem Buch sehr deutlich als ein neuer Richter im Umkreis der Union dar. Diese Präsentation erfolgt durch Thesenbildung und Gestus. Auf den Seiten 356 und 357 bringt er ein ausführliches Zitat: »Es war also ein unwahrscheinlicher Glücksfall für Deutschland und den ganzen Westen, daß das erste Jahrzehnt der deutschen nachnazistischen Rekonvaleszenz von der ruhigen Männlichkeit Dr. Konrad Adenauers bestimmt wurde ... Der steife, autoritäre, konservative, einwandfreie und sogar irgendwie arrogante Dr. Adenauer war genau der Mann, den die nervenzerrütteten Deutschen brauchten. Daß es ihn gab, als sie ihn brauchten, ist der große Haupttreffer der deutschen Geschichte.« Es handelt sich um ein Allerweltszitat, wie Schwarz selbst einräumt: »Dieser Feststellung aus dem Jahr 1959 wären zahlreiche andere gleich oder ähnlich klingende Äußerungen unschwer zur Seite zu stellen.« Bei einem Autor, der so überlegt zitiert und anspielt, ist die Auswahl der Bezugsstelle kein Zufall. Sie ist von William S. Schlam.

Politische Positionsbestimmung ist eine Sache, literarische und historiographische Qualität eine andere. Schwarz verfügt über einen breiten Quellenfundus und handhabt die von ihm gewählte Methode der »darstellenden Geschichtsschreibung« sehr ansprechend. Die Umfänglichkeit der beiden Bände »Die Ära Adenauer« wird die Entdeckung ihrer literarischen Reize auf die Dauer nicht verhindern. Diese können dazu beitragen, daß das Geschichtsbild der fünfziger und sechziger Jahre — einen entsprechenden, noch nicht realisierten politischen Kontext vorausgesetzt — konservativ bestimmt wird.

Georg Fülberth (Marburg)

## Verfasser/innen

A: =Arbeitsgebiete; V: =Veröffentlichungen M: =Mitgliedschaften

- Albert, Claudia. 1953; Dr.phil., DAAD-Lektorin in Frankreich. V: *Der melancholische Bürger* (1981). A: Exil, Arbeiterkultur-Theorie. M: GEW
- Anders, Günther. 1902; promovierte 1923 bei E. Husserl, Mitinitiator der internationalen Anti-Atombewegung. V: *Der amerikanische Krieg in Vietnam oder philosophisches Wörterbuch heute*, in *Argument* 45 (1967); *Die Antiquiertheit des Menschen* (Bd.1: 1960; Bd.2: 1980); *Ketzereien* (1982). M: PEN Wien, Akademie der Künste Berlin Blankenburg, Ursula. 1950; Studium der Germanistik und Politologie, arbeitet in einem Berufsorientierungsprojekt für arbeitslose Jugendliche. V: *Frauenformen*, AS 45 (Mitautorin. 1980). A: Frauenbewegung, Sprach- und Literaturwissenschaft. M: SFBW, GEW
- Böttcher, Wolfgang. 1953; Wiss. Ang. am Inst. für Schulentwicklungsforschung der Univ. Dortmund. V: *Ungleichheit im Bildungswesen* (1985); *Sozialpädagogik und Berufspädagogik* (Mitautor. 1986). A: Soziologie der Erziehung, Soziale Ungleichheit. M: GEW
- Boni, Manfred. 1947; Dr.phil., Bibliothekar. V: *Produktivität und Arbeitslosigkeit* (1984); *Von den Gewerkschaften des Herbstes zum Herbst der Gewerkschaften* (1983). A: Arbeitsmarkt; europäische Integration
- Decker, Claudia. 1963; Studium der Philosophie und Religionswissenschaft. A: Religion und Philosophie im Verhältnis zu Naturwissenschaft und Technik
- Dirks, Walter, Prof.Dr.h.c., 1901; nach einem theologisch-soziologischen Studium Mitarbeiter der pazifistisch-katholischen Rhein-Mainischen Volkszeitung (1924-1935) und der Frankfurter Zeitung (1935-1943); nach der Befreiung zus. m. Eugen Kogon Hrsg. der *Frankfurter Hefte*, seit 1985 Mithrsg. der *Neuen Gesellschaft/Frankfurter Hefte*. 1956-1966 Leiter der Hauptabteilung Kultur des WDR. Lebt in Wittnau bei Freiburg als freier Schriftsteller
- Ebrecht, Angelika. 1957; Wiss. Mitarbeiterin am Psychologischen Institut der FU Berlin. A: Ästhetische Theorie, Wiss.- und Erkenntnistheorie, Psychoanalyse, Psychologiegeschichte
- Ecarius, Jutta. 1959; Diplom-Pädagogin
- Edel, Antje. 1959; Diplom-Sozialwirtin, kfm. Angestellte. M: IG Metall
- Fülberth, Georg. 1939; Dr.phil., Prof. f. Politikwissenschaft an der Univ. Marburg. V: *Leitfaden durch die Geschichte der Bundesrepublik Deutschland* (1983); *Konzeption und Praxis sozialdemokratischer Kommunalpolitik 1918-1933* (1984); *Die Beziehungen zwischen SPD und KPD in der Kommunalpolitik der Weimarer Periode 1918/19-1933* (1985). A: Geschichte der Kommunalpolitik; CDU/CSU; Geschichte der Arbeiterbewegung. M: DKP, BdWi, GEW
- Göbel, Eberhard. 1951; Dr.rer.pol., wiss. Ang. an der FU Berlin. A: Ärzteausbildung; Arbeit und Gesundheit
- Gottwalz, Evelin. 1955; Studium der Psychologie. V: *Weibliche Lebensperspektiven und Männer*, in: *Der Widerspenstigen Lähmung*, AS 130 (Mitautorin. 1986). A: Biografische Frauenforschung
- Grünefeld, Hans-Dieter. 1955; arbeitsloser Lehrer (Deutsch/Geschichte), Doktorand und Lehrbeauftragter (Literaturwiss.) an der Univ. Bremen. A: Kultur/Literatur und Arbeitsmigration. M: GEW
- Haug, Frigga. 1937; Dr.phil. habil. Dozentin an der Hochschule für Wirtschaft und Politik Hamburg. Hrsg. des *Argument*. V: *Argument-Sonderbände zur Automationsforschung* 7, 19, 31, 43, 55, 67, 79 und *Handbuch Widersprüche der Automationsarbeit* (zus.mit Projekt Automation und Qualifikation, 1975ff.); *Frauenformen*, AS 45 (Hrsg., 1980); AS 90 (Hrsg., 1983); *Subjekt Frau*, AS 117 (Mithrsg., 1985); *Der Widerspenstigen Lähmung*, AS 130 (Mithrsg., 1986). A: Arbeit und Automation; Frauenforschung, Methoden
- Haug, Wolfgang Fritz. 1936; Dr.phil., Prof. für Philosophie an der FU Berlin. V: *Kritik der Warenästhetik* (1971, 1983); *Vorlesungen zur Einführung ins »Kapital«* (1974, 1975); *Theorien über Ideologie*, AS 40 (Mitautor. 1986); *Warenästhetik und kapitalistische Massenkultur* (1980); *Der Zeitungsroman oder der Kongress der Ausdrucksberater* (Realsatire, 1980); *Die Camera obscura der Ideologie*, AS 70 (Mitautor. 1984); *Pluraler Marxismus* (1985/87); *Die Faschisierung des bürgerlichen Subjekts*, AS 80 (1986). M: GEW
- Haumann, Heiko. 1945; apl. Prof. f. neuere und osteuropäische Geschichte an der Univ. Freiburg. V: *Arbeiteralltag in Stadt und Land*, AS 94 (Hrsg., 1982); *Kapitalismus im zaristischen Staat* (1980). A: Russ. und sowjet. Sozial- und Wirtschaftsgeschichte; Vergleichende Regionalgeschichte. M: GEW, BdWi
- Hauser, Kornelia. 1954; Studium der Soziologie. V: *Frauenformen* 1 und 2, AS 45 und 90 (Mitautorin. 1980 u. 1983); *Geschlechterverhältnisse und Frauenpolitik*, AS 110 (Mitautorin. 1984); *Subjekt Frau*, AS 117 (Mithrsg., 1985). A: Ideologietheorie; Subjekttheorie; Frauenbewegung. M: SFB Hamburg, *Argument*-Frauenredaktion
- Herrgott, Gerhard. 1952; Dipl.-Math., studiert Klavier an der Hochschule der Künste Berlin
- Hickethier, Knut. 1945; Dr.phil., Privatdozent, wiss. Autor. V: *Grenzgänger — Schauspieler zwischen Theater und Kino* (Hrsg., 1986); *Medienzeit -- Beschleunigung und Verlangsamung* (1986). A: Fernsehen; Film; Hörfunk; Literatur; Theater
- Hinz, Manfred. 1952; Dr.phil., wiss. Ass. an der Univ. Augsburg. V: *Fichtes »System der Freiheit«* (1981); *Die Zukunft der Katastrophe* (1985). A: Politische Philosophie des 16. und 17. Jh. in Italien und Spanien; Faschismus
- Jäger, Michael. 1946; Dr.phil. V: *Über Macht und Parteien*, in: *Marxismus und Theorie der Parteien*, AS 91 (1983); *Die Methode der wissenschaftlichen Revolution*, AS 137 (1985). A: Parteien; Neokorporatismus; Wissenschaftstheorie. M: GEW, DVPPW
- Kandzora, Gabriele. 1951; Gesamtschullehrerin, z.Zt. Doktorandin. A: Politische und pädagogische Psychologie; Bildungs- und Schulforschung

- Kerelhut, Barbara*, 1956: Dipl.-Soz., Soziologin in einer AB-Maßnahme des ÖPNV. V: *Geschlechterverhältnisse und Frauenpolitik*. AS 110 (Mitautorin, 1984); *Subjekt Frau*. AS 117 (Mitautorin, 1985). A: Ehe; Familie; Marxismus, Feminismus. M: SFB-Hamburg
- Klönne, Arno*, 1931: Dr.phil., Prof. an der Univ.-GH Paderborn. V: *Die deutsche Arbeiterbewegung* (1980); *Jugend im Dritten Reich* (1984); *Zurück zur Nation?* (1984). A: Soziale Bewegungen; Soziologie des deutschen Faschismus
- Kruse, Norbert*, 1954: Lehrer, z. Zt. arbeitslos, und Doktorand in Hamburg. A: Literaturdidaktik; Kulturtheorie; Persönlichkeitstheorie. M: GEW, SPD
- Kübler, Hans-Dieter*, 1947: Dr.rer.soc., Prof. an der Univ. Bielefeld. V: *Neue Medien und Jugendhilfe* (Mitautor, 1984); *Jenseits von Orwell* (Hrsg., 1984); *Computer und Lernen* (Hrsg., 1987). A: Kommunikations- und Medienwissenschaft/-pädagogik. M: GEW, GMK (Ges. f. Medienpädagogik u. Kommunikationskultur)
- Kunsmann, Wilfried*, 1949: Wiss. Mitarbeiter. V: *Kritische Theorie von der Geschichtstheologie bis zur Evolutionstheorie* (Hrsg., 1981); *Volkshochschulen zwischen Autonomie und Anpassung* (1986). A: Kritische Gesellschaftstheorie; Erwachsenenbildung; Militärpolitik; Neue Technologien
- Löw, Martina*, 1965: Studium der Erziehungswissenschaften an der Univ. Marburg. A: Sozialarbeit; feministische Wissenschaftskritik. M: Frauengrundstudium Marburg
- Lorenzen, Ralf-Peter*, 1958: Dipl.-Sozialpäd., z. Zt. arbeitslos; freie Mitarbeit beim Rundfunk. A: Sozialpolitik; Kulturpolitik
- Mariátegui, José Carlos*, 1894-1930; peruanischer Journalist, gilt als »erster Marxist« Lateinamerikas. Ein Europa-Aufenthalt 1919-1923 macht ihn zum scharfsichtigen Analytiker der europ. Arbeiterbewegung und des heraufziehenden Faschismus. In der antiimp. »Alianza Popular Revolucionaria Americana« (APRA) und als Hrsg. der Zeitschrift *Amauta* sucht er den Marxismus für die Analyse der konkreten Situation des Kontinents fruchtbar zu machen und in die kulturellen Traditionen einzupflanzen. 1928 Bruch mit dem APRA-Gründer Haya de la Torre und Gründung der Sozialistischen Partei Perus (PSP). V: *Siete ensayos de interpretación de la realidad peruana* (1928, dt. 1986 bei Argument)
- Meyer-Siebert, Jutta*, 1947: Dipl.-Psych., Lehrerin. V: *Weibliche Lebensperspektiven und Männer*, in: *Der Widerstandspenigen Lähmung*, AS 130 (Mitautorin, 1986). A: Verarbeitungsweisen von Berufsverbot; polit. Handlungsfähigkeit. M: GEW
- Meyer-Renschhausen, Martin*, 1950: Dr.rer.pol., Hochschulass. am FB Wirtschafts- und Rechtswissenschaften der Univ. Oldenburg. V: *Energiepolitik in der BRD* (1977); *Das Energieprogramm der Bundesregierung* (1981). A: Umwelt- und Energiepolitik; Kapitalkonzentration und Wettbewerb
- Müller-Jentsch, Walter*, 1935: Dr.rer.pol., Prof. f. Sozialwissenschaft an der Univ.-GH Paderborn. V: *Gewerkschaften in der Bundesrepublik* (Mitautor, 1975 u. 1977); *Anpassung an die Krise: Gewerkschaften in den 70er Jahren* (Mitautor, 1982); *Soziologie der industriellen Beziehungen* (1986). A: Arbeits- und Industriesoziologie; Industrielle Beziehungen; Sozialgeschichte des 19. Jh.
- Negt, Oskar*, 1934; Prof. f. Soziologie an der Univ. Hannover. V: *Keine Demokratie ohne Sozialismus* (1976); *Öffentlichkeit und Erfahrung* (zus. m. Alexander Kluge, 1972); *Geschichte und Eigensinn* (zus. m. Alexander Kluge, 1981)
- Niehaus, Brigitta*, 1957: Staatsexamen Germanistik/Geschichte-Pädagogik; unterrichtet Deutsch für ausländ. Stud. A: Deutsch als Fremdsprache; Interkulturelle Germanistik
- Niehoff, Erika*, 1951: Studium der Soziologie. V: *Frauengrundstudium* SH 44 u. 57 (Mitautorin, 1980). A: Frauenbewegung; Arbeiterbewegung. M: SFB-Hamburg
- Pollock, Griselda*, 1949; Ph.D. Kunsthistorikerin, lebt in London. V: *Framing Feminism: Art and the British Women's Movement 1970-1985* (Mitautorin, 1986); *The Challenge of Feminism: Rewriting Art History* (1986). A: Feminismus und (Post-)Modernismus; die Industriestadt in der brit. Malerei des 19. Jh.; van Gogh
- Robes, Jochen*, 1960; Studium der Publizistik an der Univ. Münster. A: Materialistische Kommunikationstheorie; Neue Medien bzw. Technologien
- Sauer, Christoph*, 1948; M.A., wiss. Mitarbeiter an den Univ. Leiden und Utrecht. A: Deutsch als Fremdsprache; Diskursanalyse; Sprache und Ideologie
- Schmitz, Ulrich*, 1948; Dr.phil., Akad. Rat für Germanistik/Linguistik an der Univ.-GH Duisburg. V: *Gesellschaftliche Bedeutung und sprachliches Lernen* (1978). A: Psycholinguistik; Semantik; Gegenwartssprache
- Sölle, Dorothee*, 1929; lebt in Hamburg als Schriftstellerin und hat seit 1975 eine Professur am Union Theological Seminary, New York. V: *Sympathie* (1978); *Im Hause des Menschenfressers* (1981); *Aufrüstung tötet auch ohne Krieg* (1982)
- Stede, Marga*, 1958; Staatsexamen Deutsch und Englisch. A: Altgermanistik
- Treber, Dietrich*, 1946; Wiss. Ang. V: *Das Schwulenbuch* (Mitautor). A: Persönlichkeitstheorie; Sozialarbeit mit Ausländern
- Weingarten, Michael*, 1954. A: Geschichte der Physik und Biologie; Wissenschaftstheorie. M: BdWi
- Wende-Hohenberg, Waltraud*, 1957; Doktorandin an der Univ.-GH Siegen. A: Literarische Situation im Nachkriegsdeutschland
- Wolf, Frieder O.*, 1943; Priv.Doz. an der FU Berlin. Mitglied der »Grünen im Europäischen Parlament«. Redakteur des *Argument*. V: *Wissenschaftskritik und sozialistische Praxis* (Mithrsg., 1972); *Umwege* (1983); *Für eine subversive Praxis der Philosophie*, in *Argument* 137 (1983). A: Philosophie, Politik
- Würzburg, Heinz-Gerd*, 1946; Dr.phil., Prof. an der Univ. Dortmund. V: *Kultur und Politik* (1978); *30 Jahre Fernsehalltag* (Mitautor, 1983); *Muskelmänner* (1987). A: Medienwissenschaft; Kultursociologie

# DÜSSELDORFER DEBATTE

Zeitschrift für Politik · Kunst · Wissenschaft

# JOURNAL FÜR SOZIALFORSCHUNG

## 1'87

- A. Hüfner: Wahlkreis  
 H. Platschek: Das wahre Leben  
 M. Voß: Briefe an Heinrich Mann  
 M. Schneider: Das Leben wird ein Epigramm. Zwei Szenen zu Georg Büchner  
 Th. Neumann: Minderheitsfähig. Über Günter Gaus' Buch »Die Welt der Westdeutschen«  
 Rafael de la Vega: Postmoderne Linke? Über die Tragik nicht nur der spanischen Linken II  
 H.-J. Krysmanski: Perspektiven der Gesellschaftstheorie. Je größer die Fragen, desto kleiner die Form der Antworten  
 J. Kuppe: »Neues politisches Denken« auch in der DDR? Dokumentation  
 I. Kant: Aus der Vorrede B zur *Kritik der reinen Vernunft*, 1787  
 WRL: Optimierung der Arbeitszeit statt Verkürzung. Thesen über Materialismus und Technik. 1. Teil

## 2'87

- H. Claas: Marx und Ford  
 M. Schneider: Ketzerische Betrachtungen über den gegenwärtigen Literaturbetrieb  
 B. Greiner: Intellektuelle und Politik in den USA  
 4. Jg. 1987

## 1'87

- Sonderheft Wahlforschung*  
 F. Birk/K. Traar: Der durchleuchtete Wähler — in den achtziger Jahren  
*Kommentare zu »Der durchleuchtete Wähler*  
 F.C. Engelmann/J.P. Johnston: Ein Vierteljahrhundert sozialpolitischer Wahlforschung in Österreich  
 K. Steiner: Kommentare zu ausgewählten Teilen von »Der durchleuchtete Wähler II«  
 P.A. Ulram: Kommentar zu »Der durchleuchtete Wähler II«  
 K. Blecha: Kommentar zu »Der durchleuchtete Wähler II«  
 A. Pelinka: Die Beweglichkeit hat schon begonnen  
 Ch. Haerpfer: Wahlgeschichte als Indikator politischer Modernisierung. Ein wahlsoziologischer Essay

## 4'86

- V. Schneider: Tauschnetzwerke in der Politikentwicklung  
 L. Lappe: Kontrolle des Arbeitsprozesses. Ein Beitrag zur Labour Process-Debatte  
 M. Haller: Die Legitimation der sozialen Ungleichheit im Wohlfahrtsstaat  
 A. Söllner: Otto Kirchheimer in Amerika  
 27. Jg. 1987

Erscheint monatlich (außer Juli/Aug.) — Herausgeber: Michael Ben, Peter Maiwald — Redaktion: Michael Ben, Peter Maiwald, Thomas Neumann — Organisation: Helga Bodensab — Einzelheftpreis 15,- DM, Abo 12,- DM + Versandkosten — Düsseldorf Debatte, Karl-Anton-Straße 16, 4000 Düsseldorf 1

Im Auftrag der Sozialwissenschaftlichen Studiengesellschaft (SWS) herausgegeben von Bernd Marin. — Redaktion: Peter Blaha, Vera Blaha, Gertrude Gugereil. — Erscheint vierteljährlich. Einzelheft: ÖS 95,-; DM 14,-; sfr. 14,-. Jahresabo: Einzelpersonen ÖS 300,-; für Lehrlinge, Schüler, Studenten, Wehr- und Zivildienstpflichtige ÖS 120,-; Redaktionsadresse: Maria-Theresien-Straße 9/8b, 1090 Wien

# kürbiskern

LITERATUR, KRITIK, KLASSENKAMPF

## 1'87

*Der Vernunft eine Gasse*

F. Hitzer: Oktober 86. Reykjavik, Issyk-Kul, Sofia ...

K. Konjetzky: Fragen eines lesenden Herausgebers

U. Rappenstein: Und ich sage »Gorki«

W. Roth: Überzählige Ausländer. Zimmermann zum Waldsterben

J. Linthicum: In die Schatten eintreten. Die Dinge des Dunkels

H. Klee: Astronomie, erster Teil

D. Scherf: Da sitzen wir nun mit der Zunge im Mund

D. Lattmann: Der Tod soll sterben. Brief an Ales Adamowitsch

E. Field Horine: Vernunft und Weltkrise

J. Kuczynski: Die Koalition der Vernunft

M. Lauffs: Am rechten Fleck das Herze. Politische Lyrik in einer CDU-Liedersammlung

Ch. Götz: »Nein, schläft nicht, während die Ordner der Welt geschäftig sind!«

N. Paech: Antilaudatio für einen Buchhalter des Kalten Krieges

H. Peitsch: »Madonna im Bombenhagel«. Der Literaturteil der Zeitschrift *Sirene* (1933-1942)

»Niemand hat mich vor den Nazis gewarnt, nichts hat mich dagegen immunisiert«. Oskar Neumann: Stenografisches Protokoll

K. Schumann-Schwab/R. Scheringer: Was in der Verfassung steht, hört sich heute an wie ein Märchen

5. Jg. 1987

Hrsg. Friedrich Hitzer, Klaus Konjetzky, Oskar Neumann, Hannes Stütz. — Redaktion: Friedrich Hitzer (verantwortl.), Klaus Konjetzky, Oskar Neumann. — Erscheint vierteljährlich. Einzelheft 8,50 DM; Jahresabo 32 DM; Studentenabo 27 DM. — Dammitz Verlag, Hohenzollernstr. 144, 8000 München 40

# Die Neue Gesellschaft Frankfurter Hefte

Zeitschrift für Demokratie  
und Sozialismus

## 12'86

J. Friedrich: Der lange Abschied vom Volksgerichtshof

B. Kreisky: Willy Brandt und die Sozialistische Internationale

*Metropole/Provinz*

T. Fichter: Provinz kontra Metropole

W. Hammann: Skyline

T. Schulz: Frankfurt — eine Metropole?

J. Dvorak: Wien bleibt Wien

M. Geis: Die Provinz

O. Münzberg: Leif — eine schlesische Kindheit in Franken

W. Euchner: Die Naziherrschaft — eine Normaltyrannei?

J. Seifert: Widerstand gegen die Ausgrenzung

B. Baars: Elemente einer Politik für mehr Umweltschutz und mehr Arbeitsplätze

W. Potratz: Technologiepolitik unter Konsenszwang

U. Sandfuchs: Umriss einer interkulturellen Erziehung

R. Eckert: Ausgrenzung einer neuen Unterschicht

33. Jg. 1986

Herausgegeben für die Friedrich-Ebert-Stiftung von Walter Dirks, Fügen Kopon, Heinz Kühn, Johannes Rau, Heinz O. Vetter, Hans-Jochen Vogel und Herbert Wehner. Redaktion: Peter Glotz (Chefredakteur), Rainer Diehl, Hans Schumacher (verantwortl.). — Erscheint monatlich. Einzelheft 9,50 DM zzgl. Versandkosten. Jahresabo 66 DM zzgl. Versandkosten. — Verlag Neue Gesellschaft, Godesberger Allee 143, 5300 Bonn 2

# Prokla

Zeitschrift für politische Ökonomie  
und sozialistische Politik



## 65'86

*Sozialstaat von morgen?*

B. Jessop: Der Wohlfahrtsstaat im Übergang vom Fordismus zum Postfordismus

M. Krätke: Sozialistische Steuerpolitik — gestern und morgen

F. Mußmann: Die Mindesteinkommensdiskussion. Überwindung der kapitalistischen Rationalität durch Entkopplung von Arbeit und Einkommen?

U. Wachendorfer: Sozialpolitik in Argentinien und Chile. Analyse einer Wende im Zeichen der Militärdiktatur

O. Kallscheuer: Gerechtigkeit und Freiheit bei Marx. Ethische Probleme bei Marx — Marxens Probleme mit der Ethik

M. Heinrich: Hegel, die »Grundrisse« und das »Kapital«. Ein Nachtrag zur Diskussion um das »Kapital« in den 70er Jahren

16. Jg. 1987

# rote blätter

## 1'87

*Hochschule*

Studentenbefragung in Oldenburg. RCDS-Dossier

*Den Frieden in sichere Hände*

Roundtable: Bundestagswahl gelaufen? CDU-Jugend

Süssmuth-Portrait

Fragen an die Friedensliste

Interview: Herbert Mies

*BRD*

Stahlhelmer und Faschismusaufarbeitung

## 12'86

*Studentenbefragung*

Die Studentenbefragung

Uni Frankfurt 2000

Vertragsprofessoren

Der Teilzeitstudent

Schwarzbuch Verfaßte Studentenschaft

Ausländische Studenten

Frauenstudium

Zukunftswerkstatt

Fachschaftsarbeit

*Kultur*

Faschismuskontroverse: Interview mit Prof. Mommsen

16. Jg. 1986

Herausgegeben von der »Vereinigung zur Kritik der politischen Ökonomie e.V.« — Redaktion: E. Altvater, G. Gensior, Th. Hahn, S. Heimann, K. Hübner, Th. Hurtienne, L. Lappe, B. Mahnkopf, W. Spohn, M. Stanger, Ch. Watkinson. — Erscheint viermal im Jahr. — Einzelheft 15 DM, im Jahresabo 12 DM. — Rotbuch Verlag, Postdamer Str. 98, 1000 Berlin 30. Redaktionsadresse: Postfach 100 529, 1000 Berlin 10

Herausgeber: Bundesvorstand des MSB Spartakus. — Redaktion: J. Sommer (verantwortlich), E. Eckhardt, L. Janssen, V. Kissel, M. Rittmeier (Gestaltung). — Erscheint monatlich. — Einzelheft 2 DM, Jahresabo 19,50 DM — Redaktionsanschrift: rote blätter, MSB Spartakus, Postfach 2006, 5300 Bonn 1, Telefon (0228) 222054. — Verlag: Weltkreis-Verlags-GmbH, Braunschweiger Straße 20, 4600 Dortmund

# SOCIALISM IN THE WORLD

Zeitschrift für  
Sozialistische Politik  
und Wirtschaft



## 57'86

A. Abdel-Malek: Socialist »Realpolitik« in the Making of the New World

W.F. Haug: Outlook for the Future of Marxist Theory

M.I. Basmanov: The Role of Socialism in Transforming International Relations

P. G. Casanova: The Crisis and the Course of History

W. Iskra/H. Cholaj: National and International Evolution of Real Socialism

E. Fröschl: The Austrian Way — The Perspectives of Social-Democrat Social Change in a Small Industrialized Central-European Country on the Threshold of the 21 Century

J. Pawlowicz: Socialism and the New International Order

V. Núñez de Escorcía: State Terrorism: A Crime against World Peace

V. Teitelboim: Socialism in Latin America on the Eve of the New Millennium

M. Nedelea/D. Csiki: Current Theoretical and Practical Problems of the Building of the Multilaterally Developed Socialist Society in Romania

K.Ota: The Role of Socialism in the 21st Century and the Possibility of Establishing a Nation without a Military Force

T. Hadjidemetriou: Socialism Has the Potential to Build a World of Freedom and Peace for All Mankind

Ch. Yong Hua: On Our People's Struggle for Socialist and Communist Construction

F. Cohen: La réponse du socialisme aux problèmes de l'époque

## 33'86

### *Aktuelle Kommentare*

#### *Analysen*

K. Neumann: Sozialdemokratie im Umbruch? Die SPD nach den Parteitag in Nürnberg und Offenburg

H. Glaser: Was heißt und zu welchem Ende betreibt man Kulturpolitik? Auseinandersetzung mit dem Kulturteil des SPD-Grundsatzprogrammwerfurs

G. Horetzki: Dimensionslos

Gedanken zum agrarpolitischen Teil des SPD-Grundsatzprogrammwerfurs

A. Westphal: Zu den außenwirtschaftlichen Passagen des Programmentwerfurs

M. Ristau/M. Gorholt: Überlegungen zu Situation und Perspektiven der Jusos

W. Michal: Ein Portrait des SPD-Chefideologen Peter Glotz

#### *Gewerkschaftskrisen*

E. Ott: Gewerkschaften und Sozialdemokratie. Zu Peter Glotz' Thesen zur gewerkschaftlichen Entwicklung und Perspektive

R. Greifenstein/P. Jansen/L. Kibler: Neue Technologien — Neues Management — Alte Gewerkschaften

M. Zauner: Gewerkschaften und Frauenförderpläne

S. Krätke: Erhaltung preiswerten Wohnraums und Konzepte zur Lösung des Neue-Heimat-Problems

R. Kunkel: Gewerkschaftsarbeit mit Jugendlichen

9. Jg. 1986

Editor: International Conference »Socialism in the World«, Cavar, and IC »Communist«, NIP Kommunist, Beograd, Yugoslavia. Auslieferung für BRD und West-Berlin: Argument-Vertrieb, Tegeler Str. 6, 1000 Berlin 65. Preise wie Argument-Sonderbände AS (ca. 300 S.)

Hrsg. Detlev Albers, Heinz Albrecht, Josef Hindels, Klaus Peter Kisker, Heinrich Lienker, Werner Loewe, H. Rasmeß, Klaus Thusing, Klaus-Peter Wolf. Redaktion: J. Blume, J. Günther, F. Heidenreich, K. Krusewitz, D. Scholz, A. Wehr, A. Westphal. - spw erscheint in 4 Heften jährl. Jahressumme 516 S. Einzelheft DM 9,80, im Jahresabo DM 7,- zuzügl. Postversand. — Bestellungen über spw-Vertrieb, Tegeler Str. 6, D-1000 Berlin 65

# WIDERSPRUCH

## Beiträge zur sozialistischen Politik

# wiener tagebuch

marxistische  
monatsschrift

## 12'86

A. Gorz: Jenseits von Arbeitsmoral und Arbeitsutopie

H.P. Vieli: Alternativbetriebe und praktische Moral. Kommen die Selbstverwalter ohne neue Werte aus?

### *Moral und Macht*

Sandoz & »Ethik« der Wirtschaftsfreiheit

A. Künzli: Sozialismus und Moral. Thesen zu einer emanzipatorischen Verantwortungsethik

A. Heller: Moralphilosophie und radikale Ethik. Anmerkungen zur Ethik von G. Lukács. Ein Briefwechsel

H. Kleger: Gerechtigkeit nach Marx und über ihn hinaus. Fragen der Ethik

M. Bondeli: Moral im Wandel der marxistischen Diskussion. Literaturbericht mit einem theoriegeschichtlichen Rückblick

P. Brückner: Über linke Moral

B. Rufer: Sind Frauen humaner als Männer? Notizen zum Aggressionstabus der Frau

B. Rothschild: »Linker Antisemitismus« — ein Gerücht über die Linke und ihre Moral?

### *Diskussion*

O.F. Walter: Vom Mannsein, von der Liebe & Gewalt

J. Juchler: Realsozialismus als Gesellschaftsformation?

A. Iseli: Keynesianismus hat nicht ausgedient! Eine Replik

N. Kriesi: Weltmarkt Korporatismus und der »Sonderfall Schweiz«. Ein Rezensions-Essay

Herausgegeben vom Redaktionskollektiv Widerspruch: Martin Bondeli, Franz Cabannes, Peter Farago, Pierre Franzen, Urs Hänsenberger, Urs Rauber, Giaco Schiesser. — Erscheint unregelmäßig. — Einzelheft Fr 9. — Redaktionsanschrift: Redaktionskollektiv Widerspruch, Postfach 652, CH-8026 Zürich

## 1'87

L. Spira: Die veränderte politische Landschaft

B. Roßmann: Steuerreform — aber wie?

E. Hackl: Fraga good bye. Zur Krise der spanischen Rechten

R. Monnerat: Tote Wasser, sterbende Wälder. Bewußtseins-Schock nach Tschernobäle

M. Reiman: Welche Bedeutung hat der 20. Parteitag der KPdSU heute?

C.-W. Macke: Die Grünen: Nur Avantgarde der Katastrophe?

J. Toth: Deutsche Dichter in Rumänien

K.-M. Gauß: Jakob Julius David oder die Tragödie der Anpassung

## 12'86

E. Natter: Alternative Beschäftigungsinitiativen in Österreich

C. Presciuttini: Das große Geschäft mit dem Tod

H. Gärtner: Das KSZE-Labyrinth

Z. Mlyňár: Probleme des politischen Systems in der Sowjetunion. Ausgangspunkt und Möglichkeiten einer politischen Reform Brief aus Warschau. Die ökologische Bombe und das neue Wirtschaftsdenken

I. Pollack: Nicht Afrikaner, sondern Universalist. Über den nigerianischen Nobelpreisträger Wole Soyinka

B. Perz: Lügen und Mythen zerstört? Großunternehmertum und Nationalsozialismus

Herausgeber: Verein »Freunde des Wiener Tagebuch«. — Geschäftsführender Redakteur: Leopold Spira. — Erscheint monatlich. — Einzelpreis ÖS 25.-; Jahresabo ÖS 230.- (Ausland ÖS 280.-/DM 40.-); Studenten ÖS 130.- (Ausland ÖS 200.-/DM 28.-) — Verlags- und Redaktionsadresse: Belvederegasse 10, A-1040 Wien

**Erziehungswissenschaft**

<i>Fromm, Claudia, u.a.</i> : Alltagsbewältigung. Rückzug — Widerstand? ( <i>J. Meyer-Siebert</i> ) .....	129
<i>Preissing, Christa, u.a.</i> : Mädchen in Erziehungseinrichtungen. Erziehung zur Unauffälligkeit ( <i>M. Löw</i> ) .....	130
<i>Hurrelmann, Klaus, u.a.</i> : Koedukation — Jungenschule auch für Mädchen? ( <i>B. Niehaus</i> ) .....	132
<i>Prenzel, Annedore</i> : Schulversagerinnen. Versuch über diskursive, sozialhistorische und pädagogische Ausgrenzungen des Weiblichen ( <i>J. Ecarius</i> ) .....	133
<i>Theling, Gabriele</i> : »Vielleicht wär ich als Verkäuferin glücklicher geworden.« Arbeitertöchter und Hochschule ( <i>E. Gottwalz</i> ) .....	135
<i>Siebenschön, Leona</i> : »Wenn du die Freiheit hast ...«. Die antiautoritäre Generation wird erwachsen ( <i>B. Ketelhut</i> ) .....	136

**Psychologie**

<i>Kuckhermann, Ralf, und Annegret Wigger-Kösters</i> : »Die Waren laufen nicht allein zum Markt ...« Die Entfaltung von Tätigkeit und Subjektivität ( <i>G. Kandzora</i> ) .....	138
<i>Kuckhermann, Ralf, und Annegret Wigger-Kösters</i> : »Gerade wenn es mir schlecht geht, brauche ich einen Arbeitsplatz ...« Eine Studie zur Arbeitsrehabilitation ( <i>N. Kruse u. D. Treber</i> ) .....	140
<i>Schubert, Volker</i> : Identität, individuelle Reproduktion und Bildung. Probleme eines aneignungstheoretischen Konzepts von Vergesellschaftung als Vereinzelung ( <i>K. Hauser</i> ) .....	142
<i>Richter, Horst Eberhard</i> : Die Chance des Gewissens. Erinnerungen und Assoziationen ( <i>A. Ebrecht</i> ) .....	143
<i>Moeller, Michael Lukas</i> : Die Liebe ist das Kind der Freiheit ( <i>A. Ebrecht</i> ) .....	144

**Geschichte**

<i>Diestelmeier, Friedrich</i> : Soziale Angst. Konservative Reaktionen auf liberale Reformpolitik in Rußland unter Alexander II. (1855-1866) ( <i>H. Haumann</i> ) .....	146
<i>Süß, Walter</i> : Die Arbeiterklasse als Maschine. Ein industrie-soziologischer Beitrag zur Sozialgeschichte des aufkommenden Stalinismus ( <i>H. Haumann</i> ) .....	147
<i>Schmid, Robert</i> : Das rot-schwarze Spanien. Zur Rolle des Anarchismus im spanischen Bürgerkrieg ( <i>C. Albert</i> ) .....	148
<i>Schwarz, Hans-Peter</i> : Die Ära Adenauer. Epochenwechsel. Mit einem einleitenden Essay von Johannes Gross. Geschichte der Bundesrepublik Deutschland. Dritter Band ( <i>G. Fülberth</i> ) .....	149

## Summaries

### **Wolfgang Fritz Haug: The Past Which Should Become the Future. On the Historians' Controversy**

The current discussion on the Future of the FRG is being displaced by discussing the past. The author analyzes a debate among West German historians about the »singularity« of Nazi crimes, which is perhaps unique in the history of the Federal Republic. One point of reference is the Imaginary in Chancellor Kohl's politics: the vision of a »free« (capitalistic) Greater Europe, tied to the »West«, which seems to be expected after some unmentionable victory over the Soviet Union, and whose main conflict is with the Third World. The front lines in this controversy are not Left vs. Right in the traditional sense. The »Moderates« and the traditional Conservatives adhere to the anti-fascist consensus as strongly as does the »Left«. The split is within the CDU/CSU. — The discussion of the questions raised by Nolte evokes the class character of Fascism, its underlying phantasms and wishes. These are again becoming virulent under changed conditions: the crisis-ridden transition to a computerized mode of production.

### **Georg Fülberth: »Middle« and »West«**

For the past quarter century, some conservative politicians have been trying to »modernize« the CDU's »Ostpolitik«. Their goal is to develop a policy which is no longer oriented on the fiction of a German empire within 1937 boundaries, but rather toward international »Western« interests. Until now, all attempts have failed. Instead, Alfred Dregger and — in the field of history — Michael Stürmer and Andreas Hillgruber are trying to create a new German-nationalist interpretation of the Federal Republic's NATO membership. Hans-Peter Schwarz's new interpretation of Adenauer also belongs in this category. Within these common efforts, nuances (for example, between Dregger and Stürmer) are noticeable. Jürgen Habermas' criticism is not comprehensive enough, because he adopts the orientation to the »West« and does not develop the category of imperialism.

### **Arno Klönne: »German History Continues«**

Attempts to revise historical approaches in reference to National Socialism concur with a contemporary political development: the New Right, and variations thereof, is gaining ideological momentum in the Federal Republic. Its aim is to break with the postwar German re-education. The New Right wants to »step out of Hitler's show« in order to remove doubts about a new »strong« state in Germany, authoritarian within and imperialist towards the outside.

### **Waltraud Wende-Hohenberger: The Scorned »Gnade der späten Geburt«**

While rightist-conservative politicians and historians are attempting to close the discussion on the National Socialist past, a simultaneous increased reflection on this past has begun in modern German literature. This is directed critically at Chancellor Kohl's phrase »Die Gnade der späten Geburt« (translatable as »the luck of having been born late enough«), which suggests that those Germans born after 1930 carry no responsibility for Nazi crimes and can have an un-selfconscious, »normal« relationship to the German past. The author indicates the literary techniques used by J. Becker, G. Heidenreich and P. Schneider to make the reader experience the guilt of those who were »born innocent«.

### **Oskar Negt: Excerpts from a China Journal**

Journal entries and theoretical essays reflect on a »historical provocation«: while Western societies herald the beginning of the postmodern era, the world's most populous land announces a modernization program. Is it possible that the recognition of the alien in the Chinese process of modernization might provide »Western« thought with new perspectives on the crisis of rationalism and modernism?

### **Griselda Pollock: Vision, Voice and Power. Feminist Art History and Marxism**

Until the late 18th century, the relationship between definitions of the artist and conceptions of femininity, though limiting, was not antagonistic for women. But with the consolidation of bourgeois society and ideology, a contradictory configuration of the Artist (man, the lone anti-social creator) and Woman (the maternal guardian of home) was constructed. This cultural division operated ideologically to reinforce the gender hierarchy based on the family. Using Marxist instruments, feminism can expose a new field in which the ideologies of gender difference and masculine domination are constructed and reproduced.

## Buchhandlungen

die das Argument-Verlagsprogramm vollständig am Lager haben

- Augsburg »probuch« GmbH, Gögginger Str. 34; Tel. 0821/579173  
Berlin 12 Buchladen am Savignyplatz, Carmerstr. 9; Tel. 030/3134017  
das europäische buch, Knesebeckstr. 3; Tel. 030/3135056  
Berlin 19 Buchhandlung G. Zimmermann, Schloßstr. 29; Tel. 030/3417432  
Berlin 33 das europäische buch, Thielallee 32; Tel. 030/8324051  
Jürgens Buchladen, Königin-Luise-Str. 40; Tel. 030/8315089  
Berlin 41 Wohlthat'sche Buchhandlung, Rheinstr. 11; Tel. 030/8511509  
Berlin 62 Elwert & Meurer, Hauptstr. 101; Tel. 030/784001  
Bremen 1 Georg-Büchner-Buchhandlung, Vor dem Steintor 56; Tel. 0421/72073  
Duisburg AGORA-Buchhandlung GmbH, Wallstr. 46; Tel. 0203/25507  
Essen Heinrich-Heine-Buchhandlung, Viehofer Platz 8; Tel. 0201/231923  
Frankfurt Buchladen Verlag 2000 GmbH, Jügelstr. 1; Tel. 0611/775082  
Wiss. Buchhandlung Theo Hector, Gräfestr. 77; Tel. 0611/777303  
Fulda Sozialwissenschaftliche Fachbuchhandlung, Friedrichstr. 24; Tel. 0661/74934  
Hamburg ARGUMENTE, Durchschnitt 21; Tel. 040/453680  
Heinrich-Heine-Buchhandlung, Grindelallee 26; Tel. 040/449778  
Buchladen Gegenwind, Grindelhof 45; Tel. 040/453801  
Hannover Internationalismus Buchladen, Königsworther Str. 19; Tel. 0511/17173  
Kassel Buchhandlung Wissen u. Fortschritt, Werner Hilpert Str. 5; Tel. 0561/15642  
ABC-Buchladen, Goethestr. 77; Tel. 0561/77704  
Köln 41 Der Andere Buchladen, Zülpicher Str. 197; Tel. 0221/420214  
Krefeld Der andere Buchladen, Dionysiusstr. 7; Tel. 02151/66842  
Marburg Politische Buchhandlung Roter Stern, Am Grün 28; Tel. 06421/24787  
Collectiv-Buchhandlung Wilhelm Liebknecht, Wettergasse 19; 06421/63662  
München 40 BASIS, Sozialwiss. Fachbuchhandlung, Adalbertstr. 41b; Tel. 089/2809522  
Münster Collectiv Buchhandlung, Roggenmarkt 15-16; Tel. 0251/51414  
ROSTA-Buchladen, Spiekerhof 34; Tel. 0251/44926  
Oldenburg Carl v. Ossietzky Buchhandlung, Achternstr. 15/16; Tel. 0441/13949  
Schwerte Buchhandlung Hubert Freistühler, Holzener Weg 31; Tel. 02304/80033  
Stuttgart Buchhandlung Wendelin Niedlich, Schmale Str. 9; Tel. 0711/223287  
Schweiz Bern, Münstergass-Buchhandlung, Münstergasse 41; Tel. 031/228218  
Zürich, Limmatbuchhandlung, Pinkus-Genossenschaft,  
Froschaugasse 7; Tel. 01/2512674  
Österreich Wien 1, Buchhandlung Heinz Kolisch, Rathausstr. 18; Tel. 0222/433221  
Wien 10, Karl Winter OHG, Landesgerichtstr. 20; Tel. 0222/421234

## Frauenbuchläden, die das Argument-Frauenprogramm führen

- Berlin 12 Lilith Frauenbuchladen, Knesebeckstr. 86-87; Tel. 030/3123102  
Berlin 62 Frauenbuchladen Labrys, Hohenstaufenstr. 64; Tel. 030/2152500  
Bielefeld bambule e.V., August-Bebel-Str. 154, Tel. 0521/68461  
Bonn Nora-Frauenbuchladen, Wolfstr. 30; Tel. 0228/654767  
Dortmund frauenbuchladen zimpzicke, Adlerstr. 45; Tel. 0521/68461  
Bremen Frauenbuchladen Hagazussa, Friesenstr. 12; Tel. 0421/74140  
Düsseldorf Frauen-Bücher-Zimmer, Duisburger Str. 50, Tel. 0211/464405  
Frankfurt 90 frauenbuchladen gmbh, Kiesstr. 27, Tel. 069/705295  
Göttingen Frauenbuchladen Laura, Burgstr. 3  
Hamburg 20 Frauenbuchladen »Von heute an«, Bismarckstr. 98; Tel. 040/4204748  
Hannover Annabee Frauenbuchladen, Hartwigstr. 7; Tel. 0511/324024  
Heidelberg Frauenbuchladen GmbH, Theaterstr. 16; Tel. 06221/22201  
Karlsruhe LUZIA frauen-buchladen, Viktoriast. 9; Tel. 0721/25446  
Kassel Aradia Frauenbuchladen, Reginastr. 14; Tel. 0561/17210  
Mannheim Frauenbuchladen Xanthippe, T3, 4; Tel. 0621/21663  
München 40 Lillemor's Frauenbuchladen, Arcisstr. 57; Tel. 089/2721205  
Osnabrück mother jones frauenbücher café, jahnstr. 17; tel. 0541/43700  
Tübingen Frauenbuchladen Thalestris, Bursagasse 2; Tel. 07071/26590  
Schweiz Bern, Frauenbuchladen, Münstergasse 41; Tel. 031/21285  
Zürich, Frauenbuchladen, Stockerstr. 37; Tel. 01/2026274